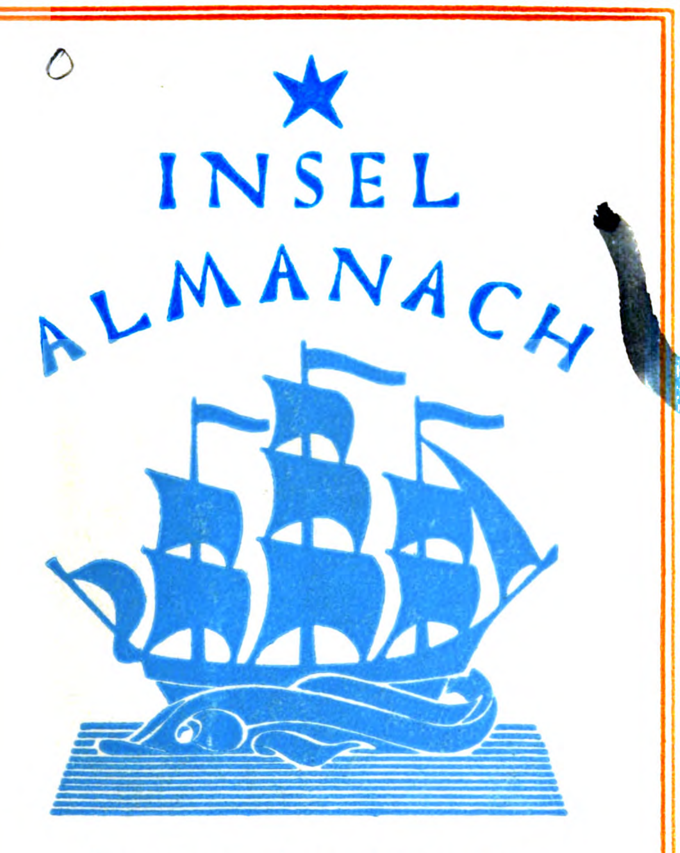


INSEL ALMANACH



AUF DAS JAHR ·1924·

Liesemutter
24. Dez. 1923.

INSEL ALMANACH

FÜR DAS JAHR

1924



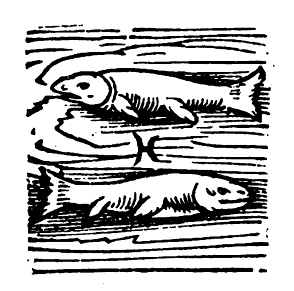
IM INSEL-VERLAG
LEIPZIG

KALENDARIUM

Was machst du an der Welt? Sie ist schon gemacht,
Der Herr der Schöpfung hat alles bedacht.
Dein Los ist gefallen, verfolge die Weise,
Der Weg ist begonnen, vollende die Reise:
Denn Sorgen und Kummer verändern es nicht,
Sie schleudern dich ewig aus gleichem Gewicht.

GOETHE





JANUAR

1	Neujahr	
2	Mittwoch	
3	Donnerstag	
4	Freitag	
5	Sonnabend	
6	S. n. Neujahr. Ep.	●
7	Montag	
8	Dienstag	
9	Mittwoch	
10	Donnerstag	
11	Freitag	
12	Sonnabend	
13	1. S. n. Epiphanias	☽
14	Montag	
15	Dienstag	
16	Mittwoch	
17	Donnerstag	
18	Freitag	
19	Sonnabend	
20	2. S. n. Epiphanias	
21	Montag	
22	Dienstag	○
23	Mittwoch	
24	Donnerstag	
25	Freitag	
26	Sonnabend	
27	3. S. n. Epiphanias	
28	Montag	
29	Dienstag	☾
30	Mittwoch	
31	Donnerstag	

FEBRUAR

1	Freitag	
2	Sonnabend	
3	4. S. n. Epiphanias	
4	Montag	
5	Dienstag	●
6	Mittwoch	
7	Donnerstag	
8	Freitag	
9	Sonnabend	
10	5. S. n. Epiphanias	
11	Montag	
12	Dienstag	☽
13	Mittwoch	
14	Donnerstag	
15	Freitag	
16	Sonnabend	
17	Septuagesima	
18	Montag	
19	Dienstag	
20	Mittwoch	○
21	Donnerstag	
22	Freitag	
23	Sonnabend	
24	Sexagesima	
25	Montag	
26	Dienstag	
27	Mittwoch	☾
28	Donnerstag	
29	Freitag	

♈

MÄRZ

1	Sonnabend	
2	Estomihi	
3	Montag	
4	Dienstag	
5	Mittwoch	●
6	Donnerstag	
7	Freitag	
8	Sonnabend	
9	Invocavit	
10	Montag	
11	Dienstag	
12	Mittwoch	
13	Donnerstag	☽
14	Freitag	
15	Sonnabend	
16	Reminiscere	
17	Montag	
18	Dienstag	
19	Mittwoch	
20	Donnerstag	
21	Freitag	○
22	Sonnabend	
23	Oculi	
24	Montag	
25	Dienstag	
26	Mittwoch	
27	Donnerstag	☾
28	Freitag	
29	Sonnabend	
30	Lätare	
31	Montag	

♉

APRIL

1	Dienstag	
2	Mittwoch	
3	Donnerstag	
4	Freitag	●
5	Sonnabend	
6	Judica	
7	Montag	
8	Dienstag	
9	Mittwoch	
10	Donnerstag	
11	Freitag	☽
12	Sonnabend	
13	Palmarum	
14	Montag	
15	Dienstag	
16	Mittwoch	
17	Donnerstag	
18	Karfreitag	
19	Sonnabend	○
20	Ostersonntag	
21	Ostermontag	
22	Dienstag	
23	Mittwoch	
24	Donnerstag	
25	Freitag	
26	Sonnabend	☾
27	Quasimodogeniti	
28	Montag	
29	Dienstag	
30	Mittwoch	

MAI

1	Donnerstag	
2	Freitag	
3	Sonnabend	●
4	Misericordias Domini	
5	Montag	
6	Dienstag	
7	Mittwoch	
8	Donnerstag	
9	Freitag	
10	Sonnabend	
11	Jubilate	
12	Montag	☽
13	Dienstag	
14	Mittwoch	
15	Donnerstag	
16	Freitag	
17	Sonnabend	
18	Cantate	○
19	Montag	
20	Dienstag	
21	Mittwoch	
22	Donnerstag	
23	Freitag	
24	Sonnabend	
25	Rogate	☾
26	Montag	
27	Dienstag	
28	Mittwoch	
29	Himmelfahrt	
30	Freitag	
31	Sonnabend	

JUNI

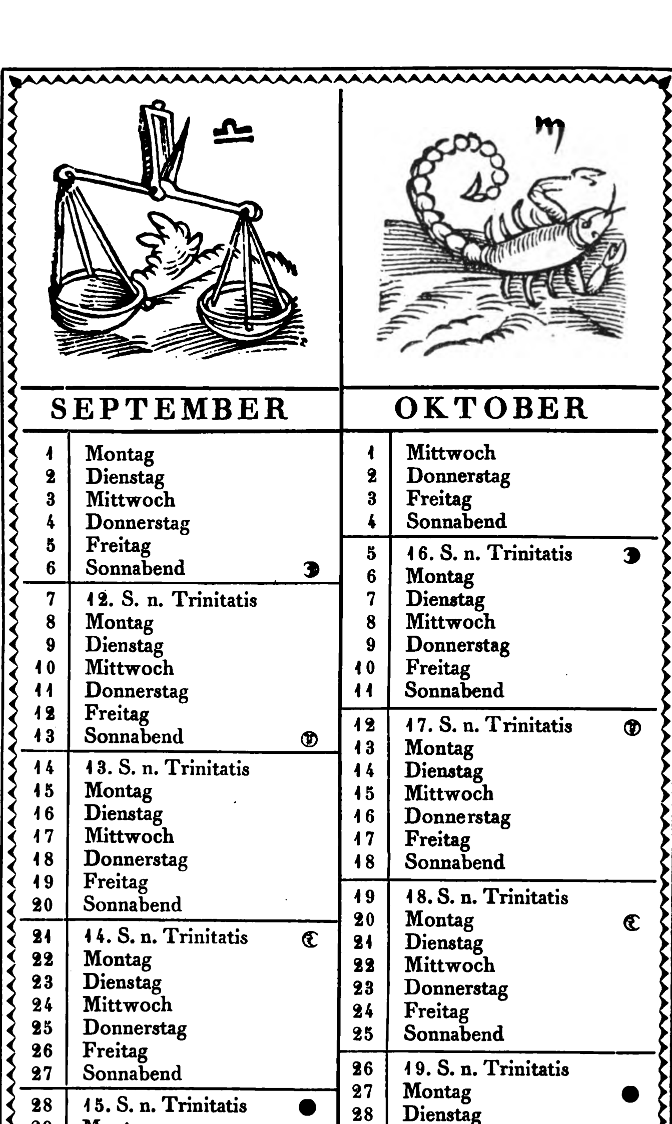
1	Exaudi	
2	Montag	●
3	Dienstag	
4	Mittwoch	
5	Donnerstag	
6	Freitag	
7	Sonnabend	
8	Pfingstsonntag	
9	Pfingstmontag	
10	Dienstag	☽
11	Mittwoch	
12	Donnerstag	
13	Freitag	
14	Sonnabend	
15	Trinitatis	
16	Montag	
17	Dienstag	○
18	Mittwoch	
19	Donnerstag	
20	Freitag	
21	Sonnabend	
22	1. S. n. Trinitatis	
23	Montag	
24	Dienstag	☾
25	Mittwoch	
26	Donnerstag	
27	Freitag	
28	Sonnabend	
29	2. S. n. Trinitatis	
30	Montag	

JULI

1	Dienstag	
2	Mittwoch	●
3	Donnerstag	
4	Freitag	
5	Sonnabend	
6	3. S. n. Trinitatis	
7	Montag	
8	Dienstag	
9	Mittwoch	☽
10	Donnerstag	
11	Freitag	
12	Sonnabend	
13	4. S. n. Trinitatis	
14	Montag	
15	Dienstag	
16	Mittwoch	○
17	Donnerstag	
18	Freitag	
19	Sonnabend	
20	5. S. n. Trinitatis	
21	Montag	
22	Dienstag	
23	Mittwoch	☾
24	Donnerstag	
25	Freitag	
26	Sonnabend	
27	6. S. n. Trinitatis	
28	Montag	
29	Dienstag	
30	Mittwoch	
31	Donnerstag	●

AUGUST

1	Freitag	
2	Sonnabend	
3	7. S. n. Trinitatis	
4	Montag	
5	Dienstag	
6	Mittwoch	
7	Donnerstag	
8	Freitag	☽
9	Sonnabend	
10	8. S. n. Trinitatis	
11	Montag	
12	Dienstag	
13	Mittwoch	
14	Donnerstag	○
15	Freitag	
16	Sonnabend	
17	9. S. n. Trinitatis	
18	Montag	
19	Dienstag	
20	Mittwoch	
21	Donnerstag	
22	Freitag	☾
23	Sonnabend	
24	10. S. n. Trinitatis	
25	Montag	
26	Dienstag	
27	Mittwoch	
28	Donnerstag	
29	Freitag	
30	Sonnabend	●
31	11. S. n. Trinitatis	



SEPTEMBER

1	Montag	
2	Dienstag	
3	Mittwoch	
4	Donnerstag	
5	Freitag	
6	Sonnabend	☽
7	12. S. n. Trinitatis	
8	Montag	
9	Dienstag	
10	Mittwoch	
11	Donnerstag	
12	Freitag	
13	Sonnabend	○
14	13. S. n. Trinitatis	
15	Montag	
16	Dienstag	
17	Mittwoch	
18	Donnerstag	
19	Freitag	
20	Sonnabend	
21	14. S. n. Trinitatis	☾
22	Montag	
23	Dienstag	
24	Mittwoch	
25	Donnerstag	
26	Freitag	
27	Sonnabend	
28	15. S. n. Trinitatis	●
29	Montag	
30	Dienstag	

OKTOBER

1	Mittwoch	
2	Donnerstag	
3	Freitag	
4	Sonnabend	
5	16. S. n. Trinitatis	☽
6	Montag	
7	Dienstag	
8	Mittwoch	
9	Donnerstag	
10	Freitag	
11	Sonnabend	
12	17. S. n. Trinitatis	○
13	Montag	
14	Dienstag	
15	Mittwoch	
16	Donnerstag	
17	Freitag	
18	Sonnabend	
19	18. S. n. Trinitatis	
20	Montag	☾
21	Dienstag	
22	Mittwoch	
23	Donnerstag	
24	Freitag	
25	Sonnabend	
26	19. S. n. Trinitatis	
27	Montag	●
28	Dienstag	
29	Mittwoch	
30	Donnerstag	
31	Freitag	





NOVEMBER

1	Sonnabend	
2	20. S. n. Trinitatis	
3	Montag	
4	Dienstag	☽
5	Mittwoch	
6	Donnerstag	
7	Freitag	
8	Sonnabend	
9	21. S. n. Trinitatis	
10	Montag	
11	Dienstag	○
12	Mittwoch	
13	Donnerstag	
14	Freitag	
15	Sonnabend	
16	22. S. n. Trinitatis	
17	Montag	
18	Dienstag	
19	Bußtag	☾
20	Donnerstag	
21	Freitag	
22	Sonnabend	
23	Totenfest	
24	Montag	
25	Dienstag	
26	Mittwoch	●
27	Donnerstag	
28	Freitag	
29	Sonnabend	
30	1. Advent	

DEZEMBER

1	Montag	
2	Dienstag	
3	Mittwoch	☽
4	Donnerstag	
5	Freitag	
6	Sonnabend	
7	2. Advent	
8	Montag	
9	Dienstag	
10	Mittwoch	
11	Donnerstag	○
12	Freitag	
13	Sonnabend	
14	3. Advent	
15	Montag	
16	Dienstag	
17	Mittwoch	
18	Donnerstag	
19	Freitag	☾
20	Sonnabend	
21	4. Advent	
22	Montag	
23	Dienstag	
24	Mittwoch	
25	1. Weihnachtsfeiertag	
26	2. Weihnachtsfeiertag	●
27	Sonnabend	
28	S. n. Weihnachten	
29	Montag	
30	Dienstag	
31	Silvester	



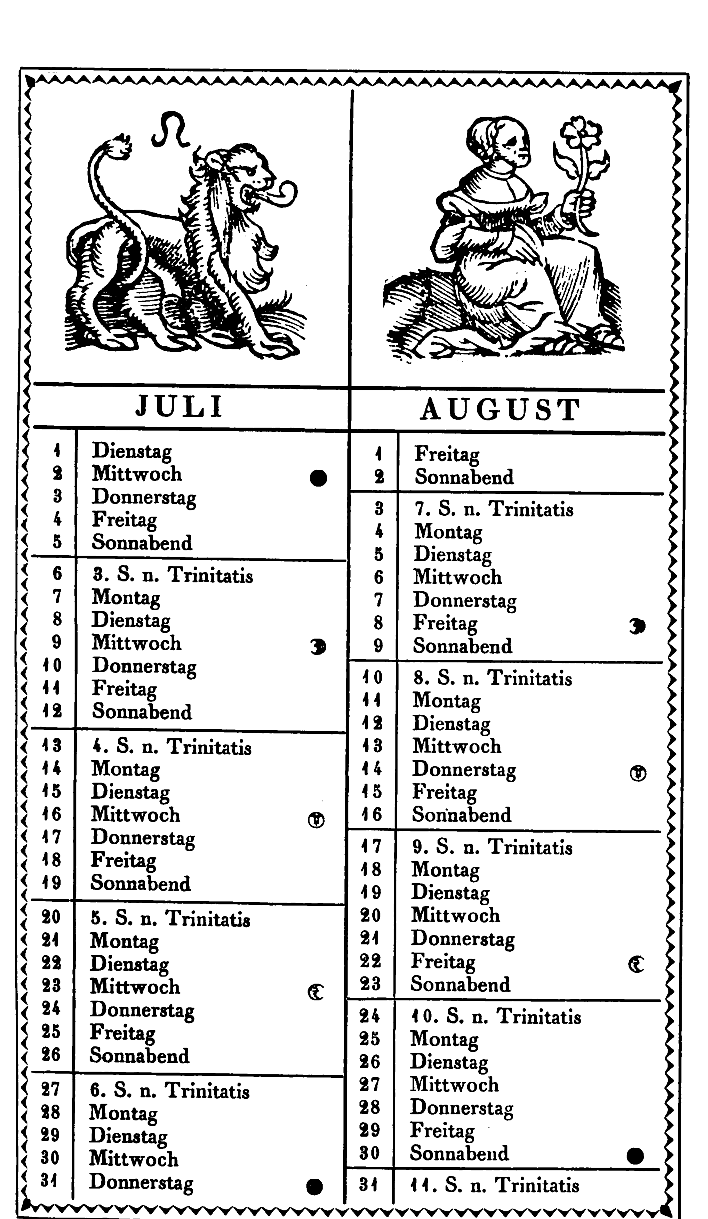


MAI

1	Donnerstag	
2	Freitag	
3	Sonnabend	●
4	Misericordias Domini	
5	Montag	
6	Dienstag	
7	Mittwoch	
8	Donnerstag	
9	Freitag	
10	Sonnabend	
11	Jubilate	
12	Montag	☽
13	Dienstag	
14	Mittwoch	
15	Donnerstag	
16	Freitag	
17	Sonnabend	
18	Cantate	○
19	Montag	
20	Dienstag	
21	Mittwoch	
22	Donnerstag	
23	Freitag	
24	Sonnabend	
25	Rogate	☾
26	Montag	
27	Dienstag	
28	Mittwoch	
29	Himmelfahrt	
30	Freitag	
31	Sonnabend	

JUNI

1	Exaudi	
2	Montag	●
3	Dienstag	
4	Mittwoch	
5	Donnerstag	
6	Freitag	
7	Sonnabend	
8	Pfingstsonntag	
9	Pfingstmontag	
10	Dienstag	☽
11	Mittwoch	
12	Donnerstag	
13	Freitag	
14	Sonnabend	
15	Trinitatis	
16	Montag	
17	Dienstag	○
18	Mittwoch	
19	Donnerstag	
20	Freitag	
21	Sonnabend	
22	1. S. n. Trinitatis	
23	Montag	
24	Dienstag	☾
25	Mittwoch	
26	Donnerstag	
27	Freitag	
28	Sonnabend	
29	2. S. n. Trinitatis	
30	Montag	



JULI

1	Dienstag	
2	Mittwoch	●
3	Donnerstag	
4	Freitag	
5	Sonnabend	
6	3. S. n. Trinitatis	
7	Montag	
8	Dienstag	
9	Mittwoch	☽
10	Donnerstag	
11	Freitag	
12	Sonnabend	
13	4. S. n. Trinitatis	
14	Montag	
15	Dienstag	
16	Mittwoch	○
17	Donnerstag	
18	Freitag	
19	Sonnabend	
20	5. S. n. Trinitatis	
21	Montag	
22	Dienstag	
23	Mittwoch	☾
24	Donnerstag	
25	Freitag	
26	Sonnabend	
27	6. S. n. Trinitatis	
28	Montag	
29	Dienstag	
30	Mittwoch	
31	Donnerstag	●

AUGUST

1	Freitag	
2	Sonnabend	
3	7. S. n. Trinitatis	
4	Montag	
5	Dienstag	
6	Mittwoch	
7	Donnerstag	
8	Freitag	☽
9	Sonnabend	
10	8. S. n. Trinitatis	
11	Montag	
12	Dienstag	
13	Mittwoch	
14	Donnerstag	○
15	Freitag	
16	Sonnabend	
17	9. S. n. Trinitatis	
18	Montag	
19	Dienstag	
20	Mittwoch	
21	Donnerstag	
22	Freitag	☾
23	Sonnabend	
24	10. S. n. Trinitatis	
25	Montag	
26	Dienstag	
27	Mittwoch	
28	Donnerstag	
29	Freitag	
30	Sonnabend	●
31	11. S. n. Trinitatis	



SEPTEMBER

1	Montag	
2	Dienstag	
3	Mittwoch	
4	Donnerstag	
5	Freitag	
6	Sonnabend	☽
7	12. S. n. Trinitatis	
8	Montag	
9	Dienstag	
10	Mittwoch	
11	Donnerstag	
12	Freitag	
13	Sonnabend	○
14	13. S. n. Trinitatis	
15	Montag	
16	Dienstag	
17	Mittwoch	
18	Donnerstag	
19	Freitag	
20	Sonnabend	
21	14. S. n. Trinitatis	☾
22	Montag	
23	Dienstag	
24	Mittwoch	
25	Donnerstag	
26	Freitag	
27	Sonnabend	
28	15. S. n. Trinitatis	●
29	Montag	
30	Dienstag	

OKTOBER

1	Mittwoch	
2	Donnerstag	
3	Freitag	
4	Sonnabend	
5	16. S. n. Trinitatis	☽
6	Montag	
7	Dienstag	
8	Mittwoch	
9	Donnerstag	
10	Freitag	
11	Sonnabend	
12	17. S. n. Trinitatis	○
13	Montag	
14	Dienstag	
15	Mittwoch	
16	Donnerstag	
17	Freitag	
18	Sonnabend	
19	18. S. n. Trinitatis	
20	Montag	☾
21	Dienstag	
22	Mittwoch	
23	Donnerstag	
24	Freitag	
25	Sonnabend	
26	19. S. n. Trinitatis	
27	Montag	●
28	Dienstag	
29	Mittwoch	
30	Donnerstag	
31	Freitag	



NOVEMBER

1	Sonnabend	
2	20. S. n. Trinitatis	
3	Montag	
4	Dienstag	☽
5	Mittwoch	
6	Donnerstag	
7	Freitag	
8	Sonnabend	
9	21. S. n. Trinitatis	
10	Montag	
11	Dienstag	○
12	Mittwoch	
13	Donnerstag	
14	Freitag	
15	Sonnabend	
16	22. S. n. Trinitatis	
17	Montag	
18	Dienstag	
19	Bußtag	☾
20	Donnerstag	
21	Freitag	
22	Sonnabend	
23	Totenfest	
24	Montag	
25	Dienstag	
26	Mittwoch	●
27	Donnerstag	
28	Freitag	
29	Sonnabend	
30	1. Advent	



DEZEMBER

1	Montag	
2	Dienstag	
3	Mittwoch	☽
4	Donnerstag	
5	Freitag	
6	Sonnabend	
7	2. Advent	
8	Montag	
9	Dienstag	
10	Mittwoch	
11	Donnerstag	○
12	Freitag	
13	Sonnabend	
14	3. Advent	
15	Montag	
16	Dienstag	
17	Mittwoch	
18	Donnerstag	
19	Freitag	☾
20	Sonnabend	
21	4. Advent	
22	Montag	
23	Dienstag	
24	Mittwoch	
25	1. Weihnachtsfeiertag	
26	2. Weihnachtsfeiertag	●
27	Sonnabend	
28	S. n. Weihnachten	
29	Montag	
30	Dienstag	
31	Silvester	



REGULA KREUZFEIND

Legende von Albrecht Schaeffer

REGULA, als sie zwölf Jahre zählte, beschloß auszuwandern. Wie ging das zu? So ging das zu, daß sie bei also geringem Alter schon viele Drangsale zu dulden hatte, was von einer absonderlichen Natur ihres Herzens herrührte, nämlich folgendermaßen.

Regulam, die von allem Anfange an ein gescheites Pflänzlein gewesen, das eher plappern lernte als kriechen, und das man schon in dem zartesten Alter auf einem Sesselchen treffen konnte, Bein mit Beine gedeckt und die Hände gefaltet, worauf es die Augen erhob und eine gewaltige Frage, die es erwogen, über Himmel und Erde auftat: Regulam nahm ihre Mutter Christine in die Kirche mit, da sie fünf Jahre zählte, um ihr die Herrlichkeit Gottes in seiner Anbetung zu erweisen. Sie war aber noch nicht lange am Knien unter den übrigen Weibern, als sie einer großen Ungebühr inne wurde, dieweil das Kind laut mit den Zähnen klapperte und dazwischen tief seufzte. Die Mutter sah sich um und sah Regulae Antlitz, welches rund und fast knollig und immer schön rot anzusehen war, sah sie weiß wie der Wandkalk und mit kohlschwarzen Augen; und das Kind ächzte, als ob es Schmerzen litte, und sagte: »Ach, Mutter, der garstige Mann! Ach, der böse Mann!« Sagte das von dem guten Heiland, der auf dem Altare stand vor seinem Kreuz, an das er genagelt

war, und so groß war, als ob er lebte. Ein grausiger Anblick freilich in seinem hölzernen Leiden und Sterben. »Bist du wohl still!« raunte die Mutter, »der ist ja nicht bös!« Das Kind schwieg, doch es währte nicht lange, so ließ sich wieder das Zahnklappern hören, dann ein Schluchzen, dann wieder ein Klappern; es blieb der Mutter nichts übrig, als ihr Geschöpf in das Freie zu führen, damit es die Andacht nicht störe. Sie war eine fromme Frau und im Herzens-Grunde nicht unmild; führte das Kind auf dem Gottes-Acker umher, zeigte ihr die Blumen und hier und da in einem geschmiedeten Grab-Zeichen den armen Heiland, nur klein und nicht so schrecklich; und sie lehrte dem Kind seine große Güte, und daß es die Bösen waren, die mit ihm so verfuhren. Das Kind war still, sie brachte es heim, nahm die Postille und las ihm die Geschichte von der Weihnacht und mancherlei andres Ding aus dem wundertätigen Leben; wie er gut war und wie töricht die Menschen, und wie ihn Judas verriet; wie er gekreuzigt wurde und starb; wie er begraben wurde und wieder auferstand und gen Himmel fuhr zu großer Freude seines Vaters und aller Menschen, da er nun in der Glorie wohnt und uns Alle erwartet. Tat das Kind einen schweren Seufzer und fragte: »Hängt er dann nicht mehr an dem Holz?« »Er sitzt zur Rechten seines Vaters in einem ewigen Sonnenschein«, sagte die Mutter. »Ist ihm ganz wohl?« fragte die Regul. »Immerdar wohl«, bekräftigte sie. »Warum haben sie ihn denn wieder auf-

gehangen?« »Es ist ja nur ein Bild und ein Gleichnis,« erklärte die Mutter, »damit wir uns seiner Leiden erinnern.« »Wenn er aber doch in dem Himmelschein ist, warum muß er am Kreuz hängen?« »Ich sagte es doch, Kind, damit wir es nicht vergessen.« »Warum muß er so häßlich aussehen, wenn er es gut hat im Himmel oben?« »Das haben die Menschen getan!« »Haben sie ihn nicht begraben?« »Das haben sie wohl, du Quälgeist!« »Warum haben sie ihn nicht drinnen gelassen?« fragte das Kind. »Nun hab ich es dir zweimal gesagt,« versetzte Christine, »nun ist es genug.« Sie ließ ab von dem Kinde, ging an ihre Wirtschaft. Regula saß nachdenkend eine Weile, dann holte sie ihre Puppe aus dem Winkel, entkleidete sie splitternackt, fing an ihr Arme und Beine zu biegen, bald so und bald so, legte ihr zuletzt die ledernen Hände fest am Leib, umhüllte sie mit einem Lumpen und barg sie im Winkel. Plötzlich lief sie zur Mutter hin, die am Küchenherd stand und rührte, zupfte sie am Kleid und sagte: »Mutterle, warum haben sie ihn doch wieder aufgehangen?« »Dummes Kind,« schalt die Geplagte, »ich kann dichs nicht lehren, wart, bis du älter bist.«

Es begann aber hiermit eine Zeit des Kummers für Mutter und Kind. Denn da wieder der Sonntag kam und Christine den Kirchgang rüstete, sagte die Regul: »Ich will nicht!« und wehrte sich so und erhob ein solches Geschrei und Weinen, daß die Mutter sie im Zimmer verschloß und allein kirchwärts ging, voller

Leid über das ungeratene Wesen, auch voll Angst vor einem bösen Geist, der in Regula hauste und sie zwang, schon jetzt wie ein Ketzer zu reden. Und sie offenbarte es dem Priester. Der kam und begann Regulam nochmals zu unterweisen, hatte aber nicht bessere Wirkung als die Mutter vordem, und je länger es währte, um so stotziger wurde das Kind, sagte nur: »Warum haben sie ihn aber gehangen?« und war ihm nichts beizubringen. Stundan, wenn die Kirchen-Zeit kam, entlief es und barg sich im Walde, kam spät hervor und stand an der Kirchen-Tür, bis die Mutter heraustrat. Die wollt es nicht ansehn, ließ Regulam hinter sich schleichen, gab ihr kein Essen den Tag über, hatte aber selbst keinen Geschmack, kaute trocken, und so waren sie beide verstockt. Das Kind sah wohl den Kummer, es fühlte sich schuldig und konnte doch nicht anders. Weil nun die Mutter alle Morgen in die Frühmesse ging, so erhob es sich bald und fing an, allerlei Arbeit zu machen, so gut es konnte. Brachte Wasser zum Sieden, das schon über der Glut hing, wusch Geschirr ab vom gestrigen Tage, kehrte die Stube und trug Bett-Kissen ans Fenster. Kam die Mutter, lag es wieder auf seinem Bettsack, deckte sich und tat, als ob es schliefe. Die Mutter sah Alles innen voll Tränen; sagte aber nichts, dachte, das Kind tue es zur Buße. Am Sonntag jedoch wars wie vordem.

Kam nun die Zeit, daß Regula in die Schule gehen sollte. Die Mutter schickte sie hin; das Kind wußte den

Weg, trat in das Schul-Zimmer ein, setzte sich an einen Platz und sah, da sie die Augen erhob, einen Crucifixus an der Wand gegenüber, groß genug. Erschrak sie so heftig von dem Anblick, daß sie zittern mußte; hielt die Augen gesenkt, wußte sich lange nicht zu helfen. Endlich, da immer noch Kinder zur Türe hereintraten und der Lehrer draußen verweilte, stand sie leise auf, gewann die Tür und eilte davon. In die Stube daheim trat sie verzagt und so klein, daß die Mutter nichts hörte, die am Waschzuber stand und plantschte. Erst da sie einmal unversehens hinter sich blickte, stand das Kind bei der Tür, hatte die Tafel im Arm, war ganz gebückt. Da wußte sie gleich, was geschehen war, hatte ja selber vor dreißig Jahren auf derselben Bank vor dem Heiland gesessen; nun ward ihr höllenangst vor dem feindlichen Wesen, das aber schon schrie: »Tu mir nichts, Mutterle, tu mir kein Leid, ich kanns nicht sehn, wie er da hängen muß!« Denn so hatte das Antlitz der Guten sich verändert, daß ihr Kind es erkannte, obwohl es die Augen am Boden hatte.

Und nun ward es schlimm. Denn jetzt nahmen die Kinder der Sache sich an und führten sie mächtig durch. Wo die Regula sich hinkehrte, hörte sie rufen: »Kreuzfeind! Der Kreuzfeind ist da! Regula Kreuzfeind!« Das Wort, das Keiner erdacht hatte, war ihnen in den Mund gefahren und brannte darin, daß sie es ausspeien mußten, wo die Regul erschien. Alle standen ihr entgegen und ließen sie nicht herankommen. Eins, das heimtückisch

war, schlich hinter Regulam, stieß sie in den Nacken, daß sie fast niederfiel. Wo sie ging, tat ein Fenster einen Mund auf, der Kreuzfeind! schrie; die Zäune wurden lebendig, überall flog das giftige Wort, und als es einmal zwei großen Buben gelungen war, Regulam zu packen und ihr die Arme hinterwärts um ein Bäumchen zu ziehen, daß ihr fast die Schulterblätter zerbrachen, ging sie nimmermehr in das Freie hervor. Der Pfarrer kam noch ein- und zweimal; Regula weinte nicht mehr, bebte nur wie ein Laub, hatte alle Sprüche gelernt, die er ihr aufgegeben, sagte sie kaum vernehmlich. Es half aber nichts, und als sie das Crucifix küssen sollte, das seine knochige Hand vorstreckte, mußte sie sich erbrechen. So wars ersichtlich, daß ein unsauberer Höllen-Teufel drin wohnte. Der Pfarrer begann furchtbar: »Exorciso te, Satana!« und wetterte und schwor so entsetzlich, daß Regula steif ward und ohnmächtig niederfiel.

Als sie aufwachte, war sie in einer leeren Kammer, einen Strohsack unter sich, über sich an der Wand das hölzerne Crucifix, das nur armlang war, ein sehr armes Schnitzwerk, das den Leichnam in gräßlicher Hagerkeit zeigte. Alsbald trat die Mutter herein, setzte einen Wasserkrug an den Boden, legte ein Stück Brot hin und sagte, schon wieder zur Tür sich wendend: »Da bleibe nun. Ich will nicht glauben, daß du den Teufel hast. Wenn du ihn aber nicht hast, so will ich dich von hier nicht erlösen, bis du vor dem Heiland kniest

und sprichst, daß du ihn anerkennst.« Ging nach dem Wort und verschloß hinter sich die Tür.

Ach, laßt uns aber nicht verweilen bei den nächsten Stunden des Kindes. Als vor dem Schlafen-Gehn spät in der Nacht die Mutter jene Kammer betrat und nach Regula leuchtete, lag sie auf dem Strohsack, tief schlafend und heißrot im Gesicht. In den Armen hielt sie das Kreuz, da war aber kein Leichnam daran, und als die Mutter umhersah, gewahrte sie etwas im Winkel verborgen. Das stellte sich da heraus als der hölzerne kleine Leichnam, eingewickelt in die kleine Schürze des Kindes, doch waren ihm die dünnen Arme abgebrochen und fielen heraus; das Kind hatte sie wohl umbiegen wollen, da waren sie abgegangen. Überdem wußte die Mutter nicht, was sie glauben sollte. Denn so ruchlos erschien ihr die Vergreifung und so lieblich und voll sanfter Genugtuung die Tochter im Schlaf, daß sie es in ihrem Sinn nicht vereinen konnte und irr wurde an aller Möglichkeit und wie verstört und am Ende fremd und versonnen. Sie fing an und wurde verschwiegen, hütete sich vor den Leuten, bückte sich vor jedem, sprach leise kaum das nötigste Wort, wich kaum aus ihrem Hause und Garten. Und wie die Zeit ging, sah sie Regulam nicht mehr an, außer wenn sie hinter ihr war, scheu und wie ein fremdes Tier-Wesen im Raum, und ließ sie immer schalten, wie sie selber sich etwas vornahm. So wuchs Regula traurig die Sommer und Winter durch. Sie war immer gut bei Kräften gewesen,

lernte durch Absehn, was nötig war in dem Haushalt und was ihre Stärke vermochte; bald hatte sie das Meiste auf sich genommen mit Ausnahme der Mahlzeit-Bereitung, die Stuben zu pflegen, auch den Kuhstall, auf das Feuer zu achten und was daran sott oder briet, auf die Bäume zu steigen und die Äpfel und Birnen zu brechen. Und sie säete den Spinat, las die Raupen vom Kohl, jätete das Kraut und begoß und harkte, und da sie älter und stärker ward, grub und hackte sie fleißig. Bei alledem hatte sie fast kein Wort mehr zu sprechen, hatte keinen Gespielen; Stube und Garten, das war ihre Welt, da lachte kein Menschen-Mund. Doch war später die Weide zwischen Garten und Wald, die Rinder grasten geduldig, Vögel sangen über sie hin, der Wald hatte Stimmen und Winkel und manches schöne Geheimnis. Regula war braun, stämmig und hatte Augen wie Brombeeren unter fast rötlichem Haar, ihr Mund wurde süßer, aber wozu? Sie sprach nicht, sie wußte kein Lied, keine Schrift, sie hatte fast keinen Gedanken, sie dachte mit Sehen und Hören und mit dem Tun. Und allein, wenn sie auf einem Baumstumpf saß in dem hohen Gras, den Kopf auf den Knien, die Hände über den Füßen verschlungen, und so in die feurige Bläue des Himmels blickte, schläfrig, im Gehör allerlei Stimmen, Gesumm und die Lerche im Nichts, ganz fern einen Ruf im Dorf und das grüne Rauschen des Waldes, so dachte sie, daß sie ein Mensch war; Tränen liefen ihr über das Herz, sie bebte. Aber es blieb innen.

Manchmal war es, als ginge sie vor dem Weinen wie vor einer lautlosen Wand aus Wasser, die stürzte, konnte aber niemals hinein. Einen Vers hatte sie, der war so, wie Tau in der Blüte wird in ihr gebildet, und so trug sie ihn und sagte ihn in die Stille:

Ich bin traurig, Jesu Christ,
Daß du an dem Kreuze bist.
Wollte dich gern begraben,
Mutter wollt es nicht haben,
O wie könnten wirs lustig haben,
In dem Grabe,
In dem Grabe, im Himmelreich,
Hosianna!

Wenn sie das sagte, so kostete sie dann das Hosianna am Ende durch die anderen Worte hin schon zuvor wie eine fremde heilige Speise, den juwelenen Brosam, den sie als einzigen aus der Christen-Welt davongetragen hatte. Aber Christine, die Mutter, verzehrte sich innerlich in diesen Jahren, dann gab sie sich auf, es war, als ob sie sich vergäße und in sich hinein verschwände, und ihr Leben verlosch dann so wie das Licht am Docht, weil die Nahrung verzehrt ist. Sie war gestorben, wie sie im Bett lag; Regula fand sie des Morgens kalt und steif und begriff, was das war, saß lange bei der kummervollen Leiche, dachte, was nun kommen könnte, und da kam es ihr, weiß Gott woher, daß sie auswandern könnte. Ja, es kam, daß sie sich zusammennahm zu einem Widerstand und zu einer Hoffnung auf

ein anderes Leben in einem unendlich fernen Land, in das sie zu wandern sich sehnte mit solcher Inbrunst und Süßigkeit, als ginge es in die Bläue des Himmels hinein, und da läge es und wäre völlig gut. Vielleicht dachte sie auch, daß sie weit genug würde gehen können, um zu Menschen zu kommen, die nichts von ihr wußten, und daß sie stark war, um die Arbeit eines Erwachsenen zu verrichten, und in Haus und Garten und Stall erfahren genug. Also machte sie ein Bündel aus ihrer Werktags-Kleidung, legte einen halben Laib Brot und Speck und ein paar Kleinigkeiten hinein, die sonst nötig oder ihr lieb waren, ergriff ihren Stab, mit dem sie die Kühe gehütet hatte, und machte sich auf den Weg, nicht leichten Herzens, weil sie die Tote so liegen lassen mußte; aber die konnte sie auch nicht begraben. Am Leib hatte sie deren Festtags-Gewand, das nur wenig zu lang war, denn die Tote war kleiner Figur gewesen. Im Bündel war es zu unförmig, und sie schürzte es über den Hüften und band es mit einer Schnur auf, daß es bauschte. Es war von gründamastenem Stoff mit dreingewebten Blumen von gleicher Farbe, und ein Käpplein gehörte dazu von demselben Zeug, das über den Ohren schloß, unter dem Halse zu binden; hinten floß ihr Haarzopf heraus, der war rotbraun, kurz aber kräftig, und das Kleid stand weit und ging herab zu den Füßen. Da stand sie marschfertig und zauderte noch bei dem Leichnam. Aber Alles an ihr war rüstig geworden; sie mußte

aufbrechen und wandern, um schnell ihr Ziel zu erreichen.

Die Sommer-Straße war leer, da sie das eben sonntägliche Dorf hinter sich ließ, schon von allen Lerchen empfangen, die den Himmel erfüllten wie die Engel, wenn eine Seele heraufschwebt. Stille standen die Mauern des Korns, braungelb und in der Morgen-Glut zitternd, als ob sie lieber fallen möchten als stehen, und die Unendlichkeit gläserner Himmel machte das kleine Herz zu ewigen Wanderungen frisch. Da setzte sie Bein vor Beine und das dritte daneben, den Reise-Stecken; marschierte da im Takt eines unhörbaren Gesangs, der ihr Körperlein füllte, äugte umher wie ein Spatz, schwang ihr Bündel, stieß kräftig auf mit dem Stab und war immer in ihrem Leben so einsam und nie recht allein gewesen, daß sie die Einsamkeit heut wie eine Gesellschaft empfand; daß sie mit sich dahin wie mit einer Schwester schritt und allerdings laut zu schwatzen begann, Alles sich nannte — oder der Schwester —, was sie zu sehen bekam, dies putzig fand und das nützlich, und lachte und nicht erschrak vor der einsamen Kinder-Stimme in den Feldern. Wer sie gehört hätte und gesehn, der wäre vielleicht beklommen worden von dem grünen Wandeln im Sommer-Gefild, Stab und Bündel in Händen, ältlich von Kleidung, uralt von Augen, seltsam süß, blumenjung und braunflaumig von Wangen, die ganz lose ein goldfremdes Lächeln umflog.

Regula war entschlossen, den Tag durchzuwandern,

und sie führte es aus. In seinem ersten Halb gelang es ihr um so leichter, als freundliche Grüße und Lachen aus Türen und Fenstern im zweiten Dorf ihr anzeigten, daß sie für die Welt eine Fremde war und als solche herzlich empfangen; so ward der Ärmsten zum Trost, was anders dem Reichsten sonst in der Fremde zur Schwermut gedeiht, und munterer strebte sie vorwärts. Am Mittag hielt sie bei einem Tannen-Wald Rast und teilte ihre Speise mit einem Hüte-Jungen, der ein paar magere Kühe bewachte und so arm war, daß er nie eine Speckseite gesehn hatte wie Regulae ihre. Für das, was sie ihm mitteilte, freudvoll zum ersten Male in gleicher Gesellschaft speisend, zeigte er ihr Heidelbeer-Schläge im Wald, woran sie sich schwer satt aß, im Knien Händevoll blauer Beeren in den offenen Mund hineinschüttend. Alsdann schlief sie ganz selig im Schatten ein, am Waldrand neben dem Knaben, vom Geläut der Rinder eine Strecke Wegs in die Stille geleitet; und als sie erwachte, lag der Knabe schlafend an ihrer Brust, offenen Mundes atmend, als möchte er saugen, worüber sie lachte, denn er war älter als sie. Behutsam entfernte sie sich von ihm, stand auf und fand mit Bündel und Stab ihre Straße wieder.

Am Spätnachmittag wurde sie müde. Sie hatte in harten Schuhen die Füße wund gelaufen, schritt lange schon barfuß aus, Schuhe und Bündel und Kappe am Stab über dem Rücken, glühenden Angesichts und zerwehten Haars. Die Gegend war öde geworden, Heide

und Moor, selten waren die Dörfer, die Sonne brannte, der Geschmack der Beeren klebte und war bitter in ihrem Mund. Ein blaues Gebirg, auf das sie zuschritt, verharrte in aussichtsloser Unwandelbarkeit. Da sie wieder zu einem Weiler gelangte, dachte sie schon um Obdach zu bitten, gemahnte sich aber ihres Entschlusses, nicht Halt zu machen als unter dem ersten Stern. Den sah sie aber über dem Zwielicht funkeln, ohne daß weit und breit eine Behausung sich wies; sie ging und ging, nur die Füße bewußtlos bewegend, und als sie wieder aufsah, war es Nacht. Darum nicht mutlos geworden — denn es hatten sich unzählbare Sterne allerseits zu ihr genaht, funkelten mit Augen, und insbesondere war auch ein halber Mond über den Erdrand heraufgekommen und glühte honigfarbne Gemeinschaft —, nutzte sie ihre letzte Kraft, vorwärts pilgernd dem schon genäherten Ziele zu.

Und da war es nun. Da glänzte der Licht-Funken unter den Sternen hervor, rötlicher als sie, aber fast sternenhaft hoch über der Ebene. Es dauerte noch, bis sie an den Fuß eines steilen Hügels gelangte, von dessen Höhe das Licht glimmte, übrigens verschwindend, als sie unterhalb anlangte. Hier waren Fels-Wände, doch führten Wege und Treppen empor. Die bezwang sie mit neuer Munterkeit; oben war Wald, aber ein Pfad und wieder der Lichtschein. Regula trat auf einen freien Platz und sah vor sich eine kleine Kirche.

Das war nun eine Enttäuschung, denn was da im

Innern ihrer wartete, wußte Regula wohl. Immerhin war es möglich, daß der Gequälte am Holz hier nur klein war, so daß er nicht so erschreckte und sie ferne von ihm hinter einem Pfeiler in einer Bank schlafen ließ. Ferner bedachte sie, daß, wo eine Kirche stand, ein Dorf nicht weit sein konnte; aber nun war sie von Müdigkeit wie gelähmt, vermochte nur wankend noch die wenigen Schritte zu tun, um die Tür zu erreichen, klinkte auf und trat ein. Das kleine Innere war dämmerhell von zwei Kerzen, die in hohen Leuchtern vor dem Altare am Boden standen und über nichts Anderes schienen als einen offenen Sarg mit dem Verstorbenen drinnen. Das war nicht schön; da traf sie abends auf das, wovon sie morgens ausging. Aber viel weniger schön war der Gemarterte, der hinter dem Altar-Tisch stand, als hätte er die Füße darauf, größer fast als ein Mensch; und er war mit einer furchtbaren Kunst so zubereitet, daß er zu leben schien in dem Augenblick, wo er das Lama asabtani schrie: so warf er das Haupt über den Balken zurück, so waren seine Lippen offen verzogen, so empörte das Sterben die Brust, so sprangen die Rippen, krallten sich die Hände und wanden die Füße sich um den Nagel. Aus der Haut aber, die wie gegerbt war von der Säure des Sterbens, traten tausend Blutstropfen hervor, und wie die Kerzen sich regten, so flatterten die Knie, und das Blut-Wasser aus der Speer-Wunde floß über. Regula hatte in ihrem Leben kein solches Schrecknis gesehen. Sie brannte vor

Entsetzen, aber aus den Flammen reckte eine Lebens-Kraft sich im Nu zu einer Empörung auf, zu einem solchen Grimm und Jammer und Taten-Drang, daß ihr Herz Christe! Christe! schrie und: Ich kanns nicht ansehn, Herr, wie du leidest! Und nun wußte sie nicht, was geschah.

Denn sie war am Altar und hatte sich hinaufgeschwungen und kniete bei seinen Knien und stand aufrecht und war groß genug, an die Nägel der Hände zu reichen, und sie zerrte am ersten, und der flog heraus, und sie trat zu dem andern hinüber, aber da mußte sie etwas sehn. Die Hand, wo sie eben den Nagel löste, die senkte sich mit dem Arm; steif und nur so biegsam wie das Glied eines eben Verstorbenen senkte sich Arm und Hand, bis sie hingen. Regula faßte sie an; sie waren kalt, aber anders als Holz, samtener, weicher als Holz. Da riß sie den zweiten Nagel heraus, unbegreifend mit welcher Kraft, und auch dieser Arm fiel, daß er fast Regula schlug, und indem neigte der ganze Leichnam sich vor, sank in sich in die Knie, und da Regula sich bückte, fing sie den Stürzenden mit Nacken und Schultern auf, trug ihn, als wöge er nichts, und zog aus den Füßen den Nagel. Dann ließ sie ihn behutsam nach unten gleiten, von dem Tisch auf die Stufen, und kletterte nach und saß auf dem Teppich und hielt auf den Knien das schwere wunde Haupt mit dem Dornen-Kranz. Sie saß, wie mit ihm vorzeit seine Mutter gesessen, und eine unermeßliche Lebens-Last war gelöst, und so war sie

auch durch die Wand der Tränen gebrochen; die stürzte zusammen in ihr und strömte aus Augen und Mund mit unersättlichem Schluchzen: Hosianna!

Regula dachte, nun ausgeweint, daß dieses Werk erst begonnen und an sein Ende zu bringen war. Legte also den himmlischen Leichnam sanft hin, trat zu dem Sarg und beschaute den Inlieger. Da fand sich nun Wunderbares; daß nämlich dieser Leichnam der desselbigen Pfarrers war, der Regulam exorzisieren wollte; der hier eine andere Pfarre bekommen und sie soeben wieder verlassen hatte. »Siehe nun,« sprach zu ihm Regula, da sie ihn erkannte, »so ist es dahin mit dir gekommen, du zorniger Mensch, daß du heraus mußt aus deinem letzten Bett. Geduldig mußt du es aushalten, denn ich weiß mir anders nicht Rat, und ich will nun endlich meinen Heiland begraben.« Sprachs und packte sogleich den gewaltigen Mann, der er war, obschon tot; und es gab einen Ruck, da hatte sie ihn schon heraus wie eine riesige Puppe gezogen und auf den Estrich gelegt. Da lag er todstille und rührte sich nicht; Regula aber in ihrer Kraft trug den ärmsten Heiland herbei, bettete ihn auf das Linnen, und da sie die Hände hinlegen wollte, so erwies es sich, daß die grausam gesperrten mit den wulstigen Rändern der Wund-Male weich genug waren, um die Finger ineinander zu schließen. Alles schlief, und Regula griff nach dem Sarg-Deckel, hob ihn hoch und legte ihn über; und alsbald, weil sie einen Kasten dastehen sah mit Handwerks-Zeug

und hinlänglich großen Nägeln, schallten die Schläge ihres Hammers in die Stille der Kerzen hinein, daß die frommen Wölbungen dröhnten.

Da war der Sarg verschlossen. Wo aber ein Sarg und ein Toter ist, wußte die Regul, war ein Grab auch fertig oder doch halb. Eh sie noch wußte wie, nahm sie den Sarg: einen Arm untergeschoben, einen darüber gestreckt, schwang sie ihn sich auf den Rücken, rückt' ihn zurecht auf der Achsel und schritt sehr klein darunter, aber aufrecht und festen Ganges in das Freie hinaus. Ja, der Friedhof war draußen, die Kreuze standen im Mond, Regula schritt über die Grab-Hügel hinweg, als wären sie Maulwurfs-Hügel, und da war auch das frische Loch, freilich die Tiefe erst halb gewonnen, aber in der aufgeworfenen Erde stak der Spaten. Regula setzte die Bürde nieder, griff zum Spaten und schaufelte sich rüstig in die Erde hinunter. Der Spaten klang hell in der Nacht, die Erde scholl dumpf, wenn sie fiel, und rauschte und rieselte an den Wänden; der Schatten des Sarges lag über dem Grab, hoch oben stand der silberne Mond und blickte hinunter, sah aber nichts als den Grabscheit-Stahl, der blitzte, wenn er nach oben flog und sich drehte, um die Erde zu stürzen; Regulam unten im Grab, wo sie fleißig war, sah er nicht.

Jedoch ein andres Geschöpf hatte nicht Alles, doch das Meiste, was Regula vollbrachte, mit angesehn. Das war der Leichen-Wächter, ein Bauernbursch, der sich in einen Beichtstuhl gesetzt hatte, um sich da in Kissen

dem guten Schlaf zu ergeben; Regula sah ihn nicht, denn er schlief hinter Vorhängen. Er erwachte auch erst bei der Rede, welche die Regul über den Pfarrers-Leichnam häufte, sah Christi Leib auf den Fliesen und rührte sich nicht vor abgründiger Furcht, dieweil er den Toten in Regulae Armen aus dem Sarg fahren sah und weiter alle Unholds-Kraft in dem Kinde, das den Gekreuzigten hertrug und legte, und das die Nägel in den Schrein hämmerte so laut und so rasch, wie der Wagner um den Wagen geht, überall die Nägel hineintreibend ins weiche Holz, doch dieses war Eiche. Da sie aber gar den Sarg auf sich lud, der noch einmal so lang war wie sie, und ihn davontrug und nicht den Arm in die Hüfte stemmte, um es sich leichter zu machen, so ward er fast ohnmächtig bei soviel Zauber und Höllen-Spuk, und er wagte sich erst auf den Kirchhof, als die Regul schon fertig war, aus der Tiefe heraufstieg und ihr Antlitz zum Himmel kehrte, auf den Spaten gestützt, um tief bis in die Sterne hinein Atem zu schöpfen. Und nachmals schwor jener Bursch, sie sei in jenem Augenblick riesig gewesen, bis zum Zenit empor, und auf ihrem Atem wäre die Milchstraße zum Munde hinein- und wieder herausgerauscht. Danach bückte sie sich zu dem Sarg, schob ihn zur Grube, kniete und griff ihn beiderhändig und ließ ihn hinab, bis sie mit halbem Leib über dem Rande lag und es doch unerfindlich war, wie sie, mit Haupt, Schultern und Armen in die Tiefe hängend, hinabreichte. Wieder

aber aufrecht bereits, handhabte sie den Spaten mit Schnelle, die Erde rauschte, schollerte und strömte auf das Holz; bald ward das Geräusch stiller und ganz stille, das Grabscheit klang leise, ebnend den obersten Sand. Da entlief der Bursche ins Dorf, um Alles zu wecken. Die Regul, miteins so erschöpft, als hätte sie das, was sie ohne Anstrengung vollbrachte, das Übermenschliche alles mit den eignen schwachen Kräften geleistet — Regula hatte nicht Zeit, noch ein Ave zu sprechen, da sie schon lag, wo sie stand, auf dem Grab, und einschlief in diesen Traum.

Sie mußte an einer Fels-Wand empor, die ähnlich der wirklichen war, die sie vor einer Stunde erstieg, jedoch unabsehbar hoch, lauter Treppen im Zickzack, die über ihr in der Finsternis schwanden; und sie hatte dabei eine ungeheure Bürde zu schleppen, die so sehr drückte, wie der Sarg, wenn sie ihn gespürt hätte, sie bedrückt haben würde. Regula keuchte in Sterbens-Not, kroch eher, als daß sie klomm, und eben als sie zu brechen meinte, war es hell um sie her, und kniend sah sie einen schönen nackten Mann mit einem blauen Schurz vor sich stehen, von dem die Helligkeit ausging und bald so stark, daß sie von seinem Antlitz nur einen Schatten sah wie von Rosen und Gold in der Helle. Hörte sie seine Stimme sehr linde sprechen: »Regul, was schleppst du?« »Ach,« sagte sie, »es sind die Drangsale; ich kann sie im Leben nicht loswerden.« »Regula,« sagte die Stimme, »du hast mir davongeholfen,

da muß ich dir auch wieder helfen.« »Ach,« sagte das Kind, sterbensschwach und geblendet hinaufblickend, »bist du es, mein Herr? Ich habe dich ja begraben, bist du doch wieder auferstanden?« »Das bin ich,« sagte er fröhlich, »nun laß dir auch helfen.« Regula seufzte tief, fühlte indem aber die Last von sich weichen. Es ward lauter Erleichterung, da sie aus dem Knien emporwuchs, als ob sie erblühte. Und sie stand vor dem Herrn, die Erleichterung hörte nicht auf mit Blühen und Blühen, während sie ihre Stirne an jene Brust legte und sich in lauter Blüte verlor.

Was aber unten die Menschen sagten, nämlich jene Bauern, da sie morgens kamen — sie trauten sich nicht eher — und Regulam fanden, taunaß auf dem Grab und schlafend unerwecklich, bleich, aber die selige Genüge auf den Wangen, in ihrem grünen Kleid; und als sie das Grab wieder aufwarfen, den Sarg emporholten und aufsprengten mit vieler Mühe — die Nägel Regulae hielten zäh — und darinnen den Heiland fanden, hart aus Holz, aber mit gefalteten Händen; was sie zu alledem sagten und nachmals taten: das weiß ich nicht; und liegt wem daran, es zu wissen?



Begegnung Christi mit seiner Mutter
Aus dem Passionale Kunigunde in Prag

ZWEI GEDICHTE

von Alexander Petöfi

Ein heißer Mittag...

Ein heißer Mittag ists heut draußen wieder,
Die Sonne sendet Feuerbrände nieder,
Ein heißer Mittag ists, — die Vögel stumm,
Und müde, lechzend schleicht der Hund herum.

Zwei Mädchen seh ich mit dem Heu sich plagen,
Zwei Burschen auch, die es von dannen tragen,
Doch ach! zur Arbeit hat heut keiner Lust,
Zu schwer ist heut das Heu, zu eng die Brust.

Am besten hats der König jetzt auf Erden
Und auch der Hirt da drüben bei den Herden;
Der König ruht im Schloß auf goldnem Thron,
In Liebchens Schoß der Hirt, der Pußtensohn.

Die Pußta im Winter

Hei nun ist die Pußta erst Pußta zu nennen!
Als schlampiger Wirt läßt der Herbst sich erkennen,
Da des Frühlings Saat
Und des Sommers Staat,
Leichtsinnig von ihm vertan, entschwindet
Und der Winter nur leere Schatzkammern findet.



Der Schafherden melancholische Glocken,
Der Hirtenschalmei wehmütiges Locken
Und der Vogelsang
Sind verstummt schon lang;
Des Watvogels Ruf auf den Wiesen ward stille,
Es geigt nicht einmal die winzigste Grille.

Wie ein starres Meer ist das Feld ohne Hügel,
Die Sonne schwebt niedrig wie müdes Geflügel,
Oder weil das Gesicht
Ihr vor Alter gebricht
Und sie bücken sich muß, um was zu erspähen . . .
Doch auch so kann nicht viel in der Öde sie sehen.

Leer stehn nun des Fischers und Feldhüters Zellen,
Still sind die Gehöfte, das Vieh in den Ställen;
Treibt abends von dort
Man zum Troge es fort,
Blökt traurig wohl eines der struppigen Kälber,
Weil lieber es tränk aus dem Teiche selber.

Vom Gebälk nimmt der Knecht seine Tabaksblätter
Und legt sie hin auf der Schwelle Bretter,
Zerteilt sie mit Kraft;
Aus dem Stiefelschaft
Holt die Pfeif' er, stopft sie, mit träger Lippe
Dran zieht er und lugt, ob nicht leer die Krippe.

Doch es schweigen gänzlich sogar die Schenken;
An Schlaf kann Schenk und Schenkin jetzt denken.
Denn der Schlüssel nun
Zum Keller kann ruhn;
Kein Fuhrwerk, das jetzt zu ihnen sich finde;
Mit Schnee verwehten den Weg die Winde.

Jetzt herrschen die Winde, die Stürme toben.
Der eine kreist in der Luft hoch oben,
Der andre mit Groll
Sprengt unten wie toll,
Läßt sprühen den Schnee wie Feuerregen,
Der dritte kommt ihnen zum Ringkampf entgegen:

Wenn müd um die Dämmrung vom Hader sie lassen,
Dann sinken zur Ebne die Nebel, die blassen;
Dann verhüllen sie bald
Des Betyáren Gestalt,
Der zur Herberg sein schnaubendes Roß läßt traben...
Im Rücken den Wolf, überm Kopfe den Raben.

Wie ein König, verbannt aus dem eigenen Lande,
Blickt der Sonnenball rückwärts vom Erdenrande.
Noch einmal sieht
Er voll Zorn sein Gebiet,
Und bis er gelangt in die andere Zone,
Fällt ihm vom Haupte die blutige Krone.

Aus der Petöfi-Auswahl in der Insel-Bücherei (Nr. 351)

DIE ANFÄNGE DER TAFELMALEREI

Von Wilhelm Worringer

FÜR unsere heutige Vorstellung von Malerei steht das bewegliche Rahmenbild beherrschend im Vordergrund. Ihm allein haftet noch der Charakter des Selbstverständlichen und Natürlich-Gegebenen an. Was der Jetztzeit an entwicklungsgeschichtlichen Impulsen noch gegeben ist, lebt sich nur in ihm aus. Daß es eine Monumentalmalerei gibt, wissen wir aus der Geschichte, nicht mehr aus dem lebendigen Leben. Versuche, sie wieder lebendig zu machen, ergaben — Marées, Hodler — Sehenswürdigkeiten, aber tragische. Kämpfe auf einem unwiderruflich verlorenen Terrain. Heroische Irrungen einer Zeit, die den Instinkt für ihre eignen Begrenztheiten verloren hat. Denn die Möglichkeit einer Monumentalmalerei ist kein formales Problem, sondern ein soziologisches. Und daraus ergibt sich die unzweideutige negative Antwort.

Dieses Buch führt zu dem Punkt der Geschichte zurück, wo das bewegliche Bild sich als selbständiger Entwicklungsträger von dem Gesamtkomplex der Malerei abzuzweigen begann, um schließlich nach Jahrhunderten Alleinträger der Entwicklung zu werden. Darin liegt die Berechtigung, die Anfänge des Tafelbildes — das Tafelbild ist ja nur die organische Vorstufe des späteren Rahmenbildes — selbständig monographisch zu behandeln. Nicht um eine monographische Behand-

lung einer technischen Spezialität handelt es sich, sondern um die monographische Aufdeckung von Keimvorgängen der modernen Malerei überhaupt, die eben Rahmenbildnismalerei ist. Wo die Anfänge der Moderne sind, da neigt sich auch der Entwicklungsakzent mit Schicksalsnotwendigkeit auf die isolierte Bildtafel hin.

Das Schicksalhafte dieses Vorgangs erfassen wir heute mit einer neuen Hellsicht. Eben weil wir diese Dinge mehr in ihrer soziologischen Tiefenbedeutung zu sehen beginnen und weil wir unter dem Bewußtsein der soziologischen Fragwürdigwerdung unseres eignen heutigen Kunstschaffens den Zusammenhang zu ahnen beginnen, der zwischen der damals einsetzenden Entwicklung zur Selbständig- und Beweglichwerdung bemalter Bildtafeln und dem heutigen Zustand einer grenzen- und zwecklosen Bildermalerei ohne soziologische Legitimierung besteht.

Wie ist der heutige Zustand? In der Einsamkeit eines Ateliers entsteht ein Bild, wird einem namenlosen, unbestimmten Publikum ausgeliefert, tritt seinen Kreislauf durch Ausstellungen und Marktbetrieb an und landet schließlich, wenn es gut geht, an der Einzelwand eines Einzelmenschen, von dessen Existenz der Künstler bei der Konzeption des Werkes nichts wußte und der vielleicht etwas ganz anderes in es hineinlegt, als der Künstler es wollte. In dieser Atmosphäre von Unsicherheit und Problematik führt das heutige Bild seine fragwürdige Existenz. Alles an ihm ist dem Zufall und

individueller Bedingtheit überlassen: sein Gegenstand sowohl wie seine Bestimmung. Sein äußerer Platz ist so ungewiß wie seine innere Mitteilbarkeit. So muß ihm notwendig alles das abgehen, was aller mittelalterlichen Kunst jenes Unbedingte gibt, das wir mit einem Verlegenheitswort als »monumental« bezeichnen und was aus der kleinsten Miniatur jener Zeit so gut spricht wie aus der größten Freske. Wodurch entstand dieses Unbedingte? Dadurch, daß alles künstlerische Schöpfungsvermögen in der entscheidenden geistigen Tiefenschicht seiner Entstehung vorbestimmt war und sich in seinen Ausdrucksmöglichkeiten in dem gebundenen Spielraum eines unsichtbaren, aber undurchbrechbaren Übereinkommens bewegte. Weder der Platz des gemalten Werkes war ein Problem noch sein thematischer Gegenstand. Ganz unproblematisch war vor allem dieses: sein Bezug auf das Publikum und damit seine Mitteilbarkeit. Unverstandene Künstler gab es nicht. Alles lief stillschweigend in den Geleisen eines präexistenten Beziehungszusammenhanges, der den Werken jenes Unnennbare gibt, das wir als »Stil« empfinden und das letzten Endes nur das Durchfühlen der Tatsache ist, daß diese Werke ihr Gesetz nicht von dem Einzelnen, sondern von der Gemeinschaft empfingen. Von dieser Überlegung aus fällt auf die angedeutete Emanzipation einer selbständigen Tafelmalerei die entscheidende Bedeutung. Der Punkt wird dadurch fixiert, wo die Malerei aus ihrer Kollektivexistenz und

damit ihrer künstlerischen und soziologischen Unbedingtheit herauszutreten beginnt und allmählich der Individualsphäre überantwortet wird. Ein Weg aus dem Gewissen ins Ungewisse, aus dem Notwendigen ins Zufällige, aus dem Zusammen ins Allein.

Das Tafelbild ist natürlich keine Erfindung des 14. Jahrhunderts. Es ging immer neben der großen Malerei her. Aber in jenem Jahrhundert begann dieser Nebenläufer der Entwicklung sich allmählich ins Zentrum vorzuschieben und die Entwicklungsfäden des Ganzen auf sich überzuleiten. Darin nur liegt die entwicklungsgeschichtliche Wandlung.

Jahrhunderte allerdings vergehen noch, bis das beweglich gewordene Bild zu seiner heutigen Existenzform kommt und im Wandschmuckdasein seine Bestimmung findet. Solche ästhetisch-dekorative Sonderfunktion war erst möglich, nachdem der schleichende Säkularisationsprozeß der Kunst sein Endstadium erreicht hatte, also erst in nachbarocker Zeit. Bis zu diesem Zeitpunkt ist noch das Sakralbild herrschend, das dieser Auflösungstendenz der soziologischen Mußform zur soziologischen Spielform einen kunsthistorisch reich gesegneten Widerstand entgegensetzt.

Und im besonderen spielt das Altarbild jahrhundertelang eine alle Entwicklungslinien sammelnde Übergangsrolle. Es wird zur gegebenen Überleitungsform von der mittelalterlichen Monumentalmalerei zur modernen Intimmalerei.

Die Entwicklung einer selbständigen Tafelmalerei deckt sich also zeitgeschichtlich mit der Entwicklung des Altarbildes. Tafelbilder hatte es, als Nebenerscheinung der Entwicklung, immer gegeben: das Altarbild aber ist ein wirklich Neues. Und erst in der Verschmelzung mit dem Altarbild wird das Tafelbild zum Träger einer entscheidungsvollen Zukunftsentwicklung.

Die Anfänge der Tafelmalerei — sofern wir unter Anfängen nicht erstes Auftreten, sondern entwicklungsgeschichtliches Lebendigwerden verstehen — führen ins 14. Jahrhundert. Man muß sich den Geist dieses Jahrhunderts heraufbeschwören, um zu verstehen, daß in ihm die Keimzelle der modernen Malerei sich entwickeln mußte. Denn dieses Jahrhundert ist der eigentliche Vorhof der neuen Zeit. Die Entscheidungen, die den unüberbrückbaren Wesensunterschied zwischen Mittelalter und Neuzeit konstituieren, werden zwar erst im vollen Umfang sichtbar im 15. Jahrhundert, aber ihre Geburtsstunden liegen spätestens im 14. Jahrhundert. Keine Linie der geistigen, kulturellen, sozialen und politischen Struktur, die nicht schon im 14. Jahrhundert vorgezeichnet und festgelegt ist, wenn auch erst in vagen, unbeholfenen und groben Strichen. Diese Grobzeichnung der kommenden Entwicklung unter der Oberfläche des 14. Jahrhunderts wird für den flüchtigen Blick allerdings ganz überwuchert von dem reichen und bizarren Silberstiftlinienspiel, das nicht weniger vierzehntes Jahrhundert ist, aber vierzehntes Jahrhun-

dert mit rückgewandtem Gesicht. Dieses Jahrhundert trägt eben in einem ganz besonderen Grade den Charakter eines Zwischen-den-Zeiten-Stehens. Man kann es mit gleichem Recht von der Vergangenheit her lesen wie von der Zukunft. Es ist Ende und Beginn zugleich. Ende und Nachklang des Vergangenen und verschwiegener Vorhof alles Neuen. Jahrhunderte von solch ausgesprochener Doppeldeutigkeit sind keine großen Jahrhunderte, aber es sind interessante Jahrhunderte. Nicht derb zufassen darf man, um sich ihrer geschichtlich zu vergewissern, sondern man muß mit einem Ohr in sie hineinhorchen, das geschärft ist für Widersprüche und Klangfehler, für Untertöne und Obertöne. Denn noch sind die Spannungen zwischen Mittelalter und Neuzeit an dieser Stelle nicht dramatisch akut und damit von unverschleierter Evidenz, sondern sie äußern sich vorerst nur in einem Aufblitzen von Widersprüchen, vergleichbar dem Knistern von elektrischen Funken, ehe es zur großen Spannungsentladung kommt.

Das eigentliche Zwillingsjahrhundert des vierzehnten ist das achtzehnte. Das steht unter ganz ähnlichen Vorzeichen. Das zeigt ebenso eine Epidermis aus erlesenster Feudalkultur über einem raschwachsenden Kern von neuer bürgerlicher Kultur, ist ebenso feminin an der Oberfläche, wie ihm in den Unterschichten eine neue Männlichkeit durchwächst, hat ebenso seine spielerische Silberstiftzeichnung der Vergangenheit

über einer drohend durchschimmernden Grobzeichnung der Zukunft.

Auch das vierzehnte hat sein Rokoko und seine Revolution, seinen feudalen Traditionalismus und sein Rousseautum des Gefühls und des aufgeklärten Verstandes. Auch hier wehrt sich ein kunstvoller Erfahrungsbau von Jahrhunderten vergeblich gegen die Natur, die Mutter aller Ketzereien. Auch hier zerbröckelt ein Firnis erlesenster Kulturzüchtung allmählich und unter reizvoller Krakelürenbildung unter dem Druck einer neuen Ursprünglichkeit.

Das große Feudalsystem des hohen Mittelalters, das im 14. Jahrhundert der Atomisierung anheimfällt, hat drei Namen für dieselbe Sache: Universalismus, Kosmopolitismus und Aristokratismus. Universalismus, das heißt, daß das religiöse und geistige Erlebnis noch in eins zusammenfällt und daß es also keine Teilerlebnisse gibt. Im 14. Jahrhundert aber beginnen sich schon geistige Teilansichten der Welt selbständig zu machen. Und eines Tages gibt es eine Wissenschaft und einen Humanismus. Kosmopolitismus, das heißt, daß die politischen und kulturellen Zusammenhänge eingebaut sind in den Kosmos eines europäischen Einheitsbewußtseins und von ihm ihr selbstverständliches inneres Gesetz empfangen. Auch das Aufhören dieses übergeordneten Einheitsbewußtseins fällt ins 14. Jahrhundert. Auch innerhalb dieses Betrachtungszusammenhangs emanzipiert sich ein Teilerlebnis, nämlich das des natio-

nalen Bewußtseins, von einer Totalvorstellung des geistigen Zusammenhangs in Europa. Nicht anders als wie die Plastik im selben Jahrhundert sich von der Architektur emanzipiert und Kunst für sich sein will. So gibt es eines Tages Nationalstaaten, Nationalkirchen und Nationalstile.

Aristokratismus, das heißt, daß Zusammenhänge so großer Art nur in der Luftlinie gehalten werden können. Der Widerspruch der natürlichen Topographie gegen diese Luftlinien heißt Demokratie. Wie sie im 14. Jahrhundert sich unterirdisch regt, kommen diese Luftlinien ins Zittern und ins Verblassen. Und eines Tages sind die geistigen und gesellschaftlichen Luftlinien über Europa erloschen, und man steht im Unartikulierten.

Alle Silberstiftzeichnung des 14. Jahrhunderts ist Essenz aus jener Dreieinheit. Wir nennen sie mit ihrem geschichtlichen Namen: höfisch-ritterliche Kultur.

Ihre Gegenmacht ist die bürgerliche Kultur. Ihr gehört die Zukunft. Auch die Zukunft der Kunst. Und darum steht die Tafelmalerei — diese Hauptträgerin der Zukunftsentwicklung — nur mit dieser bürgerlichen Kulturatmosphäre in legitimer Verbundenheit. Der Geist von Stadtindividualitäten, der Geist von Handwerkerorganisationen steht hinter ihr. Der weltweite Horizont, von dem sich staufische Kultur und staufische Kunst abhoben, schrumpft zu städtischer Enge zusammen. Wo internationale Bauhütten den Ton angaben, haben nun stadtenge Zünfte das Wort.

Alles was an Extensität verloren ging, mußte langsam an Intensität und Intimität eingebracht werden.

Aus der Einleitung des Werkes in der Sammlung »Deutsche Meister«

BRIEFE FRIEDRICH NIETZSCHES
an
Erwin Rohde

Leipzig, 9. November 1868

Mein lieber Freund,
heute habe ich die Absicht, Dir eine Reihe von heiteren Dingen zu erzählen, lustig in die Zukunft zu blicken und mich so idyllisch-behaglich zu gebärden, daß Dein böser Gast, jenes katzenartige Fieber, einen krummen Buckel macht und sich ärgerlich von dannen trollt. Und damit jeder Mißton vermieden werde, will ich die bekannte res severa, die Deinen zweiten Brief veranlaßte, auf einem besonderen Blatt besprechen, das Du dann in besonderer Stimmung und auf besondrem Orte lesen magst . . .

Im Bewußtsein eines guten Tagewerkes gieng ich zu Bett und überlegte mir die bewußte bei Ritschl aufzuführende Scene: als welche auch am andern Mittag aufgeführt wurde.

Als ich nach Hause kam, fand ich einen Zettel, an mich adressirt, mit der kurzen Notiz: »Willst Du

Richard Wagner kennen lernen, so komme um $^3/_4$ 4 in das Café Théâtre. Windisch.«

Diese Neuigkeit verwirrte mir etwas den Kopf, verzeih mir!, sodaß ich die eben gehabte Scene ganz vergaß und in einen ziemlichen Wirbel gerieth.

Ich lief natürlich hin, fand unsern Biederfreund, der mir neue Aufschlüsse gab. Wagner war im strengsten incognito in Leipzig bei seinen Verwandten: die Presse hatte keinen Wind, und alle Dienstboten Brockhausens waren stumm gemacht, wie Gräber in Livrée. Nun hatte die Schwester Wagner's, die Prof. Brockhaus, jene bewußte gescheute Frau, auch ihre gute Freundin, die Ritschelin, ihrem Bruder vorgeführt: wobei sie den Stolz hatte, vor dem Bruder mit der Freundin und vor der Freundin mit dem Bruder zu renommiren, das glückliche Wesen! Wagner spielt in Gegenwart der Frau Ritschl das Meisterlied, das ja auch Dir bekannt ist: und die gute Frau sagt ihm, daß ihr dies Lied schon wohl bekannt sei, mea opera. Freude und Verwunderung Wagner's: giebt allerhöchsten Willen kund, mich incognito kennen zu lernen. Ich sollte für Freitag Abend eingeladen werden: Windisch aber setzt auseinander, daß ich verhindert sei durch Amt, Pflicht, Versprechen: also schlägt man Sonnabend Nachmittag vor. Windisch und ich liefen also hin, fanden die Familie des Professors, aber Richard nicht, der mit einem ungeheuren Hute auf dem großen Schädel ausgegangen war. Hier lernte ich also besagte vor-

treffliche Familie kennen und bekam eine liebenswürdige Einladung für Sonntag Abend.

Meine Stimmung war wirklich an diesen Tagen etwas romanhaft; gieb mir zu, daß die Einleitung dieser Bekanntschaft, bei der großen Unnahbarkeit des Sonderlings, etwas an das Mährchen streifte.

In der Meinung, daß eine große Gesellschaft geladen sei, beschloß ich große Toilette zu machen und war froh, daß gerade für den Sonntag mein Schneider mir einen fertigen Ballanzug versprochen hatte. Es war ein schrecklicher Regen- und Schneetag, man schauderte, in's Freie zu gehn, und so war ich denn zufrieden, daß mich Nachmittags Roscherchen besuchte, mir etwas von den Eleaten erzählte und von dem Gott in der Philosophie — denn er behandelt als candidandus den von Ahrens gegebnen Stoff »Entwicklung des Gottesbegriffs bis Aristoteles«, während Romundt die Preisaufgabe der Universität »über den Willen« zu lösen trachtet. — Es dämmerte, der Schneider kam nicht und Roscher gieng. Ich begleitete ihn, suchte den Schneider persönlich auf und fand seine Sclaven heftig mit meinem Anzuge beschäftigt: man versprach, in ³/₄ Stunden ihn zu schicken.

Ich gieng vergnügter Dinge weg, streifte Kintschy, las den Kladderadatsch und fand mit Behagen die Zeitungsnotiz, daß Wagner in der Schweiz sei, daß man aber in München ein schönes Haus für ihn baue: während ich wußte, daß ich ihn heute Abend sehen

würde und daß gestern ein Brief vom kleinen König an ihn angekommen sei, mit der Adresse: »an den großen deutschen Tondichter Richard Wagner«.

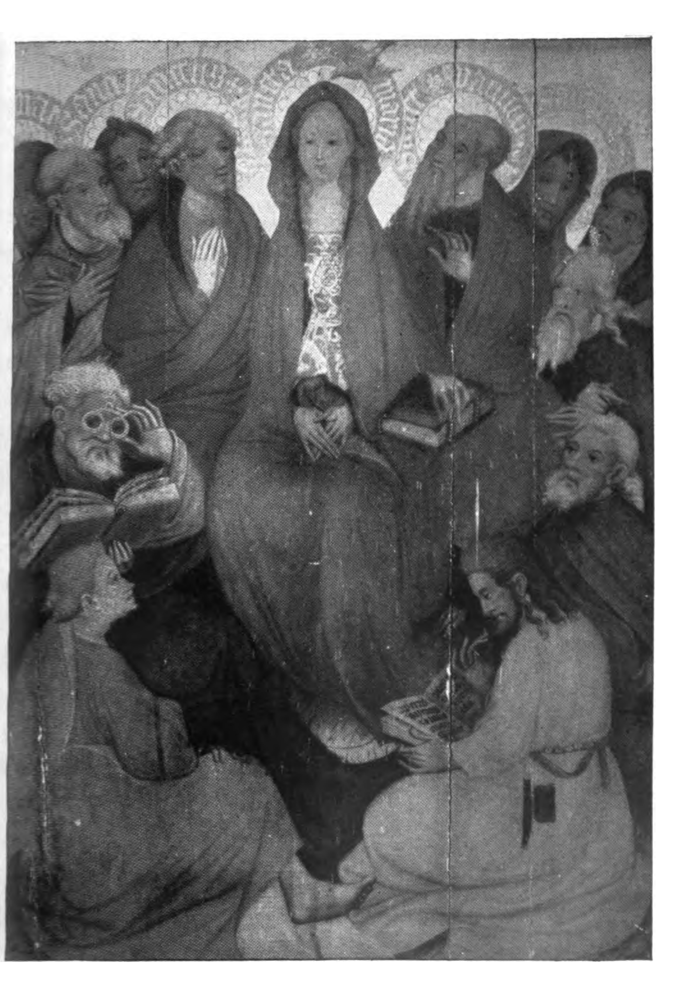
Zu Hause fand ich zwar keinen Schneider, las in aller Gemächlichkeit noch die Dissertation über die Eudokia und wurde nur von Zeit zu Zeit durch gellendes, aber aus der Ferne kommendes Läuten beunruhigt. Endlich wurde mir zur Gewißheit, daß an dem altväterlichen eisernen Gitterthor jemand warte: es war verschlossen, ebenso wie die Hausthür. Ich schrie über den Garten weg dem Manne zu, er solle in das Naundörfchen kommen: unmöglich, sich bei dem Geplätscher des Regens verständlich zu machen. Das Haus gerieth in Aufregung, endlich wurde aufgeschlossen, und ein altes Männchen mit einem Packet kam zu mir. Es war halb 7 Uhr; es war Zeit meine Sachen anzuziehen und Toilette zu machen, da ich sehr weit ab wohne. Richtig, der Mann hat meine Sachen, ich probiere sie an, sie passen. Verdächtige Wendung! Er präsentirt die Rechnung. Ich acceptire höflich; er will bezahlt sein, gleich, bei Empfang der Sachen. Ich bin erstaunt, setze ihm auseinander, daß ich gar nichts mit ihm als einem Arbeiter für meinen Schneider zu thun habe, sondern nur mit dem Schneider selbst, dem ich den Auftrag gegeben habe. Der Mann wird dringender, die Zeit wird dringender; ich ergreife die Sachen und beginne sie anzuziehn, der Mann ergreift die Sachen und hindert mich sie anzuziehn: Gewalt meiner Seite, Gewalt

seiner Seite! Scene. Ich kämpfe im Hemde: denn ich will die neuen Hosen anziehn.

Endlich Aufwand von Würde, feierliche Drohung, Verwünschung meines Schneiders und seines Helfershelfers, Racheschwur: während dem entfernt sich das Männchen mit meinen Sachen. Ende des 2. Aktes: ich brüte im Hemde auf dem Sopha und betrachte einen schwarzen Rock, ob er für Richard gut genug ist.

Ein Viertel auf acht: um halb acht, habe ich mit Windisch verabredet, wollen wir uns im Theatercafé treffen. Ich stürme in die finstre regnerische Nacht hinaus, auch ein schwarzes Männchen, ohne Frack, doch in gesteigerter Romanstimmung: das Glück ist günstig, selbst die Schneiderscene hat etwas Ungeheuerlich-Unalltägliches.

Wir kommen in dem sehr behaglichen Salon Brockhaus an: es ist niemand weiter vorhanden, als die engste Familie, Richard und wir beide. Ich werde Richard vorgestellt und rede zu ihm einige Worte der Verehrung: er erkundigt sich sehr genau, wie ich mit seiner Musik vertraut geworden sei, schimpft entsetzlich auf alle Aufführungen seiner Opern, mit Ausnahme der berühmten Münchener, und macht sich über die Kapellmeister lustig, welche ihrem Orchester im gemüthlichen Tone zurufen: »Meine Herren, jetzt wird's leidenschaftlich!« »Meine Gutsten, noch ein bischen leidenschaftlicher!« W. imitiert sehr gern den Leipziger Dialekt. —



Conrad von Soest
Altar in der Pfarrkirche zu Nieder-Wildungen

Nun will ich Dir in Kürze erzählen, was uns dieser Abend bot, wahrlich Genüsse so eigenthümlich pikanter Art, daß ich auch heute noch nicht im alten Gleise bin, sondern eben nichts Besseres thun kann, als mit Dir, mein theurer Freund, zu reden und »wundersame Mär« zu künden. Vor und nach Tisch spielte Wagner und zwar alle wichtigen Stellen der Meistersinger, indem er alle Stimmen imitirte und dabei sehr ausgelassen war. Es ist nämlich ein fabelhaft lebhafter und feuriger Mann, der sehr schnell spricht, sehr witzig ist und eine Gesellschaft dieser privatesten Art ganz heiter macht. Inzwischen hatte ich ein längeres Gespräch mit ihm über Schopenhauer: ach, und Du begreifst es, welcher Genuß es für mich war, ihn mit ganz unbeschreiblicher Wärme von ihm reden zu hören, was er ihm verdanke, wie er der einzige Philosoph sei, der das Wesen der Musik erkannt habe! Dann erkundigte er sich, wie sich jetzt die Professoren zu ihm verhalten, lachte sehr über den Philosophencongreß in Prag und sprach von den »philosophischen Dienstmännern«. Nachher las er ein Stück aus seiner Biographie vor, die er jetzt schreibt, eine überaus ergötzliche Scene aus seinem Leipziger Studienleben, an die ich jetzt noch nicht ohne Gelächter denken kann; er schreibt übrigens außerordentlich gewandt und geistreich. — Am Schluß, als wir beide uns zum Fortgehen anschickten, drückte er mir sehr warm die Hand und lud mich sehr freundlich ein, ihn zu besuchen, um Musik und Philosophie zu

treiben, auch übertrug er mir, seine Schwester und seine Anverwandten mit seiner Musik bekannt zu machen: was ich denn feierlich übernommen habe. — Mehr sollst Du hören, wenn ich diesem Abende etwas objektiver und ferner gegenüberstehe. Heute ein herzliches Lebewohl und beste Wünsche für Deine Gesundheit.

F. N.

Basel, Ende Januar bis 15. Februar 1870

Mein lieber Freund, neulich überkam mich die Sorge, wie es Dir wohl in Rom ergehen möge, und wie abseits von der Welt und wie verlassen Du vielleicht dort lebst. Es wäre ja selbst möglich, daß Du krank wärest, ohne rechte Pflege und ohne freundschaftliche Unterstützung. Beruhige mich und nimm mir meine pessimistischen Grillen. Mir kommt das Rom des Concils so unheimlich giftig vor — nein, ich will nicht mehr schreiben, denn das Briefgeheimniß ist für alle kirchlich-jesuitischen Dinge mir nicht sicher genug: man möchte wittern, was im Briefe stünde, und Dir's entgelten lassen. — Du studirst das Alterthum und lebst das Mittelalter. —

Nun will ich eins Dir recht eindringlich sagen. Denke daran, auf Deiner Rückreise einige Zeit bei mir zu wohnen: weißt Du, es möchte vielleicht für lange Zeit das letzte Mal sein. Ich vermisse Dich ganz unglaublich: mache mir also das Labsal Deiner Gegenwart und sorge dafür, daß sie nicht so kurz ist. Das ist mir nämlich doch eine neue Empfindung, auch so garnieman-

den an Ort und Stelle zu haben, dem man das Beste und Schwerste des Lebens sagen könnte. Dazu nicht einmal einen wirklich sympathischen Berufsgenossen. Meine Freundschaft bekommt unter so einsiedlerischen Umständen, so jungen und schweren Jahren, wirklich etwas Pathologisches: ich bitte Dich, wie ein Kranker bittet: »komm nach Basel!«

Mein wahres und nicht genug zu preisendes Refugium bleibt hier für mich Tribschen bei Luzern: nur daß es doch nur selten aufzusuchen ist. Die Weihnachtsferien habe ich dort verlebt: schönste und erhebendste Erinnerung! Es ist durchaus nöthig, daß Du auch in diese Magie eingeweiht wirst. Bist Du erst mein Gast, so reisen wir auch zusammen zu Freund Wagner. Kannst Du mir nichts über Franz Lißt schreiben? Wenn Du vielleicht Deine Rückreise über den Lago di Como machen könntest, so wäre eine schöne Gelegenheit, uns allen eine Freude zu machen. Wir, d. h. wir Tribschener, haben ein Auge auf eine Villa am See, bei Fiume Latte, Namens: ‚Villa Capuana', zwei Häuser. Kannst Du diese Villa nicht einer Musterung und Kritik unterwerfen?

Von Wackernagel's Tod hast Du wohl gelesen? Es ist im Plane, daß Scherer in Wien ihn ersetzen soll. Auch ein neuer Theologe ist im Anzuge, Overbeck aus Jena. Romundt ist Erzieher bei Professor Czermak und wohl situirt, Dank Ritschl. Roscher, der mir über seine wärmste Verehrung für Dich geschrieben hat, ist

als »bedeutender« Pädagog in Bautzen. Bücheler soll nach Bonn gerufen sein. Das Rheinische Museum hat jetzt lateinische Lettern. Ich habe einen Vortrag vor gemischtem Publikum gehalten über »das antike Musikdrama« und halte am 1. Februar einen zweiten über »Sokrates und die Tragödie«. Ich gewinne immer mehr Liebe für das Hellenenthum: man hat kein besseres Mittel sich ihm zu nähern, als durch unermüdliche Fortbildung seines eignen Persönchens. Der Grad, den ich jetzt erreicht habe, ist das allerbeschämendste Eingeständniß meiner Unwissenheit. Die Philologenexistenz in irgend einer kritischen Bestrebung, aber tausend Meilen abseits vom Griechenthum, wird mir immer unmöglicher. Auch zweifle ich, ob ich noch je ein rechter Philologe werden könne: wenn ich es nicht nebenbei, so zufällig erreiche, dann geht es nicht. Das Malheur nämlich ist: ich habe kein Muster und bin in der Gefahr des Narren auf eigne Hand. Mein nächster Plan ist, vier Jahre Culturarbeit an mir, dann eine jahrelange Reise — mit Dir vielleicht. Wir haben wirklich ein recht schweres Leben, die holde Unwissenheit an der Hand von Lehrern und Traditionen war so glücklich-sicher.

Übrigens bist Du klug, wenn Du nicht so eine kleine Universität als Wohnsitz wählst. Man vereinsamt selbst in seiner Wissenschaft. Was gäbe ich darum, wenn wir zusammen leben könnten! Ich verlerne ganz zu sprechen. Das Lästigste aber ist mir, daß ich immer

repräsentiren muß, den Lehrer, den Philologen, den Menschen, und daß ich mich allen, mit denen ich umgehe, erst beweisen muß. Das aber kann ich so sehr schlecht und verlerne es immer mehr. Ich verstumme oder sage bereits absichtlich nur soviel, wieviel man als höflicher Weltmensch zu sagen pflegt. Kurz, ich bin mit mir mehr unzufrieden als mit der Welt und deshalb um so zugethaner dem Theuersten.

Mitte Februar. — Ich habe jetzt die stärkste Besorgniß, daß mich Deine Briefe und Dich die meinigen nicht erreichen: seit November habe ich nichts gehört. Meine verehrte Freundin Cosima rieth mir, durch ihren Vater (Franz Lißt) mir Auskunft über Dich zu verschaffen. Dies werde ich auch nächstens thun; heute probire ich es nochmals mit einem Brief. — Über das Concil sind wir gut durch die »römischen« Briefe in der Augsburger unterrichtet; kennst Du den Verfasser? Laß es Dir dann ja nicht merken: es wird schrecklich auf ihn gefahndet. — Ich habe hier einen Vortrag über »Sokrates und die Tragödie« gehalten, der Schrecken und Mißverständnisse erregt hat. Dagegen hat sich durch ihn das Band mit meinen Tribschener Freunden noch enger geknüpft. Ich werde noch zur wandelnden Hoffnung: auch Richard Wagner hat mir in der rührendsten Weise zu erkennen gegeben, welche Bestimmung er mir vorgezeichnet sieht. Dies ist alles sehr beängstigend. Du weißt wohl, wie sich Ritschl über mich geäußert hat. Doch will ich mich nicht anfechten lassen: littera-

rischen Ehrgeiz habe ich eigentlich gar nicht, an eine herrschende Schablone mich anzuschließen brauche ich nicht, weil ich keine glänzenden und berühmten Stellungen erstrebe. Dagegen will ich mich, wenn es Zeit ist, so ernst und freimüthig äußern, wie nur möglich. Wissenschaft, Kunst und Philosophie wachsen jetzt so sehr in mir zusammen, daß ich jedenfalls einmal Centauren gebären werde.

Mein alter Kamerad Deussen ist mit Leib und Seele zu Schopenhauer übergegangen, als der letzte und älteste meiner Freunde. Windisch ist auf ein Jahr nach England, im Dienste der East-Indian Office, um Sanskrithandschriften zu vergleichen. Romundt hat einen Schopenhauer-Verein in's Leben gerufen. Soeben ist eine scandaleuse Schrift gegen Ritschl erschienen (gegen seine Plautuskritik und das auslautende d): von Bergk, zur Schmach des deutschen Gelehrtenthums.

Nochmals schönsten und herzlichsten Gruß. Ich freue mich auf das Frühjahr, weil es Dich durch Basel führt: nur theile mir mit, wann das geschieht: in den Osterferien bin ich mit den Meinigen am Genfersee.

Lebwohl! Lebwohl!

Nizza, 22. Februar 1884

Mein alter lieber Freund,

ich weiß nicht, wie es zugieng: aber als ich Deinen letzten Brief las und namentlich als ich das liebliche Kinderbild sah, da war mir's, als ob du mir die Hand drücktest

und mich dabei schwermüthig ansähest: schwermüthig als ob Du sagen wolltest »Wie ist es nur möglich, daß wir so wenig noch gemein haben und wie in verschiedenen Welten leben! Und einstmals — —«

Und so, Freund, geht es mir mit allen Menschen, die mir lieb sind: alles ist vorbei, Vergangenheit, Schonung; man sieht sich noch, man redet, um nicht zu schweigen —, man schreibt sich Briefe noch, um nicht zu schweigen. Die Wahrheit aber spricht der Blick aus: und der sagt mir (ich höre es gut genug!) »Freund Nietzsche, Du bist nun ganz allein!«

So weit habe ich's nun wirklich gebracht. —

Inzwischen gehe ich meinen Gang weiter, eigentlich ist's eine Fahrt, eine Meerfahrt — und ich habe nicht umsonst Jahrelang in der Stadt des Columbus gelebt. — —

Mein »Zarathustra« ist fertig geworden, in seinen drei Akten: den ersten hast Du, die beiden andern hoffe ich in 4—6 Wochen Dir senden zu können. Es ist eine Art Abgrund der Zukunft, etwas Schauerliches, namentlich in seiner Glückseligkeit. Es ist Alles drin mein Eigen, ohne Vorbild, Vergleich, Vorgänger; wer einmal darin gelebt hat, der kommt mit einem andern Gesichte wieder zur Welt zurück.

Aber davon soll man nicht reden. Für Dich aber, als einen homo litteratus, will ich ein Bekenntniß nicht zurückhalten: — ich bilde mir ein, mit diesem Zarathustra die deutsche Sprache zu ihrer Vollendung gebracht zu haben. Es war, nach Luther und Goethe,

noch ein dritter Schritt zu thun—; sieh zu, alter Herzens-Kamerad, ob Kraft, Geschmeidigkeit und Wohllaut je schon in unsrer Sprache so beieinander gewesen sind. Lies Goethe nach einer Seite meines Buchs — und Du wirst fühlen, daß jenes »Undulatorische«, das Goethen als Zeichner anhaftete, auch dem Sprachbildner nicht fremd blieb. Ich habe die strengere, männlichere Linie vor ihm voraus, ohne doch, mit Luther, unter die Rüpel zu gerathen. Mein Stil ist ein Tanz; ein Spiel der Symmetrien aller Art und ein Überspringen und Verspotten dieser Symmetrien. Das geht bis in die Wahl der Vocale. —

Verzeihung! Ich werde mich hüten, dies Bekenntniß einem Andern zu machen, aber Du hast einmal, ich glaube als der Einzige, mir eine Freude an meiner Sprache ausgedrückt. —

Übrigens bin ich Dichter bis zu jeder Grenze dieses Begriffs geblieben, ob ich mich schon tüchtig mit dem Gegentheil aller Dichterei tyrannisirt habe.

Ach, Freund, was für ein tolles, verschwiegenes Leben lebe ich! So allein, allein! So ohne »Kinder«!

Bleibe mir gut, ich bin's Dir wahrhaftig. Dein F. N.

Aus der neuen Auflage des Briefwechsels Nietzsche-Rohde

AUS DEN DEUTSCHEN SCHRIFTEN

von Heinrich Seuse

Von dem göttlichen Eindruck

DER erste Anfang des Dieners geschah in seinem achtzehnten Jahre. Und obwohl er fünf dieser Jahre schon das geistliche Kleid getragen hatte, war dennoch seine Seele ungesammelt; wenn ihn Gott nur vor den größten Gebrechen, die seinen Leumund schwärzen konnten, bewahrte, so könnte, schien ihm, des Gemeinen nicht zu viel werden. Dabei wurde er von Gott doch irgendwie umhütet, so daß er etwas Unbefriedigtes in sich fand, wo er sich auch zu den Dingen hinwandte, die ihm begehrenswert erschienen, und daß ihn oft deuchte, es müsse irgend etwas anderes sein, was seinem umherirrenden Herzen Frieden und Heimat geben könne; und es war ihm weh bei all seiner Unruhe.

Zwar biß er allzeit gegen dies Leben, das ihn an seiner Kette hielt, doch konnte er sich selbst nicht helfen, bis ihm der milde Gott durch eine plötzliche Wendung die Kette abnahm.

Man wunderte sich über die plötzliche Änderung, und es sagte einer dies, der andere das, wie es wohl so weit mit ihm gekommen sei; aber wie es wirklich war, ahnte niemand. Denn es war ein verborgener, lichtreicher Zug von Gott, und der bewirkte plötzlich die Umkehr.

ZUR selben Zeit des Anfangs im geistigen Leben am Abend vor der Fastnacht, wo man das Alleluja begräbt[1] und die törichten Leute dieser Welt anfangen, ausgelassen zu sein — er nannte diese Fastnacht die Bauernfastnacht, weil die nichts Besseres kennen —, ward ihm einst von Gott eine geistige Fastnacht bereitet, und die war so:

Er war an jenem Abend vor dem Nachtgebet in ein warmes Stüblein getreten, sich zu wärmen; denn ihn fror und hungerte. Aber ihm tat nichts so weh wie der Durst, den er litt. Und als er Fleisch essen und guten Wein trinken sah und selbst hungrig und durstig dabei saß, wurde er innerlich aufgewühlt, ging bald hinaus, begann sich selbst zu bejammern und seufzte innig aus Herzensgrund.

Dieselbe Nacht kam es ihm in einem Gesichte so vor, als sei er in einer Krankenstube. Da hörte er draußen vor der Stube jemanden ein himmlisches Lied singen; die Töne klangen so süß herein, daß nie eine natürliche Harfe so süß sprach; und es war, als ob ein zwölfjähriges Schülerlein da allein singe. Der Diener vergaß alle leibliche Speise, lauschte den süßen Tönen und sprach mit brünstigem Herzen: »Ach, was ist es, was da singt? Ich hörte doch noch nie auf Erden so süße Töne!«

[1] Vom Samstagabend vor Septuagesima bis zum Karsamstag fehlt das Alleluja in der Meßliturgie.

Da antwortete ihm ein stolzer Jüngling, der stand da und sprach: »Du sollst wissen, daß dieser wohlsingende Knabe dir singt und daß er dich ehrt mit seinem Gesange.«

Da sprach der Diener: »O weh, segne mich Gott! Ach, himmlischer Jüngling, heiß ihn mehr singen!« Er sang wiederum, daß es hoch in der Luft erschallte, und sang wohl drei himmlische Lieder.

Als der Gesang aus war, kam der wohlsingende Knabe, wie ihm erschien, durch die Luft zum Fensterlein der Stube und reichte dem Jüngling ein hübsches Körblein herein; das war voll roter Früchte, und die waren gleich roten, überreifen Erdbeeren und waren schön groß. Der Jüngling nahm den Korb von dem Knaben, reichte ihn mit Freuden dem Bruder hin und sprach: »Schau, Geselle und Bruder, diese rote Frucht hat dir dein Freund und himmlischer Herr gesandt, der wonnigliche Knabe und Sohn des himmlischen Vaters, der dir auch gesungen hat. Ach, wie hat er dich so recht lieb!«

Da entflammte der Bruder, wurde vor Freude rot im Gesicht und empfing begierig das Körblein und sprach: »Ei ja, wohl meinem Herzen! Dies ist mir eine liebe Sendung von dem lieblichen Himmelsknaben; dessen soll sich mein Herz und meine Seele immer freuen!« Und er wandte sich an den vorgenannten Jüngling und sprach: »Ach, ich bitte dich, hilf mir, daß ich ihn sehe und ihm für seine schöne Gabe danke.«

Da sprach er: »Nun, so tritt heran zum Fensterlein und tu einen Blick hinaus!«

Er tat das Fenster auf, da sah er vor dem Fenster den allerzartesten, lieblichsten Schüler stehen, der je mit Augen gesehen ward. Und als er zu ihm durchs Fenster hinaus wollte, kehrte er sich lieblich zu ihm und neigte sich gütig mit einem freundlichen Segnen zu ihm nieder und verschwand vor seinen Augen. Also zerging das Gesicht.

Als er wieder zu sich selber kam, dankte er Gott für die gute Fastnacht, die ihm geworden war.

Wie er den Mai beging

In der Nacht des einziehenden Mai fing er gewöhnlich an, einen geistigen Maien zu setzen, und ehrte den eine Zeitlang alle Tage einmal. Unter all den schönen Zweigen, die je wuchsen, konnte er nichts finden, was dem schönen Maien mehr glich, als den wonniglichen Ast des heiligen Kreuzes, der reicher in Gnaden und Tugenden und jeder schönen Zierde erblüht, als je alle Maien.

Unter diesem Maien machte er sechs Kniebeugungen; und jede Kniebeugung wollte in ihrer Betrachtung den geistigen Maien mit den schönsten Dingen zieren, die der Lenz hervorbringen mochte. Und er sprach und sang in seinem Innern vor dem Maien mit dem Hymnus Salve crux sancta also: »Gegrüßet seist du, himmlischer Maien der ewigen Weisheit, auf dem da gewachsen ist die Frucht der ewigen Seligkeit.

Dir zu ewiger Zier für alle roten Rosen biete ich heute ein herzliches Lieben;

für alle kleinen Veilchen ein demütiges Neigen;

für alle zarten Lilien ein lauteres Umfangen;

für allerlei schönfarbige und leuchtende Blumen, die irgend Heide oder Anger, Wald oder Au, Baum oder Wiese in diesem schönen Mai hervorgebracht haben, oder die je wurden oder noch werden, bietet dir mein Herz ein geistiges Küssen;

für aller wohlgemuten Vögelein Gesang, den sie je auf einem Maienreis sorglos gesungen haben, bietet dir meine Seele ein unerschöpfliches Loben;

und für all die Zier, mit der je ein Maien in der Zeit geziert ward, erhebt dich mein Herz heute in geistigem Singen und bittet dich, gesegneter Maie, du wollest mir helfen, dich in dieser kurzen Zeit also zu loben, daß ich dich, lebendige Frucht, ewiglich genießen werde.«

Und so wurde der Mai begangen.

Von dem allerhöchsten Überflug eines vielgeübten, vergeistigten Gemütes

Die weise Tochter sprach: »Ich möchte aus den Schriften der Meister nichts so gerne erfahren als die über alles emporschwingende Lehre darüber, wo und wie eines wohlgeübten Menschen Erkennen in der tiefsten Abgründigkeit an seinem höchsten Ziele enden soll, so daß erlebte Empfindung mit der Meinung der Meister zum gleichen Ergebnis komme.«

Er nahm eine erkenntnisreiche Antwort darauf aus den Schriften der Meister; sie entsprach den geheimnisvollen Lehren über diese Frage und lautete also:

»Solch ein edler Mensch strebt durch Einfalt und Müßigkeit dem sinnreichen Worte nach, das der ewige Sohn im Evangelium sprach: ‚Wo ich bin, da soll auch mein Diener sein!‘ Wer nun dieses Wo, von dem der Sohn sprach in Gedanken an seine Menschheit und sein Sterben am Kreuze, wer dieses strenge Wo in der Nachfolge nicht gescheut hat, der mag nach Verheißung einst auch das lustreiche Wo der bloßen Gottheit des Sohnes in geistigen Freuden durch Zeit und Ewigkeit minder und mehr genießen, soweit es dann möglich ist.

Eija, wo ist nun dieses Wo der bloßen Gottheit des Sohnes? Es ist in dem formreichen Lichte der göttlichen Einigkeit; und zwar ist es nach seinem namenlosen Namen aufgefaßt eine Nichtigkeit, nach dem Einwallen eine seiende Stille, nach dem Wiederauswallen und dem, was danach innerlich bleibt, eine Natur der Dreiheit, nach seiner Eigenschaft ein Licht seiner Selbstheit, nach seiner ungeschaffenen Ursächlichkeit ein allen Dingen Leben gebendes Sein. Und in der finstren Gestaltlosigkeit vergeht alle Mannigfaltigkeit, der Geist verliert seine Selbstheit, er vergeht in seiner selbstischen Wirksamkeit. Und dies ist das höchste Ziel und das endlose Wo, in dem aller Geister Geistigkeit endet; darin allzeit verloren sein, ist ewige Seligkeit.

Und damit du dies desto besser begreifst, so erfahre

weiter, daß in dem formreichen Lichte der göttlichen Einigkeit ein im Innern wogendes Quellen des persönlichen Stromes aus der allvermögenden, ewigen Gottheit ist; denn die Dreiheit der Personen ist in der Einheit der Natur, und die Einheit der Natur in der Dreiheit der Personen. Die Einheit hat ihre Wirksamkeit in der Dreiheit, und die Dreiheit hat ihr Vermögen in der Einheit, wie Sankt Augustinus sagt in dem Buche von der Dreifaltigkeit. Die Dreiheit der Personen hat die Einheit als ihr natürliches Wesen in sich geschlossen; darum ist jede Person Gott und, nach der Einfachheit der Natur genommen, Gottheit. Nun leuchtet die Einheit in der Dreiheit auf verschiedene Weise, aber die Dreiheit leuchtet bei der noch inneschwebenden Betrachtung nach dem Wiederauswallen einfältig in der Einheit und hat diese einfältig in sich geschlossen. Der Vater ist ein Ursprung des Sohnes; deshalb ist der Sohn ein Auswallen, ewiglich aus dem Vater geflossen der Person nach und innebleibend dem Wesen nach. Der Vater und der Sohn entgießen ihren Geist. Und die Einheit, die Wesen des ersten Ursprungs ist, ist auch Wesen aller drei Personen. Wie aber die Dreiheit eins sein und die Dreiheit in der Einheit der Natur eins sein und doch die Dreiheit aus der Einheit sein kann, das vermag der Mensch wegen der Einfalt des tiefen Abgrundes nicht in Worte zu bringen.

Hierher in dieses übervernünftige Wo schwingt sich geistend der Geist, bald fliegend vor endloser Höhe, bald

vor grundloser Tiefe schwimmend, durch die hohen Wunder der Gottheit. Und dennoch bleibt der Geist hier in Geistes Art, im Genusse dieser gleich ewigen, gleich gewaltigen, innebleibenden und doch ausfließenden Personen; abgeschieden von allem Gewölke und Gewerbe der niederen Dinge, starrt er die göttlichen Wunder an. Denn was kann ein größeres Wunder sein als die bloße Einheit, in die sich der Personen Dreiheit in Einfalt einsenkt, wo alle Mannigfaltigkeit ihres selbstischen Seins entsetzt wird? Und das ist so zu verstehen, daß der entgossenen Personen Ausgeflossenheit allzeit sich wieder hineinsehnt in desselben Wesens Einheit. Und alle Kreaturen sind nach ihrer innebleibenden Ausgeflossenheit ewig in dem Einen mit gottlebendem, gottwissendem, gottseiendem Sein, wie das Evangelium sagt: In principio ..., was geworden ist, das ist in ihm ewiglich das Leben von ihm.

Diese bloße Einheit ist eine nächtige Stille und eine müßige Muße, die niemand als der allein verstehen kann, in den die Einheit selbst hineinleuchtet. Aus der stillen Muße leuchtet rechte Freiheit ohne alle Bosheit; denn sie gebiert sich in entwordener Wiedergeborenheit; da leuchtet verborgene Wahrheit auf ohne alle Falschheit, und die gebiert sich in der Enthüllung der verhüllten Nacktheit. Denn hier wird der Geist des trüben Lichtes entkleidet, das ihm in menschlicher Weise aus der Offenbarung der Dinge gefolgt war. Das fällt da von ihm ab, denn er fühlt sich jetzt als einen andern



Kopf des Petrus aus dem Friedberger Altar

und mehr als Gottes Eigentum denn zwar im früheren Lichte; so sagte Paulus: ‚Ich lebe, nicht mehr ich!' Und so in der Unaussprechlichkeit des einfältigen göttlichen Wesens wird er entkleidet und aller irdischen Werke und Weisen enthoben. Dies Wesen durchleuchtet sich alle Dinge in einfältiger Stille, da wird auch der bleibende Unterschied der Personen und ihre Besonderheit in der einfältigen, weiselosen Weise vergessen. Denn, wie die Schrift sagt, die Person des Vaters, allein genommen, gibt nicht Seligkeit, noch die Person des Sohnes allein, noch die des Heiligen Geistes allein, sondern die drei Personen sich umfangend in Einigkeit des Wesens ist Seligkeit. Und diese Dreieinigkeit ist natürliches und allen Kreaturen gnädiglich Wesen gebendes Wesen der Personen; und sie hat aller Dinge Formen einfach und wesentlich in sich beschlossen. Da sich nun dies formenreiche Licht das Wesen erhält, so sind die Dinge in ihm als seine eigene Wesenheit und nicht als in Gott formende Zufälligkeit; und da es sich alle Dinge durchleuchtet, darum besitzt es Lichtes Eigenschaft. Und also leuchten alle Dinge in dem Wesen mit einer in ihnen schwebenden Stille in des Wesens Einfalt.

Dieses geistige Wo, von dem wir sprechen und in dem ein bewährter Diener mit dem ewigen Sohne wohnen soll, kann man die in sich selbst ruhende, namenlose Nichtigkeit nennen. Da kommt der Geist auf das Nichts der Einheit. Und die Einheit heißt darum ein

Nichts, weil der Geist keine zeitliche Wortweise finden kann, zu sagen, was es sei; aber der Geist empfindet wohl, daß er von einem andern, als was er selber ist, gehalten wird. Darum ist das, was ihn da hält, eher ein Etwas, ein Ichts, als ein Nichts; es ist dem Geiste aber wohl ein Nichts, wenn er sagen soll, was es sei.

Wenn nun der Geist in dieser verklärten, glanzreichen Nächtigkeit wohnt, sich selbst und sein eigen Sein vergessend, so verliert er alles Trennende und alle seine Eigenschaften, wie Sankt Bernhard sagt. Und das geschieht minder und mehr, je nachdem der Geist in dem Leibe oder von dem Leibe aus sich selbst untergegangen und in Gott eingegangen ist. Und dies Sichselbstverlieren ist göttlicher Art, die ihm, ich weiß nicht wie, alle Dinge geworden ist, wie die Schrift sagt. In dieser Entsunkenheit vergeht der Geist, aber doch nicht gänzlich; er gewinnt wohl etliche Eigenschaften der Gottheit, aber er wird doch nicht natürlich Gott; was ihm geschieht, das geschieht durch Gnaden, denn er ist ein Ichts, geschaffen aus Nichts, das ewig bleibt. Soviel sei überdies gesagt, daß mit dem Versinken und in Gott verzückt werden auch aus der Seele das zweifelnde Wundern schwindet, in jener Verlorenheit, durch die sie all des Ihrigen entsetzt und nicht mehr um sich selbst wissend in Gottes Sein übersetzt wird. Denn wie die Meister allgemein sagen, wird der Geist durch des göttlichen, lichtreichen Wesens Kraft über sein natürliches Vermögen hinaus in des Nichtes Bloßheit entrückt;

denn dieses Nichts ist aller Weisen von Kreaturen bloß und ledig, hat aber in sich seine eigene Weise, die seiner Wesenheit entspricht. Diese weiselose Weise ist Wesen der Personen; sie halten es in einfacher Weise und mit rechter Durchgründung als ihre Natur umschlossen. Diese Erkenntnis Gottes, wie gesagt ist, entgeistet den Geist; und das geschieht in dem Nichts der Einheit durch des Nichts unergründbare Erkenntnis des Nichtes und Hingabe der eigenen Wesenheit; denn da verliert sich der Geist und findet sich selbst nicht mehr und vergißt alle Dinge. Und also geschieht ihm dann, wenn der Geist zuinnerst abgekehrt vom Selbst und von aller Dinge Gewordenheit in die bloße Ungewordenheit der Nichtigkeit vergangen ist.

In diesem einsamen Gebirge des übergöttlichen Wo ist eine alle reinen Geister fühlbar anlockende Abgründigkeit, und da kommt die Seele in die verborgene Ungenanntheit und in die wundersame Entfremdung. Und das ist der allen Kreaturen unergründbar tiefe, nur sich selbst ergründbare Abgrund, verborgen allem, das nicht er selbst ist, und nur denen aufgetan, welchen er sich offenbaren will; aber auch diese müssen ihn gelassen suchen und ihn irgendwie durch ihn selbst erkennen, wie die Schrift sagt: Wir sollen da erkennen, gleichwie wir erkannt sind! Diese Erkenntnis hat der Geist nicht aus sich selbst, denn die Einheit in der Dreiheit zieht ihn in sich hinein, in seine wahre, übernatürliche Heimat, wo er über sich selbst in dem wohnt, was ihn

angezogen hat. Da stirbt der Geist, ganz in den Wundern der Gottheit lebend. Dieses Sterben des Geistes liegt daran, daß der Geist in seiner Verzückung das Besondere seiner eigenen Wesenheit nicht mehr wahrnimmt; wenn aber die Verzückung wieder auswallt, so unterscheidet er auch die Dreiheit der Personen, und er läßt ein jedes Ding in seiner Besonderheit das sein, was es ist, wie der Diener in dem Büchlein der Wahrheit klar dargelegt hat. Und merke noch einen Punkt: In jener Verzückung bricht aus der Einheit ein einfaches Licht hervor, und dieses weiselose Licht wird von den drei Personen in die Lauterkeit des Geistes geleuchtet. Vor diesem einbrechenden Strahl entsinkt der Geist sich selbst und aller seiner Selbstheit, er entsinkt auch der Auswirkung seiner Kräfte und wird entwirkt und entgeistet. Und das liegt an dem Einwallen, durch das er aus seiner Selbstheit in das fremde Sein untergegangen ist und sich verloren hat in die Stille der verklärten, glanzreichen Nächtigkeit, in die nackte, einfältige Einigkeit. Und in diesem weiselosen Wo liegt die höchste Seligkeit.«

Die Tochter sprach: »Eija, eija, Wunder! Wie soll man hier hinein kommen?«

Er sprach: »Darauf lasse ich den lichten Dionysius antworten; der sagt zu seinem Jünger: Willst du in das verborgene Geheimnis kommen, so tritt keck hinan und laß fallen deine äußern und inneren Sinne und das eigene Werk deiner Vernunft, alles, was sichtbar oder unsicht-

bar, alles, was Wesen oder Nichtwesen ist; hinan zur einfältigen Einigkeit, in sie sollst du eindringen, unwissend, in das Schweigen, das da über allem Wesen und über aller Meister Kunst ist, mit nacktem Einwallen des abgründigen, einfältigen, reinen Gemütes, hinein in den überwirklichen Abglanz der göttlichen Finsternis! Hier muß alle Fessel entfesselt, alle Dinge müssen gelassen sein, denn in der überwirklichen Dreifaltigkeit der übergotteten Gottheit, in dem verborgenen, überunbekannten, überschimmernden, allerhöchsten Giebel da hört man im raunenden Schweigen Wunder, Wunder; man empfindet da neue, erdabgeschiedene, unwandelbare Wunder in der überlichten, dunklen Nächtigkeit, die doch ein überoffenbarer, lichtreicher Schein ist, in dem alles wiederleuchtet, der die im Dunkel tastende Vernunft überfüllt mit den unbekannten, unsichtbaren, überglänzenden Lichtern.«

Aus der Seuse-Auswahl des »Doms«

ARTHUR SCHOPENHAUER:

MEIN ICH als Leib, als Wille, verliert sich in der unendlichen Zeit, verschwindet im unendlichen Raum, und so auf mein Ich zurücksehend denke ich mit Schauder die zahllosen Welten am Himmel. — Aber indem ich mich besinne und meiner als ewiges Subjekt des Erkennens mir bewußt werde, spreche ich mit Stolz und Sicherheit die unleugbare Wahrheit aus, daß die

Welten meine Vorstellung sind, daß also ich, das ewige Subjekt, der Träger dieses Weltalls bin, dessen ganzes Seyn nichts ist als eine Beziehung auf mich. Wo bleibt der Schauder, wo die Bangigkeit? Ich bin, nichts weiter ist, auf mich gestützt ruht die Welt, in der Ruhe, die von mir ausgeht: wie sollte sie mich schrecken, wie ihre Größe mich entsetzen, die immer nur das Maß meiner eignen sie stets übersteigenden Größe ist! Diese Erkenntniß ist das Gefühl des Erhabenen.

DER GRAF VON PALOMAR

Von Otto Freiherrn von Taube

DER Fremde, der das Gerücht vom Verfall der Seestädte Spaniens und ihrer Häfen auf seiner Meerfahrt längs diesen Küsten nur bestätigt gefunden hatte, meinte, als das Schiff der Reede von X... sich näherte, etwas Überraschendes zu empfinden, etwas Ungewöhnliches zu gewahren. Nicht lag das an den kahlen, graugelben Felsen, die den Ort in hoheitsvollem Bogen umgaben, nicht am bezinnten Maurenkastell, das den Burghügel krönte, mit der weithin leuchtenden rotgelben Spanierfahne; dergleichen hatte er dortzulande schon oft gesehen. Die Häuser vielmehr bewirkten diesen Eindruck, die sich sauber und wohlgehalten — wenigstens nach der Seeseite zu — zeigten, das Gewimmel von Fahrzeugen und Kähnen um die Einfahrt und der Verkehr auf den hübsch bepflanzten Ufern, von denen

aus sich der stattliche neue Anlegedamm ins Meer streckte. Der Fremde setzte das Fernglas an, sich des Anblicks zu vergewissern, welcher seinen bisherigen Landeserfahrungen dermaßen widersprach, als er einen Seemann, der sich an ihm vorüberdrängte, zu einem Mitreisenden sagen hörte: »Wir landen an der Mole des Grafen von Palomar.« — »Sehen Sie diese Mole,« hörte er gleich darauf einen weiteren Schiffsgast zu einem dritten sagen — diese beiden waren Italiener und Händler — »sie hat . . . .« — und es folgte eine fabelhafte Zahl von Millionen Peseten — »gekostet.« — »Es ist ein großartiges Geschenk, das der Graf damit seiner Stadt gestiftet hat«, antwortete der Angeredete. »Der ganze Hafen, die ganzen Ufer mit ihren Anlagen sind eigentlich sein Werk«, ergänzte der andere Italiener.

Inzwischen zeigte der mächtige, wogenumschlagene Quaderdamm sich den Anfahrenden immer deutlicher und auf ihm, sich aus Palmen und Blumen über gestaltenbesetztem Marmorsockel hebend, ein erzenes Standbild, das einen Mann in altspanischer Tracht darstellte. »Wer ist das?« fragte der Fremde einen Matrosen, der neben ihm ein Tau aufrollte. »Christoph Columbus«, gab jener zur Antwort. »Wie kommt der hierher?« fragte der Fremde. Der Matrose hatte keine Zeit zu antworten, derjenige aber der Italiener, der ortskundig schien, gab zur Auskunft: »Wie Sie wissen, ist Christoph Columbus zum ersten Male von Palos abgesegelt. Doch will die Sage — und in X . . . ist man

stolz auf sie —, daß er auf der Suche nach einem geeigneten Hafen zuvor sich längere Zeit hier aufgehalten habe. Dieser Überlieferung zu Ehren hat der Graf der Stadt auch dieses Denkmal geschenkt; es ist ein Werk des Armando Bustos von Madrid.« So war es denn nicht nur ein malerischer Anblick, wie so viele in Spanien, es war ein wohlhabender, von Tätigkeit zeugender, belebter, den diese Stadt dem Fremden bot, zugleich aber war seine Einbildungskraft schon überwältigt vom Glanze dessen, was er sich von der Freigebigkeit hatte denken können, mit der jener prächtige Mann am Orte schaltete. Schon verknüpfte er, unwillkürlich, das eine mit dem anderen, indem er all jenes rege Wesen der Wirkung dieses Einzelnen zuzuschreiben sich geneigt fühlte. Und, Schritt für Schritt, Schlag für Schlag, ward er hierin bestärkt, auf immer neue Spuren jenes Namens stoßend, die die Macht, mit der er sich von ihm angerührt fühlte, steigerten. So z. B. hatte er gefragt, wo man an diesem Orte gut absteige, und als Antwort »im Gasthof zum Grafen von Palomar, dem ersten unserer Stadt« vernommen; er hatte, ausgeschifft, die schönen Baumgänge und die Blütenpracht am Hafen bewundert, die ihm als Schöpfungen des Grafen bezeichnet worden waren; nun fuhr er stadtein durch eine ebenso bepflanzte, glänzend gepflasterte, beinahe platzbreite Straße, die, langsam ansteigend, oben wie unten mit je einer schlanken Säule geschmückt war,— und las als deren Namen: »Straße des Grafen von

Palomar«; er wunderte sich über das gänzlich unspanische gute Aussehen der glattgefütterten Mäuler, die die zeltüberspannten Lohndroschken hurtig hin- und herzogen, fragte den Kutscher und erfuhr, der Graf, als er noch Bürgermeister der Stadt gewesen wäre, habe Preise für ordentliche Fuhrwerkhaltung ausgesetzt und bei seinem Abgang vom Amte eine Stiftung hinterlassen, aus der die Belohnungen weitergezahlt würden. »Er ist ein großer Wohltäter«, urteilte der Fremde; der Kutscher erwiderte: »Er vermag das; er ist unglaublich reich.«

Der Gasthof machte dem Namen, den er führte, alle Ehre. Der Eindruck des Vortages auf unseren Fremden erfuhr, was jenen wohltäterischen, angesehenen und wohl auch mächtigen Mann betraf, am folgenden Morgen weitere Verstärkung. Der Reisende hatte den Wirt nach des Ortes Sehenswürdigkeiten gefragt, dieser ihm außer einigen Kirchen den »alten« und den »neuen Palast« empfohlen. Der »alte«, hatte er gesagt, sei der ehemalige Sitz der Maurenstatthalter, den der Graf mit vielen Kosten habe wiederherstellen lassen, um ihn, angefüllt mit bedeutenden Landesaltertümern, der Öffentlichkeit zugänglich zu machen; er stehe jeden Morgen unentgeltlich offen. Im neuen Palaste befänden sich im Oberstock einige Gemälde; man erhalte die Besichtigungserlaubnis gegen Vorzeigung eines Ausweises im Säulenhof des Gebäudes.

Der Fremde fand im erstgenannten Bau ein fein-

sinnig erneuertes Beispiel jener zierreichen, üppigen, wenn auch echten Europäern stets fremd bleibenden Baukunst; die Sammlungen alter Steinbildwerke, Waffen, Lederarbeiten, Kacheln und Tongeschirre ergaben eine beinahe vollständige Übersicht jener Kunst- und Kunstgewerbezweige, wiesen wertvollste Einzelstücke auf, erfreuten durch geschmackvolle Anordnung; sie konnten sich neben den allerersten des Königreiches und Englands sehen lassen.

Mit der Empfindung, abermals ein edeles Denkmal der Gesinnung und Wirksamkeit des Vortrefflichen geschaut zu haben, verließ der Fremde das Haus, um sich nach dem neuen Palaste zu begeben. Im verworrenen Gassengeknäuel der Altstadt, die er zu durchqueren hatte, verirrte er sich jedoch; er sah sich nach einem Menschen um, dessen Führung zugleich auch unterhaltsam wäre; da fiel sein Blick auf einen sorgfältig in Schwarz gekleideten Herrn, dessen schmales Antlitz mit dem leicht angegrauten Stutzbarte, der Adlernase und den vornehmen Zügen an die Bildnisse altspanischer Edelleute von der Hand des Greco erinnerte; er trug einen weitkrämpigen weißen Strohhut und führte bei sich ein Rohr mit goldenem Kugelgriff. Der Fremde sprach ihn an. »Gehen Sie nur mit mir«, entgegnete der Hidalgo. »Ich habe das gleiche Ziel wie Sie.«

Seiner Gepflogenheit nach wäre der Fremde nun gern in ein Gespräch mit dem Einheimischen gekom-

men. Das gelang. Er erfuhr zunächst, — was er bei der Auskunft seines Wirtes überhört hatte, — daß auch der neue Palast eine Schöpfung des Grafen sei. Er habe ihn für sich selber bauen lassen und bewohne ihn. Was gezeigt werde, seien grad seine eigenen Gemächer, die außer einer prächtigen Einrichtung eben jene Gemälde enthielten: einige alte Italiener, Vlämen, mehr noch Spanier, darunter einen berühmten Christus des »göttlich« zubenannten Meisters Morales. Erfreut, es mit einem gebildeten Herrn zu tun zu haben, tat der Fremde nun endlich auch einige Fragen nach jenem Manne, den er immer häufiger nennen hörte, immer mehr bewundern lernte, und in dem er immer mehr die bewegende Kraft des Ortes erkannte. Der andere teilte mit, der Graf sei schlichtbürgerlich mit dem Geschlechtsnamen Puig y Palau geboren, weshalb auch der Platz, an dem der neue Palast liege, Puig-y-Palau-Platz benannt worden sei; er sei aus beinahe niederen Verhältnissen hervorgegangen und als junger Bursch aus dem betriebsamen Catalonien in diese damals gänzlich tote Stadt zugewandert; als Buchhalter im einzigen Reedereigeschäfte des Hafens, das ohne jegliche Bedeutung gewesen wäre, habe er begonnen, habe es bald darauf selbst in Händen gehabt, habe es vergrößert und sei zu X... nun heimisch geworden, teils, weil man den Schauplatz seines Ringens lieb gewinnt, teils, weil ihn eine Schönheit dort fesselte: Doña Rosario, deren Vater,

ein armer Junker, den adelswürdigen Beruf eines Arztes ausübte, sich aber sträubte, die Tochter einem zu geben, der sich mit dem unchristlichen und niederen Handelserwerbe abgebe. Erst nach des Vaters Tode habe sie sich mit dem bereits begütert gewordenen Manne vermählen können. Aber die Reichtümer Puig y Palaus seien von Tag zu Tag gewachsen, sein Ansehen habe begonnen, erst am Orte, dann in der Provinz, dann im ganzen Reiche zu gelten, zumal er, verständig, großblickend und klar, die Arbeitslust der ganzen Bevölkerung angeregt und Geld nicht nur dem eigenen Schatze, sondern auch dem Säckel der Gemeinde und eines jeden, der sich bemühen wollte, zugeführt habe. Zugleich mit den Gütern, wie der liebenswürdige Herr berichtete, wuchsen auch die Ehren des Vieltätigen: der König ernannte ihn nach einer der Besitzungen, die er erworben hatte, zum Grafen von Palomar mit Grandezza; er ward in den Senat berufen. Als er nach jahrelangem Wirken das Bürgermeisteramt freiwillig niederlegte, war das am Orte ein Trauertag. Denn immer hatte er seine Kräfte um des Wohls und des Glanzes der Stadt willen eingesetzt, wie er auch immer einen Teil seiner Einkünfte gemeinnützig verwendete, nicht nur in späteren Jahren, wo er keine Leibeserben mehr hatte, sondern auch ehemals, zu Lebzeiten Doña Rosarios und des einzigen Sohnes, der zu London, wo er in einer Bank lernte, neunzehn Jahre alt starb.

»Und da Sie so viel Anteil an unserem Grafen nehmen,« schloß der Einheimische den Bericht, »würde, mein' ich, es Ihnen wohl Freude machen, auch das große Krankenhaus zu sehen, das er der Stadt zu eigen gegeben hat. Ich bin darin der Oberarzt,« — er reichte dem Fremden ein Kärtlein, auf dem der Name Dr. Juan Ribera y Mendez zu lesen war, — »ich gehe grad zum Grafen, ihm über gewisse Neueinrichtungen Vortrag zu halten. Morgen früh, wenn Sie wollen, stehe ich zu Ihren Diensten.«

Sie langten vor dem Palaste an, einem Quaderbau in Florentiner Art, der sich durchaus würdig zeigte. »Wenn Sie noch etwas Hübsches sehen wollen,« sagte der Arzt, eh er die Prunktreppe hinaufstieg, zum Fremden, »so lassen Sie sich bei der Verwaltung im Hofe, von der Sie die Besichtigungserlaubnis des Hauses erhalten, auch die für die Gärten von Sta. Catalina geben. Das ist ein Landgut des Grafen. Die Kirche daneben hat er erneuern und ausschmücken lassen. In der Meierei finden Sie Erfrischungen.«

Wenn der Fremde dem »göttlichen« Morales auch keinen Geschmack abgewinnen konnte, er freute sich an manchen anderen Ölwerken, er freute sich an der Herrschaftlichkeit der Gemächerflucht, die er sich als einen gebieterischen Anblick bei Festbeleuchtung vorzustellen vermochte. Auch das hob seine Bewunderung vor dem Herrn des Hauses und ließ ihm dessen Wesen noch ehrwürdiger erscheinen. »Ein könig-

licher Mann«, sagte er sich. Des Nachmittags unternahm er den Ausflug, zu dem ihm der Arzt geraten hatte. Er ging zu Fuß; nach etwa anderthalb Wegstunden durch Staub und Öde gewahrte er in einem Tale ein anspruchsloses Landhaus, wie in einer Oase gelegen in seinem Garten, der ihm alsbald in belehrender Weise die Anbaumöglichkeiten dieser Landschaft darlegte und zugleich in gefälliger Weise dem Auge schmeichelte. Die Kirche, etwas straßenab gelegen, bewies zwar trotz aller Pracht, daß die Zeit großer Kunst nun einmal vorüber war; dennoch bezauberten ihr blumendurchduftetes Halbdunkel und ihre Stille, in der einige Frauen knieten.

Nachdem er sich in der Meierei erquickt hatte, machte sich der Fremde auf den Heimweg. Es war schon gegen Abend. Da sah er aus dem Ulmengange, der von der Kirche niederführte, einen Barfüßermönch nach der Landstraße zu schreiten; in der Hand hatte er eine Rose, die er von den Gewinden gepflückt hatte, die Baum mit Baum verbanden; er hob sie sich häufig, als wie die Morgenländer, ihren Duft einzuatmen, an die Nase. Der Mönch war nicht nur stattlich an Wuchs und, wie es schien, ausnehmend stark, er hielt sich auch prachtvoll aufrecht. Er griff rüstig aus. Sein Alter mochte an die vierzig sein. Sein schwarzer, auf die Brust wallender Bart war gepflegt; sein Antlitz von jener Marmorhaftigkeit, die unter diesem Himmels-

striche nichts Ungesundes bedeutet; eine rote Narbe lief ihm schräg über die Stirn und teilte die eine Braue. Sein Ausdruck war frank; seine Augen leuchteten.

Der Fremde mäßigte den Schritt, damit die anziehende Erscheinung ihn einhole. In der Tat war der Bruder bald an seiner Seite: »He,« grüßte er mit einer hellen, doch männlichen Stimme, aus der etwas beinahe Herausforderndes klang, »man sieht, Señor, daß Sie Nordländer sind. Ein Herrchen Ihres Standes, wäre er Spanier, hätte außer an Wallfahrtstagen den Weg nach Sta. Catalina nur mit Fuhrwerk zurücklegen wollen.« — »Was ist denn dabei?« lächelte der Fremde, »Sie gehen ja ebenfalls zu Fuß.« — »Wir vom Orden«, entgegnete der Bruder, »sind viel unterwegs zu Fuß. — Doch schon in meinem früheren, weltlichen Leben habe ich mich tüchtig zu Fuß getummelt und in heißeren Ländern als in diesem lauwarmen Spanien. Ich war in Marokko im Krieg.« — »Ich bin«, fuhr er auf einige Zwischenfragen des Fremden hin fort, »dort nicht etwa in Erfüllung der gesetzlichen Dienstpflicht gewesen; ich war Offizier von Beruf. Es ist ein guter Beruf, doch mein jetziger ist noch besser. Offizier, Mönch, sind die einzigen Berufe, für die ich Sinn habe, nicht anders als die alten spanischen Vorfahren.«

»Und wie gefällt Ihnen unser Ländchen?« fragte im weiteren Verlaufe des Gespräches der kriegerische Mönch mit der vom Säbel des Ungläubigen erworbenen Narbe, »wie gefällt Ihnen unser Städtchen?«

Der Fremde war des Lobes voll. Auch enthielt er sich nicht, zu bemerken, in welch erfreulicher Weise seiner Meinung nach dieser Ort sich von den anderen der Halbinsel unterscheide; wie er sich durch Fleiß, Tüchtigkeit, Wohlstand auszeichne, und wie doch all dieser Fortschritt wohl nur jenem einen Manne zu verdanken sei, den er sich nicht scheue »groß« zu nennen.

»Größe, Fortschritt?« lachte der Mönch; »wenn diese Entwickelung wirklich eine solche zum Guten wäre, würde auch ich davon reden. Doch ich vergesse: im Norden — in England, wo ich in Ordensangelegenheiten war, in Deutschland, wo diese Ansicht die herrschende zu sein scheint, denkt man in der Tat so: wenn nur jemand Geld ins Land bringe, sei er ein Wohltäter; und wenn es in einem Orte Eingang gefunden, sei das ein öffentliches Glück. Nicht wahr, so denken Sie doch dort? — Bis sich einmal Tatsachen ereignen werden, die die Wahrheit wieder klarstellen.«

»So halten Sie denn das Werk des Grafen nicht für gut? Warum?« warf der Fremde ein; »so halten Sie ihn denn nicht für einen Wohltäter?«

»Meinen Sie wirklich, da Sie von Wohltaten sprechen,« fragte der Mönch dawider, »daß die Menschen hier dank seiner Wirksamkeit glücklicher geworden seien, geschweige denn besser, in welch letzterem ich erst wahre Wohltäterschaft erkennen würde? Früher herrschte hier viel Armut; das Volk lungerte in den

Straßen und hatte nichts zu beißen. Aber die Hände waren milder, die Herzen fröhlicher; man teilte miteinander und bangte sich trotz all der Dürftigkeit aus ihr nicht hinaus; einige gingen, ohne sich zu erbittern, ganz heiteren Herzens zugrunde; den anderen genügte zur Lust der hierzulande gottlob ja reichliche Sonnenschein. Diese Seelenverfassung ist jetzt am Verschwinden. Zwar hat die Wirksamkeit des Grafen das Volk noch nicht ganz verwandeln können; noch ist maßgebend das alte Geschlecht; doch, von jenem Manne bestimmt, erwächst ein anderes; nach einer Weile wird es überwiegen. Und dann ... Ich setze ein Beispiel: Sollte dem Grafen, was Gott verhüte, heute ein Unglück zustoßen, würde man noch viele um den Trübsalgeschlagenen trauern sehen; nach zehn Jahren wird in ihm keiner mehr den Bruder erkennen; nur für den Reichen, Beneidenswerten wird er gelten; die von ihm bekommen, würden ihm vorrechnen, daß er ihnen noch mehr geben könne; die von ihm gefördert, würden frohlocken, wenn er irgendwie sich schämen müßte; könnten sie an ihm keine Schuld, keine Schande finden, würden sie ihm eine andichten, sie erfinden.«

»Sie reden als Menschenverächter«, sprach der Fremde.

»Beileibe nicht,« sprach der Mönch, »wir Christen wissen nur, und auch die alten Heiden wußten es, daß der Mensch nicht gut ist.«

»So sind Sie dem Grafen feind?« setzte der Fremde fort.

»Wir sind dazu da, die Menschen vor solchen Wohltätern zu beschirmen«, sprach der Mönch. »Darum ringen wir mit ihnen. Sonst sind wir nicht so böse, dem Grafen feind zu sein. Ich weiß, er will das Beste; sein Herz ist nicht unedel; nur sein Geist ist verblendet. Gott kann ihn erleuchten. Und Gott sieht auch das Herz. Doch wir haben es nur zu oft erlebt an solchen Männern, grad wenn sie, wie der Graf, so hoch und so in aller Augen stehen, daß Gott sie auf Erden furchtbar schlägt, ein Beispiel um der anderen willen zu setzen, während er Niedrigere, nicht weil sie besser, doch weil sie verborgener sind, friedlich ableben läßt. Eine Warnung hat der Herr dem Grafen schon gegeben; und was brauchte der auch seinen Sohn nach England zu tun, nur damit er die Kunst des Geldschaffens noch besser lerne und fremde, uns zuwidere Sitten lieb gewinne? Der englische Nebel hat Don Paquito getötet. Schließlich, wenn Gott einem nur die Seele rettet, ist es höchst unwichtig, ob das irdische Schicksal des Betreffenden furchtbar werde. Und furchtbar, mein' ich, dürfte das Schicksal des Grafen werden.«

Hätte der Fremde die Empfindung gehabt, daß ein Mensch von geringer Seele zu ihm rede, so wären des Mönches Worte wider den so schätzenswerten Mann an ihm wohl abgeglitten. Aber das freie, gänzlich unfinstere Wesen des Bruders, die sichere, männliche Art,

in der er seine Überzeugung nicht nur aussprach, sondern auch mit einer gewissen heldisch anmutenden Härte wider sich und andere zu verfechten schien, kurz, die Kraft, mit der, und die Tiefe, aus der sein Wort hervorbrach, bewirkten, daß er dem Eindruck seiner Rede nicht entgehen konnte. Namentlich, seit sich die beiden, — bald nachdem sie durchs Stadttor eingegangen, — getrennt hatten, lastete ihre Erinnerung zunehmend über ihm, wie in den Gassen das wachsende Abenddunkel. Sie beunruhigte ihn wie eine düstere Prophezeiung.

Als er am anderen Morgen im Krankenhause vorsprach, fand er am Arzte etwas Unruhiges, Zerstreutes. Zwar entledigte er sich der Führung in liebenswürdigster Weise, doch war dem Fremden, als müsse sich jener all die Zeit irgendeines peinigenden Gedankens wegen beherrschen. In ihm selbst aber war, nachdem er die trefflichen Einrichtungen der menschenfreundlichen Stätte hatte kennen lernen, vollends der früher schon aufgekeimte Entschluß gereift, dem herrlichen Manne nun auch selber zu begegnen; sein Name, die Stellung, die er in seinem nordischen Vaterlande habe, meinte er, berechtigten ihn dazu. Er sprach gegen Ende der Besichtigung dem Arzte seinen Wunsch aus.

Ein Ausdruck der Sorge überflog dessen Antlitz. »Gern hätte ich Sie dem Grafen zugeführt,« sagte er, »doch wissen Sie: als ich mich gestern von Ihnen trennte, zu ihm zum Vortrag zu gehen, war der Mann,

der so pünktlich ist, der niemals warten läßt, nicht zur Stelle. Ich wunderte mich schon gleich. Doch er kam auch nicht nach einer halben Stunde; er kam nicht nach einer Stunde. Ich mußte meiner ordentlichen Pflichten wegen fort und fragte durch Fernsprecher gegen Mittag im neuen Palaste an; er war auch zum Essen nicht heimgekehrt. Er kam auch nicht nachmittags, obwohl dringende Geschäfte seiner harrten. Er blieb weg ganz wider seine Art. Er war auch zur Abendmahlzeit noch nicht zu Hause. Die Unruhe bemächtigte sich seiner Diener, seiner Angestellten; die Unruhe verbreitete sich zu uns in unsere Anstalt. Man begann nachzuforschen; niemand hatte ihn aus dem Hause gehen sehen; er konnte nicht plötzlich fortgefahren oder abgereist sein: Wagen und Kraftwagen waren nicht benutzt worden, man hatte ihn weder auf dem Bahnhof noch im Hafen gesehen, wo seine Jacht mit eingerefften Segeln lag; man hatte ihn zu einem Tore weder mit Lohnfuhrwerk ausfahren noch zu Fuß gehen sehen. Immerhin: er mag die Stadt irgendwie verlassen haben; er wandert bisweilen auf eines seiner näher gelegenen Landgüter und nimmt dann kaum etwas mit, weil auf jedem das Feldbett und das Wenige, was er dann braucht, bereitstehen. Allein das Jagdgewehr, von dem er sich auf solchen Ausflügen nie trennt, hing an seinem Flecke. Der Graf ist auch heute früh noch nicht heimgekommen. Wir haben reitende Boten nach allen seinen Gütern ausgesandt; von Sta.

Catalina, von Torejon, von Palomar sind sie schon wiedergekommen. Er ist dort nicht. Andere erwarten wir noch zurück.«

»Sollten ihn Räuber entführt haben und als Geisel aufheben?« fragte der Fremde.

»Ach, gehen Sie,« rief der Arzt beinahe zornig: »Wer, denken Sie im Norden, sind wir denn? Bei unserer vorzüglichen Gendarmerie? — Der letzte Überfall in dieser Gegend geschah in den siebziger Jahren.«

Auf dem Rückwege zum Gasthofe schien es dem Fremden, als drückten die Mienen der Straßengänger Besorgnis oder doch Spannung aus. Vielleicht sei es nur seine eigene Stimmung, die er in sie verlege, sagte er sich, wenn er auch sie von der Frage bewegt wähne, was dem Grafen widerfahren wäre. Im Gasthof aber überzeugte er sich, daß er sich nicht geirrt hatte. Dort war das Verschwinden des Grafen schon bekannt; Bedienung und Gäste redeten nur davon. Nachmittags, in den Kaffeehäusern, zog das Gerücht weitere Kreise. Man hätte überallhin, wo der Graf nur weilen könne, gedrahtet; in der Provinzhauptstadt, wo er oft zu tun habe, sei er nicht gesehen worden. In Barcelona, wo er mitunter Verwandte besuche, wüßten weder diese noch die Geschäftsfreunde etwas von ihm. Gegen Abend kam Nachricht aus Madrid: Aus seinem gewohnten Gasthof: nicht abgestiegen; aus dem Senat: nicht erschienen; aus dem Ministerium für Handel und dem für Ackerbau, in denen er ein- und ausging: nicht

vorgesprochen. »Er ist verunglückt«, — »er hat Hand an sich gelegt«, raunte es, — und schon behaupteten einige: »Er hat Verluste gehabt ... er hat veruntreut ... er hat sich gesund gemacht und ist geflohen ...« — »Auf Kosten der Witwen und Waisen, die ihr Geld ihm anvertrauten«, krähte einer. Der Fremde gedachte des Barfüßers.

Die erste Frage des Fremden am folgenden Morgen war: »Gibt es Nachricht vom Grafen?« Nun las man von seinem Verschwinden in den Ortszeitungen, aber auch schon in den eingetroffenen Großstadtblättern.

»Er muß, so er kann, ein Lebenszeichen von sich geben, wenn er aus den Blättern ersehen wird, daß man ihn hier vermißt und daß dumme Gerüchte umgehen«, äußerte der Gastwirt, der anscheinend ihm zugetan war.

Man suchte in Gebüschen, an Felshängen, in der Bucht; man fand nichts. Nun wurde das Ereignis zum einzigen Ortsgespräche. Der überwiegende Teil des Volkes war voll Mitgefühls, kindlichen, reinherzigen; aber an schmälenden Stimmen fehlte es nicht, sie fanden gehässigen Ausdruck in einem unter Arbeitern gelesenen Blatte; und sie ließen den Fremden abermals des Mönches gedenken. Am fünften Tage, dem Sonntag, redeten auf den Kanzeln davon auch schon die Geistlichen, doch zurückhaltend, nie lieblos dem Verschwundenen gegenüber.

Es war nach all den schönen und milden, frischen

Wochen ein lastender schwerer Tag, der diesem fünften folgte, — der letzte übrigens, den der Fremde seinen Zeitverhältnissen nach zu X ... verbringen durfte; durch die Nacht durch mußte er nach Madrid. Vor Abend schlenderte er einmal noch über die breite, platzartige »Straße des Grafen von Palomar«, unter einem bleiernen, weißen Himmel, aus dem das erlösende Gewitter immer noch nicht niederbrechen wollte; die Blätter des jungen Laubes, die Rosen auf den Beeten waren welk; der Erdboden zwischen ihnen klaffte. Ermattet ließ er sich auf einer Marmorbank nieder. Da sah er — wie damals mit dem gleichen aufrechten Gange, der gleichen hohen Stirn und den glänzenden Blicken, wie unangefochten durch die alle Welt niederdrückende Witterung, die gebietende Erscheinung des Klosterbruders vorüberschreiten. Der Fremde hatte keine Lust zu ihm. Der aber, wie er ihn sah, sandte ihm seinen hellen männlichen Gruß. Er klang durch die verdrießliche Stille wie ein Kampftrompetenstoß, beinahe schrill; in seiner Heiterkeit schmerzte er den Dumpfen.

»Unglücksvogel«, wollte der Fremde ihn beschimpfen. Aber er sah; und dies Wesen zwang ihm wider Willen Achtung auf.

Es war eine schlechte Nachtruhe im schwankenden, ungepflegten, engen, von der Tagesschwüle vollgesogenen Abteil, zwischen übelduftenden Leuten, die das

Öffnen der Fenster nicht zuegben wollten und das Ausdrehen der zu richtiger Beleuchtung nicht ausreichenden Lampe verboten. Der Morgen graute endlich dem Übernächtigen in einer ausgedorrten, braunen Gegend, einem Bergtal, dem die ganze verzweifelte Trauer erstorbener Mondlandschaften, wie er sie sich vorstellen mochte, innewohnte; einige kahle Hochzacken des Umkreises glühten im ersten Licht des Tagesgestirns von einem unfruchtbaren Feuer. Der Zug keuchte noch immer bergan, von der Küste her zum Landinneren steigend. Nun hielt er. Es war ein Bahnknotenpunkt, an dem die Frühausgaben der Hauptstadtblätter kurz zuvor schon eingetroffen waren. Man hörte einen Buben in der Fistel sie auskreischen: »Das Neueste, das Neueste! ... Die Rede des Ministerpräsidenten! ... Das Neueste vom Grafen von Palomar! ... Der Tod des Grafen von Palomar ... Das Neueste, das Neueste ...«

Mit einem Gefühle, halb der Neugierde, halb des Grauens, — oder fröstelte er nur vom Morgen? — rief der Fremde den Buben heran und ließ sich gegen einen Kupfer das Blatt reichen.

Man hatte, wo man ihn nur zu spät gesucht, am Abend zuvor den Grafen verschmachtet in seinem Geldgewölbe aufgefunden. Das Schloß der Eisentür, die er hinter sich zugeworfen hatte, war so widersinnig eingeschnappt, daß er es mit dem Schlüssel nicht hatte aufdrehen können. Seine Hilferufe hatten niemand erreicht. Der Reiche, der über so vieles gebot, war

den Tod des Armen, der Freigiebige, von dem so viele gelebt, den Tod des Geizigen gestorben.

Und der Fremde rechtete mit dem Schicksal, das einem Besten so gelohnt.

DIE FAMILIE MENDELSSOHN

Moses Mendelssohns Brautwerbung

MENDELSSOHN war klein, stark verwachsen, er hatte einen Höcker auf dem Rücken und stotterte; aber der geistvolle, kluge Kopf entschädigte dafür, wie so oft bei Verwachsenen. Körperliche Schönheit ist ein vortrefflicher Empfehlungsbrief im Umgang mit Menschen, aber mehr nicht, und es sind schließlich andere Eigenschaften, die dauernd fesseln, wie uns Mendelssohn mit seiner großen Beliebtheit in den weitesten Kreisen, mit der unwandelbaren Freundschaft, die ein Lessing für ihn gehabt, beweist. Aber er erfreute sich nicht nur der Zuneigung aller mit ihm in Berührung kommenden Männer, sondern war auch sehr glücklich verheiratet: auf einer Reise nach Hamburg lernte er im Jahre 1762 Fromet, die Tochter des Abraham Gugenheim, kennen und heiratete sie im folgenden Jahre.

Berthold Auerbach berichtet in seinem Buch »Zur guten Stunde« nach mündlicher Überlieferung die Art, wie Moses seine Frau gewonnen habe, folgendermaßen:

Moses Mendelssohn war im Bade Pyrmont. Hier lernte er den Kaufmann Gugenheim aus Hamburg kennen. »Rabbi Moses,« sagte dieser eines Tages, »wir alle verehren Sie, aber am meisten verehrt Sie meine Tochter. — Mir wäre es das höchste Glück, Sie zum Eidam zu haben; besuchen Sie uns doch einmal in Hamburg.«

Moses Mendelssohn war sehr schüchtern, denn er war traurig verwachsen. Endlich entschloß er sich doch von Berlin aus zur Reise und besuchte unterwegs Lessing in Braunschweig, wie in dessen Briefen zu lesen.

Mendelssohn kommt nach Hamburg und besucht Gugenheim in seinem Kontor. Dieser sagt: »Gehen Sie hinauf zu meiner Tochter, sie wird sich freuen, Sie zu sehen, ich habe viel von Ihnen erzählt.«

Mendelssohn besucht die Tochter; andern Tags kommt er zu Gugenheim und fragt endlich, was die Tochter, die ein gar anmutiges Wesen sei, von ihm gesagt habe?

»Ja, verehrter Rabbi,« sagt Gugenheim, »soll ichs Ihnen ehrlich sagen?«

»Natürlich!«

»Nun, Sie sind ein Philosoph, ein Weiser, ein großer Mann, Sie werden es dem Kinde nicht übelnehmen; sie hat gesagt, sie wäre erschrocken, wie sie Sie gesehen hat, weil Sie —«

»Weil ich einen Buckel habe?«

Gugenheim nickte.

»Ich habe es mir gedacht, ich will aber doch bei Ihrer Tochter Abschied nehmen.«

Er ging hierauf in die Wohnung und setzte sich zu der Tochter, die nähte. Sie sprachen gut und schön miteinander, aber das Mädchen sah nicht von ihrer Arbeit auf, vermied, Mendelssohn anzusehen. Endlich, da dieser das Gespräch geschickt so gewendet, fragt sie:

»Glauben Sie auch, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden?«

»Gewiß, und mir ist noch was Besonderes geschehen. Bei der Geburt eines Kindes wird im Himmel ausgerufen: Der und Der bekommt Die und Die. Wie ich nun geboren wurde, wird mir auch meine Frau ausgerufen, aber dabei heißt es: Sie wird, leider Gottes, einen Buckel haben, einen schrecklichen. Lieber Gott, habe ich da gesagt, ein Mädchen, das verwachsen ist, wird gar leicht bitter und hart, ein Mädchen soll schön sein, lieber Gott, gib mir den Buckel, und laß das Mädchen schlank gewachsen und wohlgefällig sein.«

Kaum hat Moses Mendelssohn das gesagt, als ihm das Mädchen um den Hals fiel — und sie ward seine Frau, und sie wurden glücklich miteinander, und hatten schöne und brave Kinder, von denen noch Nachkommen leben. —

Paris, 2. Juli 1819.

Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, Dir, liebe Fanny, in einem eigenen Briefchen das herzliche Wohlgefallen zu bezeugen, welches mir Deine letzten Briefe gewährt haben; sie sind durchgängig angenehm, ordentlich und leicht geschrieben, und Du hast endlich das Geheimnis gefunden, mir, recht wohl gedacht und gefühlt, über Dich und die Unsrigen zu schreiben — und nicht übers Theater. Je sparsamer ich mit meinem Lobe bin, desto gewissenhafter erteile ich es, wenn ich Veranlassung dazu finde, und Deine Briefe gefallen mir zuerst deswegen, weil sie sind, was sie sein können und sollen, natürlich und liebevoll für deine Umgebungen. Gewiß habe ich Dich auch recht lieb! N o c h recht lieb, schreibst Du — ich denke, es soll erst recht anfangen.

Laß Dich Deine Dicke nicht anfechten; es ist eine Ähnlichkeit mehr, die Du mit Mutter hast (und Du kannst ihrer gar nicht genug haben, denn besser als sie wird man nun einmal nicht), die ebenfalls als junges Mädchen sehr stark gewesen ist und es hoffentlich wieder wird. Die Ähnlichkeit mit mir will ich Dir just nicht anpreisen, denn als Frau bin ich höchstens in den Tableaux vivants reizend und an meiner Stelle.

Pauls Geschichte seiner ‚Leiden und Freuden' hat uns hier höchlich divertiert; leider habe ich bei Fanny Sebastiani keine Spur von Eifersucht bemerkt; sie liebt ihn sehr uneigennützig.

Gib Beckchen und den Jungen, wenn sie still halten wollen, einen Kuß für mich. Ich wende mich noch an jeden von ihnen mit einigen Worten.

Dein Vater und Freund
A. M. B.

P. S. Du schreibst: ‚M. versichert mich, wenn Du hier gewesen wärest, sei sie nach B. mitgegangen' — das ist fehlerhaft, es muß heißen ‚würde sie nach B. mitgegangen sein'.

Zuerst an Dich, lieber Paul! Mit Deinen beiden letzten Briefen bin ich sehr wohl zufrieden gewesen und danke Dir dafür. Nur drückst Du zu sehr auf — die? oder der? Feder. Frage Mutter, wie es heißt! Laß Dir einige Federn von Herrn Groß schneiden, dann wird sie Dir Onkel Joseph ebenso schneiden; halte die Finger lose und dich gerade. — Ich habe Dir auf Deine Anfragen wegen Deiner Verheiratung mit Mieke nicht gleich geantwortet, weil ich mir die Sache erst überlegen wollte. Nun denke ich, wir lassen es anstehen, bis ich nach Hause komme, damit ich Mieke erst sehe. Wenn sie dann ordentlich gewaschen ist und Du Dich vierzehn Tage lang artig aufführst, so läßt sich von der Sache reden.[1]

Du, lieber Felix, mußt recht vernünftig und deutlich schreiben, was Du für Notenpapier haben willst,

[1] Mieke war die vierjährige Tochter des Gärtners, Paul war damals sechs Jahre alt. Anm. d. H.

ob liniertes oder unliniertes? Im ersten Falle mußt Du genau angeben, wie es liniert sein soll; denn da ich in einem Laden war, um welches zu kaufen, fand sich, daß ich gar nicht wußte, was ich eigentlich kaufen sollte. Überlies Deinen Brief, ehe Du ihn abschickst, und frage Dich selbst, ob Du ihn, wenn Du ihn erhieltest, verstehen würdest und eine Kommission darnach besorgen könntest.

Du, Beckchen! hast mir lange nicht geschrieben und kannst Dir einen Brief von mir malen. Wenn ich Dir einen Kuß und einen Nasenstüber — schreibe, so magst Du zufrieden sein. Dein letzter Brief war übrigens geschmiert; vermutlich sind die Meiereifedern daran schuld.

Ich erinnere Mutter an den Exerziermeister für Euch alle. Er findet sich gewiß aufs beste unter den Neufchatellern. Felix soll fleißig aber nur in der Schule schwimmen. Das Verbot des Turnens wird sich auf unsern unschuldigen Platz wohl nicht erstrecken.

Euer Vater und Freund
A. M. B.

Im Jahre 1820 wurde Fanny eingesegnet. Der Einsegnungsbrief ihres Vaters lautet:

Paris.

Du hast, meine liebe Tochter, einen wichtigen Schritt ins Leben getan, und indem ich Dir dazu und zu Deinem ferneren Lebenslauf mit väterlichem Herzen

Glück wünsche, fühle ich mich gedrungen, über manches, was bis jetzt zwischen uns nicht zur Sprache gekommen, ernsthaft zu reden:

Ob Gott ist? Was Gott sei? Ob ein Teil unseres Selbst ewig sei und, nachdem der andere Teil vergangen, fortlebe? und wo? und wie? — Alles das weiß ich nicht und habe Dich deswegen nie etwas darüber gelehrt. Allein ich weiß, daß es in mir und in Dir und in allen Menschen einen ewigen Hang zu allem Guten, Wahren und Rechten und ein Gewissen gibt, welches uns mahnt und leitet, wenn wir uns davon entfernen. Ich weiß es, glaube daran, lebe in diesem Glauben, und er ist meine Religion. Die konnte ich Dich nicht lehren, und es kann sie niemand erlernen, es hat sie ein jeder, der sie nicht absichtlich und wissentlich verleugnet; und daß Du das nicht würdest, dafür bürgte mir das Beispiel Deiner Mutter, deren ganzes Leben Pflichterfüllung, Liebe, Wohltun ist, dieser Religion in Menschengestalt. Du wuchsest heran unter ihrem Schutz, in stetem Anschauen und unbewußter Nachahmung und Gewohnheit dessen, was dem Menschen einen Wert gibt. Deine Mutter war und ist, und mein Herz sagt mir, sie wird noch lange bleiben Deine und Deiner Geschwister und unser aller Vorsehung und Leitstern auf unserem Lebenspfade. Wenn Du sie betrachtest, wenn Du das unermeßliche Gute, das sie Dir, solange Du lebst, mit steter Aufopferung und Hingebung erwiesen, erwägst und dann in Dankbarkeit,

Liebe und Ehrfurcht Dir das Herz auf- und die Augen übergehen, so fühlst Du Gott und bist fromm.

Dies ist alles, was ich Dir über Religion sagen kann, alles, was ich davon weiß; aber das wird wahr bleiben, solange ein Mensch in der Schöpfung existiert, wie es wahr gewesen, seitdem der erste erschaffen worden.

Die Form, unter der es Dir Dein Religionslehrer gesagt, ist geschichtlich und wie alle Menschensatzungen veränderlich. Vor einigen tausend Jahren war die jüdische Form die herrschende, dann die heidnische, jetzt ist es die christliche. Wir, Deine Mutter und ich, sind von unseren Eltern im Judentum geboren und erzogen worden und haben, ohne diese Form verändern zu müssen, dem Gott in uns und unserem Gewissen zu folgen gewußt. Wir haben Euch, Dich und Deine Geschwister, im Christentum erzogen, weil es die Glaubensform der meisten gesitteten Menschen ist und nichts enthält, was Euch vom Guten ableitet, vielmehr manches, was Euch zur Liebe, zum Gehorsam, zur Duldung und zur Resignation hinweist, sei es auch nur das Beispiel des Urhebers, von so wenigen erkannt und noch wenigeren befolgt. —

Du hast durch Ablegung Deines Glaubensbekenntnisses erfüllt, was die Gesellschaft von Dir fordert, und heißest eine Christin. Jetzt aber sei, was Deine Menschenpflicht von Dir fordert, sei wahr, treu, gut, Deiner Mutter, und ich darf wohl auch fordern, Deinem Vater bis in den Tod gehorsam und ergeben, unaus-



Auguste, Pfalzgräfin von Zweibrücken,
geb. Prinzessin von Hessen-Darmstadt

gesetzt aufmerksam auf die Stimme Deines Gewissens, das sich betäuben, aber nicht berücken läßt, und so wirst Du Dir das höchste Glück erwerben, das Dir auf Erden zuteil werden kann, Einigkeit und Zufriedenheit mit Dir selbst.

Hiermit drücke ich Dich mit väterlicher Innigkeit an mein Herz und hoffe stets in Dir die würdige Tochter Deiner, unserer Mutter zu finden. Leb wohl und meiner Worte eingedenk.

Felix Mendelssohn Bartholdy bei Goethe

Im Herbst 1821 wagte Felix den ersten Ausflug aus dem elterlichen Hause und reiste mit Zelter, dem vertrauten Freunde, nach Weimar, wo er vierzehn Tage im Goetheschen Hause wohnte. Kurz vor seiner Abreise hatte er angefangen, sich im Phantasieren zu üben, und phantasierte in Weimar in Gegenwart Goethes, Hummels, vieler Künstler und des Hofes. Es mögen einige Stellen aus den Briefen folgen, die der damals elfjährige Felix an die Eltern schrieb:

Weimar, den 6. November 1821.

— — Jetzt hört alle, alle zu. Heute ist Dienstag. Sonntag kam die Sonne von Weimar, Goethe, an. Am Morgen gingen wir in die Kirche, wo der 100. Psalm von Händel halb gegeben wurde. Die Orgel ist groß und doch schwach, die Marienorgel ist, obwohl klein, doch viel mächtiger. Die hiesige hat fünfzig Register, vierundvierzig Stimmen und einmal zweiunddreißig

Fuß. Nachher schrieb ich Euch den kleinen Brief vom vierten und ging nach dem Elefanten, wo ich Lukas Cranachs Haus zeichnete. Nach zwei Stunden kam Professor Zelter: ‚Goethe ist da, der alte Herr ist da!' — Gleich waren wir die Treppe herunter in Goethes Haus. Er war im Garten und kam eben um eine Hecke herum; ist das nicht sonderbar, lieber Vater, ebenso ging es auch Dir. Er ist sehr freundlich, doch alle Bildnisse von ihm finde ich nicht ähnlich. Er sah sich dann seine interessante Sammlung von Versteinerungen an, welche der Sohn geordnet hat, und sagte immer: »Hm, hm, ich bin recht zufrieden'; nachher ging ich noch eine halbe Stunde im Garten mit ihm und Professor Zelter. Dann zu Tisch. Man hält ihn nicht für einen Dreiundsiebenziger, sondern für einen Fünfziger. Nach Tische bat sich Fräulein Ulrike, die Schwester der Frau von Goethe, einen Kuß aus, und ich machte es ebenso. Jeden Morgen erhalte ich vom Autor des Faust und des Werther einen Kuß, und jeden Nachmittag vom Vater und Freund Goethe zwei Küsse. Bedenkt!! Nachmittag spielte ich Goethe über zwei Stunden vor, teils Fugen von Bach, teils phantasierte ich. Den Abend spielte man Whist, und Professor Zelter, der zuerst mitspielte, sagte: ‚Whist heißt, du sollst das Maul halten.' Ein Kraftausdruck! Den Abend aßen wir alle zusammen, auch sogar Goethe, der sonst niemals zu Abend ißt. Nun meine liebe, hustende Fanny: gestern früh brachte ich Deine Lieder der Frau von Goethe, die eine hübsche

Stimme hat. Sie wird sie dem alten Herrn vorsingen. Ich sagte es ihm auch schon, daß Du sie gemacht hättest, und fragte, ob er sie wohl hören wollte. Er sagte: ja, ja, sehr gerne. Der Frau von Goethe gefallen sie besonders. Ein gutes Omen. Heute oder morgen soll er sie hören.[1]

Weimar, den 10. November.

— — Montag war ich bei der Frau von Henkel und auch bei Seiner Königlichen Hoheit dem Erbgroßherzog, dem meine G-Moll-Sonate sehr wohl gefiel. Mittwoch abend war »Oberon« von Wranitzky, eine recht hübsche Oper. Donnerstag früh kamen die Großherzogin und die Großfürstin und der Erbgroßherzog zu uns, denen ich vorspielen mußte. Und nun spielte ich von elf Uhr mit Unterbrechung von zwei Stunden bis zehn Uhr des Abends, und die Phantasie von Hummel machte den Beschluß. Als ich letzt bei ihm war, spielte ich ihm die Sonate aus G-Moll vor, die ihm sehr wohl gefiel, wie auch das Stück für Begasse, und

---

[1] Goethe dichtete dann für Fanny folgendes Gedicht, das er ihr eigenhändig aufschrieb und Zelter mit den Worten übergab: „Bringen Sie das dem lieben Kinde.«

Wenn ich mir in stiller Seele
Singe leise Lieder vor,
Wie ich fühle, daß sie fehle,
Die ich einzig mir erkor —

Möcht ich hoffen, daß sie sänge,
Was ich ihr so gern vertraut —
Ach! aus dieser Brust und Enge
Drängen frohe Lieder laut.

für Dich, liebe Fanny. Ich spiele hier viel mehr als zu Hause, unter vier Stunden selten, zuweilen sechs, ja wohl gar acht Stunden. Alle Nachmittage macht Goethe das Streichersche Instrument mit den Worten auf: ‚Ich habe dich heute noch gar nicht gehört, mache mir ein wenig Lärm vor‘, und dann pflegt er sich neben mich zu setzen, und wenn ich fertig bin (ich phantasiere gewöhnlich), so bitte ich mir einen Kuß aus oder nehme mir einen. Von seiner Güte und Freundlichkeit macht Ihr Euch gar keinen Begriff, ebensowenig als von dem Reichtum, den der Polarstern der Poeten an Mineralien, Büsten, Kupferstichen, kleine Statuen, großen Handzeichnungen usw. usw. hat. Daß seine Figur imposant ist, kann ich nicht finden, er ist eben nicht viel größer als Vater. Doch seine Haltung, seine Sprache, sein Name, die sind imposant. Einen ungeheuren Klang der Stimme hat er, und schreien kann er wie zehntausend Streiter. Sein Haar ist noch nicht weiß, sein Gang ist fest, seine Rede sanft. Dienstag wollte Professor Zelter mit uns nach Jena und von da aus gleich nach Leipzig. (Bei Schopenhauers sind wir oft, Freitag hörte ich Molke und Strohmeier daselbst, hier auf dem Theater ist eine vierzehnjährige Sängerin, Fanny, die letzt im Oberon D frei faßte, stark und rein, und F hat.) Sonnabend abend war Adele Schopenhauer (die Tochter) bei uns, und wider Gewohnheit Goethe auch den ganzen Abend. Die Rede kam auf unsere Abreise, und Adele beschloß, daß wir

alle hingehen und uns Professor Zelter zu Füßen werfen sollten und um ein paar Tage Zugabe flehen. Er wurde in die Stube geschleppt, und nun brach Goethe mit seiner Donnerstimme los, schalt Professor Zelter, daß er uns mit nach dem alten Nest nehmen wollte, befahl ihm, still zu schweigen, ohne Widerrede zu gehorchen, uns hier zu lassen, allein nach Jena zu gehen und wiederzukommen, und schloß ihn so von allen Seiten ein, daß er alles nach Goethes Willen tun wird; nun wurde Goethe von allen Seiten bestürmt, man küßte ihm Mund und Hand, und wer da nicht ankommen konnte, der streichelte ihn und küßte ihm die Schultern, und wäre er nicht zu Hause gewesen, ich glaube, wir hätten ihn zu Hause begleitet, wie das römische Volk den Cicero nach der ersten Catilinarischen Rede. Übrigens war auch Fräulein Ulrike ihm um den Hals gefallen, und da er ihr die Cour macht (sie ist sehr hübsch), so tat alles dies zusammen die gute Wirkung.

Montag um elf Uhr war Konzert bei Frau von Henkel. Nicht wahr, wenn Goethe mir sagt, mein Kleiner, morgen ist Gesellschaft um elf, da mußt auch du uns was spielen, so kann ich nicht sagen ‚Nein!‘ —

Aufführung der Matthäus-Passion

(Fanny Mendelssohn Bartholdy an August Klingemann)

Berlin, 22. März 29.

— — Felix schicken wir Ihnen nun bald, er hat sich ein schönes Gedächtnis hier gestiftet durch zweimalige

überfüllte Aufführung der »Passion« zum Besten der Armen. Was wir uns alle so im Hintergrunde der Zeiten als Möglichkeit geträumt haben, ist jetzt wahr und wirklich, die Passion ist ins öffentliche Leben getreten und Eigentum der Gemüter geworden. Indem ich Ihnen davon weiter erzählen will, schiebt sich mir Felixens Reise vor, und die wird wiederum verdrängt durch meine Brautschaft, und in diesem Zirkel von Begebenheiten würde ich keinen Anfang zu finden wissen, wenn ich nicht aufs Geratewohl hineingriffe und sagte: Ihr voriger Brief, in dem Sie so viel, ahnungslos und unbefangen, von den Miseren und Lächerlichkeiten des Brautstandes erzählen, hat uns ungemein ergötzt, und ich versichere Sie, wir haben uns nicht im mindesten getroffen gefühlt. Sie können sich darauf verlassen, daß wir zu den besseren unseres (Braut-) Standes gehören und daß andere Leute dabei bestehen können. Fragen Sie nur meine Geschwister. Ich finde es übrigens gar nicht schwer, äußerlich heiter zu sein, wenn man innerlich vergnügt ist, und sich bei irgendeiner Gelegenheit schicklich zu betragen, wenn man eine leidliche Erziehung genossen hat, und ich bleibe dabei, die aus ‚Gefühl' unausstehlichen Brautpaare begreife ich nicht. Übrigens kann und will ich Ihnen nicht verhehlen, daß Ihre Briefe Ihnen Hensel gewonnen haben, der Sie vorher wie die meisten Ihrer entfernten Bekannten nicht kannte. Schließlich und letztens danke ich Ihnen, sich in die Reihe meiner Freun-

dinnen gestellt zu haben, und beteure Ihnen, daß an der Sache nichts geändert wird, wie Ihnen vorläufig meine rasche Antwort beweisen mag. Mein Gedächtnis, so tot für Erlerntes, ist unerschütterlich für Erlebtes, und alle Freunde und Genossen einer frischen Jugendzeit sollen wahrlich durch keine Verhältnisse und Verhängnisse daraus verdrängt werden. Zudem wird unsre Korrespondenz jetzt durch Felixens Aufenthalt dort einen neuen Schwung erhalten, und somit gebe ich Ihnen zu bedenken, welcher breite Schattenstreif in die Sonnenseite meiner Brautzeit fällt. Ich weiß, Sie lieben ihn für sich und ihn, lieben Sie ihn aber noch mehr, da er dort niemand hat, der ihn sonst liebte und Sie der erste und letzte sind, der sich ihm und vor dem er sich zeigen darf und wird. Bereiten Sie ihm manche ruhige Stunde, in der er alte Jahre und neue Augenblicke und tönende Ahnungen künftiger Stunden ausbreite, und lenken Sie das Gespräch oft auf uns, oder vielmehr lenken Sie es nicht ab, denn er wird oft genug mit dem Herzen und einem eigentümlichen feuchtglänzenden Blick bei uns sein. Zur Stunde weiß ich noch nicht, wie es sein wird, wenn er fort ist, aber öde und stumm denke ich mirs, und ich würde mich vor meinem ganzen früheren Leben schämen, wenn Braut- und Ehestand mich gegen diese Leere schützen könnten. Hegen und pflegen Sie ihn (geistig) und lassen Sie ihn für so viele warme Herzen, die er verläßt, eins wiederfinden. — Und nun verzeihen Sie mir, daß ich so

weich vor Ihnen geworden, oder vielmehr, daß ichs so gerade herausgesagt, denn Sie sinds wohl nicht weniger, aber ironischer. Ein schönes Andenken, was wir von ihm hierbehalten, ist sein Bild von Hensel, Lebensgröße, Kniestück; die Ähnlichkeit vollkommen, wie man sie nur wünschen kann, ein wirklich erfreuliches, liebenswürdiges Bild. Er sitzt auf einer Gartenbank, (der Hintergrund eine Fliederpartie aus unserm Garten), den rechten Arm über die Lehne gelegt, den linken auf den Schoß, mit erhobenen Fingern; dem Ausdruck des Gesichts und der Bewegung der Hände zufolge komponiert er. —

Von der Passion also:

Felix und Devrient sprachen schon lange von der Möglichkeit einer Aufführung, aber der Plan hatte nicht Form noch Gestalt, an einem Abend bei uns gewann er beides, und den Tag darauf wanderten die Zwei in neugekauften gelben Handschuhen (worauf sie sehr viel Gewicht legten) zu den Vorstehern der Akademie. Sie traten leise auf und fragten bescheidentlich, ob man ihnen zu einem wohltätigen Zweck wohl den Saal überlassen würde? Sie wollten alsdann, da die Musik wahrscheinlich sehr gefallen würde, eine zweite Aufführung zugunsten der Akademie veranstalten.

Aber die Herren bedankten sich höflich und zogen vor, ein gewisses Honorar von fünfzig Talern zu nehmen und den Konzertgebern die Verfügung über die Einnahmen anheimzustellen. Beiläufig gesagt, kauen

sie noch heut an der Antwort. Zelter hatte nichts dawider einzuwenden, und so begannen die Proben am folgenden Freitag. Felix ging die ganze Partitur durch, machte einige wenige zweckmäßige Abkürzungen und instrumentierte das einzige Rezitativ: »Der Vorhang im Tempel zerriß in zwei Stücke.« — Sonst ward alles unberührt gelassen. Die Leute staunten, gafften, bewunderten, und als nach einigen Wochen die Proben auf der Akademie selbst begannen, da zogen sie erst die längsten Gesichter vor Staunen, daß solch ein Werk existierte, wovon sie, die Berliner Akademisten, nichts wußten. Als das begriffen war, fingen sie mit wahrem und warmem Interesse an zu studieren. Die Sache selbst, das Neue, Unerhörte der Form interessierte, der Stoff war allgemein ansprechend und verständlich, Devrient trug die Rezitative wunderschön vor; wie alle Sänger schon von den ersten Proben an ergriffen waren und mit ganzer Seele an das Werk gingen, wie sich die Liebe und Lust bei jeder Probe steigerte und wie jedes neu hinzutretende Element, Sologesang, dann Orchester, immer von neuem entzückte und erstaunte, wie herrlich Felix einstudierte und die früheren Proben am Fortepiano von einem Ende zum andern auswendig akkompagnierte, das sind lauter unvergeßliche Momente. Zelter, der in den ersten Proben mitgewirkt hatte, zog sich nach und nach zurück und nahm in den späteren Proben, sowie in den Aufführungen mit musterhafter Resignation seinen Sitz unter den Hörern. Nun ver-

breitete sich durch die Akademie selbst ein so günstiges Urteil über die Musik, das Interesse ward in jeder Beziehung und durch alle Stände hindurch so lebhaft angeregt, daß den Tag nach der ersten Ankündigung des Konzerts alle Billetts vergriffen waren und in den letzten Tagen über tausend Menschen zurückgehen mußten. Mittwoch den elften März war die erste Aufführung, die man, unbedeutende Versehen der Solosänger abgerechnet, durchaus gelungen nennen konnte. Wir waren die ersten auf dem Orchester; gleich nach Öffnung der Türen stürzten die Menschen, die schon lange gewartet hatten, hinein, und der Saal war in weniger als einer Viertelstunde voll. Ich saß an der Ecke, daß ich Felix genau sehen konnte, und hatte die stärksten Altstimmen neben mich genommen. Die Chöre waren von einem Feuer, einer schlagenden Kraft und wiederum von einer rührenden Zartheit, wie ich sie nie gehört, außer bei der zweiten Aufführung, wo sie sich selbst übertrafen. In der Voraussetzung, daß Ihnen die dramatische Form noch erinnerlich ist, schicke ich Ihnen ein Textbuch mit, wobei ich bemerke, daß Stümer die Erzählung des Evangelisten, Devrient die Worte Jesu, Bader den Petrus, Busolt den Hohenpriester und Pilatus und Weppler den Judas sang. Die Schätzel, Milder und Türrschmiedt sangen die Sopran- und Altsolos vortrefflich.

Der überfüllte Saal gab einen Anblick wie eine Kirche, die tiefste Stille, die feierlichste Andacht

herrschte in der Versammlung, man hörte nur einzelne unwillkürliche Äußerungen des tieferregten Gefühls; was man so oft mit Unrecht von Unternehmungen dieser Art sagt, kann man hier mit wahrem Recht behaupten, daß ein besonderer Geist, ein allgemeines, höheres Interesse diese Aufführung geleitet habe, und daß ein jeder nach Kräften seine Schuldigkeit, manche aber mehr taten. So Rietz, der das Ausschreiben aller Instrumentalstimmen mit Hilfe seines Bruders und Schwagers übernommen und denen Dreien man nach beendeter Arbeit kein Honorar aufzudringen vermochte; die meisten Sänger wiesen die ihnen zugedachten Freibilletts zurück oder bezahlten sie, so daß im ersten Konzert nur sechs Freibilletts waren (wovon Spontini zwei hatte), im zweiten gar keins. Noch vor der Aufführung war durch die vielen, die unberücksichtigt bleiben mußten, das laute Geschrei um eine Wiederholung ertönt, und die Erwerbschulen hatten sich als Supplikanten gemeldet, allein diesmal war Spontini erwacht und bemühte sich mit der größten Freundlichkeit, die zweite Aufführung zu hintertreiben, Felix und Devrient schlugen dagegen den geradesten Weg ein und verschafften sich Befehle vom Kronprinzen, der sich von Anfang an sehr für das Werk interessiert hatte, und so ward es Sonnabend, den einundzwanzigsten März, an Bachs Geburtstag, wiederholt: dasselbe Gedränge, noch größere Fülle, denn der Vorsaal sogar war eingerichtet und alle Plätze verkauft, ebenso der

kleine Probesaal hinter dem Orchester. Die Chöre waren fast noch vortrefflicher als das erstemal, die Instrumente herrlich, nur ein arger Fehler, den die Milder machte, und andre kleinere in den Solostimmen verdarben Felix den Humor, im ganzen kann man aber sagen, daß gute Unternehmungen sich keinen erfreulicheren Erfolg wünschen können.

— — Heine ist hier und gefällt mir gar nicht; er ziert sich. Wenn er sich gehen ließe, müßte er der liebenswürdigste ungezogene Mensch sein, der je über die Schnur hieb, wenn er sich im Ernst zusammennähme, würde ihm der Ernst auch wohl anstehen, denn er hat ihn, aber er ziert sich sentimental, er ziert sich geziert, spricht ewig von sich und sieht dabei die Menschen an, ob sie ihn ansehen. Sind Ihnen aber Heines Reisebilder aus Italien vorgekommen? Darin sind wieder prächtige Sachen. Wenn man ihn auch zehnmal verachten möchte, so zwingt er einen doch zum elftenmal zu bekennen, er sei ein Dichter, ein Dichter! Wie klingen ihm die Worte, wie spricht ihn die Natur an, wie sie es nur den Dichter tut.

Besuch bei Walter Scott
(August Klingemann und Felix Mendelssohn Bartholdy an die Familie Mendelssohn)

Abbotsford, 31. Juli 29.

Staunendste!

Unter uns schnarcht der große Mann — seine Doggen schlafen, und seine gewappneten Ritter wachen — es

ist zwölf Uhr und die süßeste Geisterstunde, die ich je erlebt, denn Miß Scott bereitet die göttlichste Marmelade — die Bäume des Parks rauschen — die Wellen des Tweed flüstern dem Barden die Geschichten der Vorzeit und das Geheimnis der Gegenwart — und Harfentöne, von zarter Hand gegriffen, klingen dazwischen ins fremde, altertümliche Gemach hinein, in das der Gefeierte uns gelagert, — mit wahrerem Hochgeschmack ist überhaupt nie ein Brief begonnen worden, und auf Europa wird sehr herabgesehen. Schon wie wir heut morgen fünf und dreiviertel Uhr aus Edinburgh schlaftrunken abfuhren, tönte es närrisch um uns herum — die Stage war schon in Bewegung — ich voran ihr nach — ein Eckensteher — immer ein Highlander hier — brachte sie zum Stehen und rief mit Eifer: Run my man, run my man, it won't wait! Was bedeuten denn ferner vierzig Meilen, wenn man dabei die Quellen des Nil entdeckt? Wir waren in Melrose, Felix fuhr nach Abbotsford, — ich blieb zurück, als einer ohne letter of Introduction, der nachkommen könne, wenn der Walter den andern durchaus nicht fahren lassen wollte. Melrose Abbey ist eine Ruine, voll Erhaltung und Unterhaltung, der König David (von Schottland) und der Zauberer Scott (Michael, nicht Walter) sind da in Stein, und die ganze Gegend ist von Sagen und alten Feenreigen durchwoben — Thomas the Rymer und die Feenkönigin haben im dunkeln Glen, etwas weiter hinauf, Tänze gehalten,

und sogar im Kastellan springt noch was davon, wenn er wie ein Gems auf die höchsten Pfeilerruinen klettert. Man wird so hungrig in solchen Ruinen, die einem durch Kontrast zuletzt sehr die Gegenwart auf die Nase stoßen, daß ich mich in die Kneipe zurückzog zu Brot und Käse und Ale und einer Zeitung — so lag ich genießend und ruhend auf dem Sofa — da kam die Kutsche zurück, man stürmte in unser Zimmer; ich dachte nur an Felix und sagte Skurriles. Da unterschied ich einen ältlichen Mann: O Sir Walter! rief ich aufspringend und fügte errötend, entschuldigend hinzu: Nur ähnliche Kupferstiche entschuldigen ähnliche Vertraulichkeit! »Never mind!« so erwiderte er, der so sehr als breit verrufene, kurz, — »werter zukünftiger Parnaßbruder und Historien Romancier, ich freue mich Ihrer Begegnung: Ihr Freund hat mir schon und schön auseinandergesetzt, was und wieviel Sie alles noch schreiben werden, wo nicht geschrieben haben!« Dabei wurden Hände aus und wieder eingeschwenkt, und wir alle zogen im überseligen Taumel nach Abbotsford. Noch heute abend schrieben Felix und ich Töne und Verse in ein großes Stammbuch mit Zittern, ich folgendes:

Hohe Berge steigen himmelaufwärts,
Und die Moore liegen rabenschwarz dazwischen,
Felsen, Schluchten, Schlösser, Trümmer reden von uralter Vergangenheit,
Und sinnverwirrend umrauscht es die Neuen,

Die davon träumen, ohne es zu verstehen. —
Aber an den Pforten des Landes wohnt einer,
Der, ein Weiser, der Rätsel kundig ist
Und der alles Alte neu ans Licht bringt —
Nun ziehen die Frohen
Und rauschen und lauschen
Und reisen und weisen,
Verstehen und sehen
Die Felsen und Schluchten und Schlösser und Trümmer. —
Der Weise aber hebet noch immer die Schätze
Und münzt sie ein in goldne, klingende Batzen!
Dies zum Andenken von usw. usw.

[Nachschrift von Felix:] Klingemann lügt oben wie gedruckt. Wir fanden Sir Walter Scott im Begriffe, Abbotsford zu verlassen, sahen ihn an wie ein neues Tor, fuhren achtzig Meilen und verloren einen Tag um eine halbe Stunde unbedeutender Konversation, Melrose tröstete wenig, wir ärgerten uns über große Männer, über uns, über die Welt, über alles. Der Tag war schlecht. Heut war ein Tag!! Wir haben des Gestern vergessen und lachen darüber.

Aus dem Buche »Die Familie Mendelssohn«, dessen neue Ausgabe im Insel-Verlag erscheint.

AUS DEM ÄLTESTEN FAUST-BUCH

Gedruckt zu Frankfurt am Main 1587
durch Johann Spies

Doct. Faustus ein Artzt und wie er den Teuffel beschworen hat

WIE obgemeldt worden / stunde D. Fausti Datum dahin / das zulieben / das nicht zu lieben war / dem trachtet er Tag und Nacht nach / name an sich Adlers Flügel / wolte alle Gründ am Hiṁel und Erden erforschen / dann sein Fürwitz / Freyheit und Leichtfertigkeit stache unnd reitzte ihn also / daß er auff eine zeit etliche zäuberische vocabula, figuras, characteres uñ coniurationes, damit er den Teufel vor sich möchte fordern / ins Werck zusetzen / und zu probiern im fürname. Kam also zu einem dicken Waldt / wie etliche auch sonst melden / der bey Wittenberg gelegen ist / der Spesser Wald genandt / wie dann D. Faustus selbst hernach bekandt hat. In diesem Wald gegen Abend in einem vierigen Wegschied machte er mit einem Stab etliche Circkel herumb / und neben zween / daß die zween / so oben stunden / in grossen Circkel hinein giengen / Beschwure also den Teuffel in der Nacht / zwischen 9. unnd 10. Uhrn. Da wirdt gewißlich der Teuffel in die Faust gelacht habē / und den Faustum den Hindern haben sehen lassen / uñ gedacht: Wolan / ich wil dir dein Hertz unnd Muht erkühlen / dich an das Affenbäncklin setzen / damit mir nicht allein dein Leib / sondern auch dein Seel zu Theil werde / uñ wirst eben der recht seyn / wohin ich nit



Aus dem Blockbuch »Der Antichrist«

(wil)ich dich meinen Botten senden / wie auch geschach / unnd der Teuffel den Faustum wunderbarlich äfft unnd zum Barren bracht. Denn als D. Faustus den Teuffel beschwur / da ließ sich der Teuffel an / als wann er nicht gern an das Ziel und an den Reyen käme / wie dann der Teuffel im Wald einen solchen Tumult anhub / als wolte alles zu Grund gehen / daß sich die Bäum biß zur Erden boge / Darnach ließ der Teuffel sich an / als wann der Waldt voller Teuffel were / die mitten und neben deß D. Fausti Circkel her bald darnach erschienen / als wann nichts denn lauter Wägen da weren / darnach in vier Ecken im Wald giengen in Circkel zu / als Boltzen und Stralen / dann bald ein grosser Büchsenschuß / darauff ein Helle erschiene / Und sind im Wald viel löblicher Instrument / Music unnd Gesäng gehört worden / Auch etliche Täntze / darauff etliche Thurnier mit Spiessen und Schwerdtern / daß also D. Fausto die weil so lang gewest / daß er vermeynt auß dem Circkel zu lauffen. Letztlich faßt er wider ein Gottloß und verwegen Fürnemen / und beruhet oder stunde in seiner vorigen condition, Gott geb / was darauß möchte folgen / hube gleich wie zuvor an / den Teuffel wider zu beschweren / darauff der Teuffel ihm ein solch Geplerr vor die Augen machte / wie folget: Es ließ sich sehen / als wann ob dem Circkel ein Greiff oder Drach schwebet / und flatterte / wann dann D. Faustus seine Beschwerung brauchte / da kirrete das Thier jämmerlich / bald darauff fiel drey oder vier klaffter hoch ein feuw-

riger Stern herab / verwandelte sich zu einer feuwrigen Kugel / deß dann D. Faust auch gar hoch erschracke / jedoch liebete im sein Fürnem̃en / achtet ihms hoch / daß ihm der Teuffel unterthänig seyn solte / wie denn D. Faustus bey einer Gesellschafft sich selbsten berühmet / Es seye ihm das höchste Haupt auff Erden unterthänig und gehorsam. Darauff die Studenten antwortetē / sie wüßten kein höher Häupt / denn den Keyser / Bapst oder König. Drauff sagt D. Faustus / das Häupt / das mir unterthänig ist / ist höher / bezeugte solches mit der Epistel Pauli an die Epheser / der Fürst dieser Welt / auff Erden und unter dem Himmel / etc. Beschwur also diesen Stern zum ersten / andern / und drittenmal / darauff gieng ein Fewerstrom eines Manns hoch auff / ließ sich wider herunder / unnd wurden sechs Liechtlein darauff gesehen / Einmal sprang ein Liechtlin in die Höhe / denn das ander hernider / biß sich enderte und formierte ein Gestalt eines fewrigen Manns / dieser gieng umb den Circkel herumb ein viertheil Stund lang. Bald darauff endert sich der Teuffel und Geist in Gestalt eines grauwen Münchs / kam mit Fausto zusprach / fragte / was er begerte. Darauff war D. Fausti Beger / daß er morgen umb 12. Uhrn zu Nacht ihm erscheinen solt in seiner Behausung / deß sich der Teuffel ein weil wegerte. D. Faustus beschwur ihn aber bey seinem Herrn / daß er im sein Begern solte erfüllen / und ins Werck setzen. Welches im der Geist zu letzt zusagte / und bewilligte.

Am weissen Sōtag von der bezauberten Helena

Am weissen Sōtag kamen offtgemeldte Studentē vnversehēs wider in D. Fausti behausung zū Nachtessen / brachten ihr Essen und Tranck mit sich / welche angeneme Gäst waren. Als nu der Wein eingienge / wurde am Tisch von schönē Weibsbildern geredt / da einer under inen anfieng / daß er kein Weibsbildt lieber sehen wolte / dañ die schöne Helenā auß Græcia, derowegen die schöne Statt Troia zu grund gangen were / Sie müste schön gewest seyn / dieweil sie irem Mann geraubet wordē / und entgegen solche Empörung entstandē were. D. Faustus antwurt / dieweil ihr dann so begirig seidt / die schöne gestalt der Königin Helenæ, Menelai Haußfraw / oder Tochter Tyndari uñ Lædæ, Castoris uñ Pollucis Schwester (welche die schönste in Græcia gewesen seyn solle) zusehen / wil ich euch dieselbige fürstellen / damit ihr Persönlich iren Geist in form uñ gestalt / wie sie im Leben gewesen / sehen sollet / dergleichen ich auch Keyser Carolo Quinto auff sein begerē / mit fürstellung Keysers Alexandri Magni und seiner Gemählin / willfahrt habe. Darauff verbote D. Faustus / daß keiner nichts reden solte / noch vom Tisch auffstehen / oder sie zuempfahen anmassen / uñ gehet zur Stuben hinauß. Als er wider hinein gehet / folgete im die Königin Helena auff de Fuß nach / so wunder schön / daß die Studenten nit wusten / ob sie bey ihnen selbsten weren oder nit / so verwirrt und innbrünstig waren sie. Diese Helena erschiene in einem köstlichen

schwartzen Purpurkleid / jr Haar hatt sie herab hangen / dz schön / herrlich als Goldfarb schiene / auch so lang / daß es jr biß in die Kniebiegen hinab gienge / mit schönen Kollschwartzen Augen / ein lieblich Angesicht / mit einem runden Köpfflein / jre Lefftzen rot wie Kirschen / mit einē kleinen Mündlein / einen Halß wie ein weisser Schwan / rote Bäcklin wie ein Rößlin / ein überauß schön gleissend Angesicht / ein länglichte auffgerichte gerade Person. In summa / es war an jr kein untädlin zufinden / sie sahe sich allenthalben in der Stuben umb / mit gar frechem und bübischem Gesicht / daß die Studenten gegen jr in Liebe entzündet waren / weil sie es aber für einen Geist achteten / vergienge jhnen solche Brunst leichtlich / und gienge also Helena mit D. Fausto widerumb zur Stuben hinauß. Als die Studenten solches alles gesehen / baten sie D. Faustum / er solte jhnen so viel zugefallen thun / unnd Morgen widerumb fürstellen / so wolten sie einen Mahler mit sich bringen / der solte sie abconterfeyten / Welches jhnen aber D. Faustus abschlug / und sagte / daß er jhren Geist nicht allezeit erwecken könnte. Er wolte ihnen aber ein Conterfey darvon zu kommen lassen / welches sie die Studenten abreissen möchten lassen / welches dan auch geschahe / und die Maler hernacher weit hin und wider schickten / dann es war ein sehr herrlich gestalt eins Weibsbilds. Wer aber solches Gemäld dem Fausto abgerissen / hat man nicht erfahren können. Die Studentē aber / als sie zu Betth kommen / haben

sie vor der Gestalt und Form / so sie sichtbarlich gesehen / nicht schlaffen können / hierauß dan̄ zusehen ist / daß der Teuffel offt die Menschen in Lieb entzündt und verblendt / daß man ins Huren Leben geräth / un̄ hernacher nit leichtlich widerumb herauß zu bringen ist.

IM HERBST

Von Ricarda Huch

DER Herbst spinnt Seide um die fernen Wälder
Und rührt mit Zauber alles an.
Der blasse Weg, die Stoppelfelder,
Sie werden weit, weit, wie der blaue Tann.
Die Luft ist weich wie junger Lämmer Vlies.
Kein Mäuschen raschelt, keine Frucht fällt ab,
Kein Räderrollen, schwerer Pferde Huf,
Kein Schritt am Wanderstab.
Wie leicht! Wie süß!
Traum ward das Leben und Erinnerung,
Ein Bild: ich selbst inmitten, wieder jung,
Und halt an meiner Hand ein lockig Kind
Und horch auf einen Ruf — — —
Das Einst ist ewig und das Heut zerrinnt.

ADOLF

Erzählung von D. H. Lawrence

Als wir noch Kinder waren, arbeitete unser Vater oft in der Nachtschicht. Es war einmal zur Frühlingszeit als er, wie gewöhnlich schwarz und müde, nach Hause kam, während wir grade in unseren Nachtkitteln noch unten waren. Da trafen sich Morgen und Abend von Angesicht zu Angesicht, und das Zusammentreffen war nicht immer glücklich. Vielleicht war es meinem Vater schmerzlich, uns den Tag so fröhlich beginnen zu sehen, in den er sich schmierig und ermüdet hineinschleppte. Er mochte in dem morgendlichen Frühlingssonnenschein gar nicht gern zu Bett gehen.

Zuweilen aber war er glücklich, und zwar wegen seines langen Ganges durch die taufrischen Felder im ersten Tageslicht. Er liebte den weitoffenen Morgen, die Klarheit und den Luftraum nach einer Nacht im Stollen. Jeden Vogel beobachtete er, jede Regung in dem zitternden Grase, antwortete auf jeden Kiebitzpfiff und zwitscherte jedem Zaunkönig zu. Wäre es ihm nur irgend möglich gewesen, er hätte in einer für Menschen nicht verständlichen Sprache wiedergepfiffen und gezwitschert. Was nicht mit Menschen zu tun hatte, war ihm am liebsten.

Eines sonnigen Morgens saßen wir alle um den Tisch, als wir seinen schweren Schritt schlürfend den Hauseingang heraufkommen hörten. Wir wurden unruhig.

Seine Gegenwart wirkte immer störend, hemmend. Dunkel schritt er am Fenster vorüber, wir hörten, wie er in die Spülküche ging und seine Blechflasche hinsetzte. Aber da kam er auch schon in die Küche. Sofort fühlten wir, er habe uns etwas mitzuteilen. Niemand sprach. Einen Augenblick beobachteten wir sein schwarzes Gesicht.

»Gib mir was zu trinken«, sagte er.

Hastig schenkte meine Mutter ihm seinen Tee ein. Er machte sich daran, ihn in die Untertasse zu gießen. Aber anstatt zu trinken, setzte er plötzlich etwas auf den Tisch mitten zwischen die Teetassen. Ein winziges braunes Kaninchen. Ein kleines Kaninchen, ein verschwindendes Etwas saß da an das Brot gelehnt, so still, als wäre es künstlich.

»Ein Kaninchen! Ein junges! Wer hat dir das gegeben, Vater?«

Aber er lachte nur rätselhaft mit einer gleitenden Bewegung seiner gelb-grauen Augen und machte sich daran, sich den Rock auszuziehen. Wir fielen über das Kaninchen her.

»Ist es lebendig? Kann man sein Herz schlagen fühlen?«

Mein Vater kam wieder und setzte sich schwer in seinen Armsessel. Er zog seine Untertasse heran und pustete seinen Tee, wobei sich seine roten Lippen unter dem schwarzen Schnurrbart vorschoben.

»Wo hast du das her, Vater?«

»Ich habs aufgekriegt«, sagte er, sich mit dem nackten Unterarm über Mund und Bart wischend.

»Wo?«

»Ist es ein wildes?« kam meiner Mutter rasche Stimme.

»Ja.«

»Warum hast du's dann mitgebracht?« rief meine Mutter.

»Ach, wir wünschten uns doch eins«, entgegneten unsere Stimmen.

»Jawohl, das kann ich mir wohl denken«, wandte meine Mutter ein. Aber sie ging unter in dem Lärm unserer Fragen.

Auf dem Feldwege hatte mein Vater ein totes Mutterkaninohen gefunden mit drei toten Kleinen — dies eine noch lebendig, aber unbeweglich.

»Was hat sie denn wohl umgebracht, Vatting?«

»Kann ich nich sagen, mein Junge. Hat woll irgendwas gefressen, denke ich.«

»Warum hast du es denn mitgenommen!« ließ sich meiner Mutter abwehrende Stimme wieder hören. »Du weißt doch, wie es gehen wird.«

Mein Vater gab keine Antwort, aber wir erhoben lauten Einspruch.

»Er mußte es doch mitnehmen. Es ist doch noch nicht groß genug, um alleine leben zu können. Es wäre doch gestorben«, riefen wir.

»Ja, und jetzt stirbt es auch. Und dann geht das Geheule wieder los.«

Meine Mutter war nun mal gegen das Trauerspiel toter Lieblinge. Uns sank das Herz.

»Das stirbt doch nicht, Vater, nich? Warum denn wohl? Das tut es nicht.«

»Ich glaubs nicht«, sagte mein Vater.

»Du weißt recht gut, daß es das doch tut. Haben wir das nicht alles schon früher durchgemacht —!« sagte meine Mutter.

»Jedesmal quälen se sich doch nicht zu Dode«, erwiderte mein Vater verdrießlich.

Aber meine Mutter erinnerte ihn an andere kleine wilde Tiere, die er mitgebracht hatte, die sich voller Gram geweigert hatten weiterzuleben und Stürme von Tränen und Kummer über unser Haus von Wahnsinnigen gebracht hatten.

Unruhe überkam uns. Das kleine Kaninchen saß uns auf dem Schoße, unbeweglich, die Augen weitoffen und dunkel. Wir brachten ihm Milch, warme Milch, und hielten sie ihm an die Nase. Es saß so still, als wäre es ganz weit weg, tief unten in einem Bau verborgen, ganz unsichtbar. Wir feuchteten ihm die Schnauze und die Spürhaare mit Milchtropfen an. Es gab kein Zeichen von sich, schüttelte nicht einmal die nassen, weißen Tropfen ab. Eines begann bereits insgeheim ein paar Tränen zu vergießen.

»Habe ichs nicht gesagt?« rief meine Mutter. »Nimm es und setze es auf dem Felde aus.«

Ihr Befehl nützte nichts. Wir wurden nach oben

getrieben, um uns zur Schule anzuziehen. Da saß das Kaninchen. Es war wie ein winziges, dunkles Wölkchen. Während wir es so beobachteten, starb die Aufregung allmählich in unserer Brust dahin. Es nutzte nichts, es lieb zu haben, sich um es zu grämen. Seine kleinen Gefühle lagen alle im Hinterhalt verborgen. Sie mußten überlistet werden. Liebe und Zuneigung waren ihm gegenüber sündhaft. Als ein kleines Wesen der Wildnis verstummte es, erstickte es nur um so mehr, je näher wir ihm in seiner Zurückhaltung mit unserer Liebe kamen. Wir durften es nicht lieb haben. Wir mußten es seinem eigenen Dasein zuliebe überlisten.

So gab ich Mutter und Schwestern dementsprechenden Befehl: Das Kaninchen durfte nicht angeredet werden, nicht mal angesehen. Ich hüllte es in ein Stück Flanell, setzte es in dem kalten Wohnzimmer in eine dunkle Ecke und stellte ihm ein Tassenschälchen mit Milch vor die Nase. Meiner Mutter wurde untersagt, das Wohnzimmer zu betreten, während wir in der Schule waren.

»Als ob ich mich um euren Unsinn scherte«, rief sie beleidigt. Und doch habe ich meine Zweifel, ob sie sich wohl in das Wohnzimmer hineingetraut hat.

Als wir mittags nach der Schule in das Vorderzimmer hineinkrochen, erblickten wir das Kaninchen still und unbeweglich in seinem Stück Flanell. Seltsame graubraune Teilnahmlosigkeit am Leben, immer noch lebendig! Das war ein böses Rätsel für uns.

»Warum will es wohl seine Milch nicht, Mutter?« flüsterten wir. Unser Vater schlief.

»Es grämt sich lieber das Leben ab, dummes, kleines Dings.« Ein tiefes Rätsel. Grämt sich lieber das Leben ab! Wir hielten ihm junge Butterblumenblätter an die Nase. Die Sphinx war nicht weltvergessener.

Um die Teezeit war es jedoch aus seinem Flanell ein paar Zoll hervorgehopst und saß uneingehüllt da, ein greifbares kleines Wölkchen von Schweigsamkeit, braun, die Spürhaare unbeweglich. Nur die Seiten zitterten ihm leise vor innerem Leben.

Die Dunkelheit nahte, mein Vater ging zur Arbeit. Das Kaninchen war immer noch unbeweglich. Stumme Verzweiflung kam allmählich über die Schwestern, vor dem Zubettgehen drohte es noch Tränen. Die Wolken von meiner Mutter Ärger ballten sich zusammen, während sie über meines Vaters Leichtfertigkeit brummelte.

Abermals wurde das Kaninchen in das alte Grubenhemd eingewickelt. Nun aber wurde es in die Spülküche getragen und unter die kupferne Feuerstelle gesetzt, damit es glauben sollte, es säße in seinem Bau. Die Tassenschälchen wurden hier und da auf dem Fußboden verteilt, vier oder fünf, so daß, wenn das kleine Geschöpf am Ende herumhoppelte, es jedenfalls auf Nahrung stoßen mußte. Hierauf wurde meiner Mutter noch erlaubt, sich, was sie nötig hatte, aus der Spülküche herauszuholen, und dann wurde ihr verboten, die Tür aufzumachen.

Als der Morgen kam und es hell wurde, ging ich nach unten. Beim Öffnen der Spülküchentür hörte ich ein leises Wühlen. Dann bemerkte ich überall auf dem Fußboden Milchspuren und in den Untertassen kleine Kaninchenpillen. Und dort war der Übeltäter, dessen Ohrspitzen hinter einem Paar Stiefel hervorsahen. Ich sah vorsichtig zu ihm hinüber. Helläugig und lauernd saß er da, mit der Nase zuckend und mich beobachtend, während er mich gar nicht ansah.

Er war lebendig — sehr lebendig. Aber trotzdem hüteten wir uns davor, uns in sein Vertrauen einzudrängen.

»Vater!«, Vater wurde an der Tür festgehalten, »Vater, das Kaninchen lebt.«

»Da wett ich euer Leben drauf«, sagte mein Vater. »Sei vorsichtig, wenn du hineingehst.«

Abends indessen war das kleine Geschöpf zahm, ganz zahm. Es wurde Adolf getauft. Wir waren bezaubert von ihm. Richtig lieb haben konnten wir ihn nicht, weil er bis zuletzt wild und lieblos blieb. Aber er war ein ungemischtes Entzücken.

Wir beschlossen, er wäre zu klein, um in einem Stalle zu leben — er sollte frei im Hause leben. Meine Mutter erhob Einspruch, aber umsonst. Er war ja so winzig. So behielten wir ihn oben, und er dröppelte uns seine kleinen Pillen aufs Bett, und wir waren entzückt.

Adolf war sofort ganz zu Hause. Er durfte frei im

Hause herumlaufen und war vollkommen glücklich, bei all seinen Röhren und Löchern hinter den Möbeln.

Gern nahmen wir ihn zu den Mahlzeiten mit. Dann pflegte er auf dem Tische zu sitzen und den Buckel krumm zu machen, während er seine Milch aufleckte und seine Spürhaare und die zarten, kleinen Ohren schüttelte, und er hopste herum und hoppelte immer wieder zu seiner Untertasse, mit einer Miene, als wäre ihm alles schnuppe. Plötzlich wurde er munter. Er hoppelte ein paar winzige Schritte, und setzte sich dann bei der Zuckerdose wie fragend aufrecht. Er zappelte mit den winzigen Vorderpfötchen, reckte sie vor und legte sie auf den Rand der Dose, während er den dünnen Hals vorüberbeugte und hineinschaute. Seine Spürhaare zitterten dem Zucker entgegen, und er setzte alles dran, ein Stück herauszuholen.

»Meint ihr, ich dulde so was! Viecher in der Zuckerdose!« rief meine Mutter mit einem Schlag ihrer Hand auf den Tisch.

Was den elektrischen Adolf so entzückte, daß er das Hinterviertel hochwarf und eine Tasse dabei umschmiß.

»Das ist deine eigene Schuld, Mutter. Hättest du ihn in Ruhe gelassen —.«

Er fuhr fort, mit uns Tee zu trinken. Warmen Tee mochte er wirklich gern. Und Zucker liebte er. Sobald er ein Stück aufgenibbelt hatte, wandte er sich der Butter zu. Von der wurde er aber durch unsere Mutter weggescheucht. Sehr bald lernte er indessen,

ihr Gescheuche mit Gleichgiltigkeit zu behandeln. Aber sie konnte es nun mal nicht leiden, wenn er seine Nase ins Essen steckte. Und das tat er zu gern. Und so warfen sie eines Tages gemeinsam den Sahnetopf um. Adolf bekam die Sintflut über seine kleine Brust, sauste schreckerfüllt rückwärts, wurde von Mutter bei seinen kleinen Ohren gepackt und flog auf die Herdmatte hinunter. Hier schauerte er in augenblicklichem Unbehagen zusammen und fuhr plötzlich in wilder Flucht von dannen ins Wohnzimmer.

Hier waren seine glücklichen Jagdgründe. Besonders gern hatte er die üble Angewohnheit, an gewissen kleinen Zeugflicken in der Herdmatte herumzunibbeln. Wurde er von dieser Weide verjagt, so zog er sich unter das Sofa zurück. Von dort blinzelte er in buddhistischer Versunkenheit hervor, bis er plötzlich, niemand wußte warum, wie eine Weckuhr losging. Mit einem bumpsenden Ruck sauste er wie ein Wirbelsturm aus dem Zimmer, und mit fliegenden Ohren gings durch den Hauseingang. Dann konnten wir ihn mit einem Male wie ein Donnerwetter ins Wohnzimmer fegen hören, aber bevor wir ihm folgen konnten, blitzte Adolfs wildes Wesen auf den Flügeln eines elektrischen Windes an uns vorüber, der ihn rund um die Spülküche und wieder hinaustrug, ein verrücktes, kleines Dings, eine Kugel, die wie besessen im Wohnzimmer herumfuhr. Nach einem solchen Überschäumen pflegte er dann ruhig und weltenfern in einer Ecke sitzen zu

bleiben, in tiefsinniger Abgeschiedenheit mit den Spürhaaren wackelnd. Und daß wir ihn etwa wegen seines plötzlichen Losbrechens befragten, nützte gar nichts. Er ging eben los wie eine Flinte, und war nachher so ruhig wie eine Flinte, die noch leise raucht.

Ach, er wuchs sehr rasch heran. Es wurde fast unmöglich, ihn von der Haustür fernzuhalten.

Eines Tages, als wir am Feldübergang spielten, sah ich seinen braunen Schatten über den Weg huschen und in das dem Hause gegenüberliegende Feld schlüpfen. Sofort schrie alles »Adolf!« ein Schrei, der ihm wohlbekannt war —, und sofort trug ihn ein Windstoß die abschüssige Wiese hinunter, und sein Schwanz zwinkerte und zickzackte durch das Gras. Wir warfen alles mögliche hinter ihm her. Ein seltsamer Anblick war es, wie er so, die Ohren zurückgelegt, mit seinen kleinen Schenkeln so gewaltig die Welt hinter sich schleuderte. Wir rannten uns völlig außer Atem, aber einholen konnten wir ihn nicht. Dann ging jemand vor ihm vorüber, und da saß er plötzlich vollkommen gleichmütig, mit der Nase wackelnd unter einem Nesselstrauch.

Seine Wanderungen trugen ihm aber doch einen Schrecken ein. Eines Sonntagmorgens hatte sich mein Vater grade mit einem Hausierer gezankt, und wir konnten den Nachklang noch im Wohnzimmer hören, als plötzlich vom Hofe her ein ganz unirdischer Schrei ertönte. Wir flogen hinaus. Da saß Adolf zusammen-

gekauert unter einer Bank, während ein großer schwarz und weißer Kater ihn aus ein paar Schritten Entfernung gespannt anglupschte. Unvergeßlicher Anblick: Adolf, die Augen nach rückwärts rollend und sein sonderbares kleines Mäulchen zu einem neuen Schrei öffnend, der Kater sich in langsamer Dehnung vorwärts streckend.

Oh, wie wir diesen Kater haßten! Wie wir ihn über die Kirchenmauer und durch die Nachbargärten verfolgten. Adolf war ja erst halb ausgewachsen.

»Katzen!« sagte meine Mutter. »Ekelhafte, abscheuliche Geschöpfe, wie können die Leute sie bloß halten!«

Aber Adolf wurde ihr mit der Zeit doch über. Er ließ zu viele Pillen fallen. Und wenn er plötzlich von oben herunterpolterte, während sie allein im Hause war, so erschrak sie. Und ihn von der Tür fernzuhalten war unmöglich. Draußen strichen Katzen umher. Es war schlimmer, als auf ein Kind aufzupassen.

Und doch, einsperren lassen wollten wir ihn nicht. Er wurde vergnügter, frecher denn je. Er konnte stark hintenaus schlagen, und wir verdankten ihm manchen Kratz an Gesicht und Armen. Aber er brachte sein Verhängnis selbst über sich. Die Spitzenvorhänge im Wohnzimmer — meine Mutter war besonders stolz auf sie — fielen sehr voll zur Erde hernieder. Eins von Adolfs Hauptvergnügen war, wild durch sie hindurch zu fegen, als ginge es durch loses Unterholz. Er hatte bereits lange Löcher hineingerissen.

Eines Tages verwickelte er sich in ihnen ganz und

gar. Er strampelte, flog wie ein Kreisel in einer wahnsinnigen, nebelhaften Hölle umher. Er kreischte — und holte die ganze Gardinenstange mit einem Krach herunter, genau auf das allerbeste Pelargonium, grade als meine Mutter hereinstürzte. Sie wickelte ihn los, aber sie verzieh ihm nie. Und er ihr auch nicht. Herzlose Wildheit war über ihn gekommen.

Selbst wir begriffen, er müsse gehen. Es wurde nach langer Beratung beschlossen, mein Vater sollte ihn wieder in den wilden Wald bringen. Wieder einmal wurde er in die große Tasche der Grubenjacke verstaut.

»'s beste, steck ihn doch in'n Pott«, sagte mein Vater, dem es Spaß machte, Stürme der Entrüstung anzufachen.

Und so erzählte mein Vater am nächsten Tage, daß Adolf, am Rande des Unterholzes niedergesetzt, mit äußerster Gleichgültigkeit weggehoppelt wäre, weder übermütig, noch gerührt. Wir hörten es und glaubten. Aber sehr, sehr suchten ihn unsre Herzen. Wie würden die anderen Kaninchen ihn aufnehmen? Würden sie in ihm den Zahmen riechen, seine Erniedrigung durch die Menschen, und ihn zerreißen? Meine Mutter verlachte derart ausschweifende Gedanken.

Indessen, er war weg, und wir fühlten uns ziemlich erleichtert. Mein Vater hielt die Augen offen nach ihm. Verschiedentlich erklärte er, er hätte, wenn er morgens durch das Unterholz gegangen sei, Adolf durch die Nesselstiele lugen sehen. Er hätte ihn gerufen, mit

ganz besonders hoher, liebkosender Stimme. Aber Adolf wäre nicht drauf eingegangen. Die Wildnis gewinnt ja so rasch wieder die Oberhand über ihre Geschöpfe. Und dann werden sie so voller Verachtung gegen unsere zahme Gegenwart. So schien es mir wenigstens. Ich wollte selbst mal an den Rand des Unterholzes gehn und ihn ganz leise rufen. Dann würde ich mir auch wohl blanke Augen unter den Nesselsträuchern einbilden, Blitze eines weißen, verachtungsvollen Schwänzchens hinter den Farnen. Dieser unverschämte weiße Steert, wenn Adolf uns den Rücken kehrte! Er erinnerte mich immer an eine gewisse ruppige Gebärde und einen gewissen nicht druckfähigen Ausspruch, den man auch nicht mal andeuten kann.

Aber jedesmal, wenn Naturforscher die Bedeutung des weißen Kaninchensteertes durchhecheln, dann kommen diese ruppige Gebärde und der noch ruppigere Ausdruck mir wieder ins Gedächtnis. Die Naturforscher sagen, das Kaninchen zeige seinen weißen Schwanz, um seine Jungen sicher hinter sich her zu führen, wie die weißen Schürzenbänder eines Kindermädchens ihren wackelnden kleinen Pfleglingen das Zeichen sind, wohin sie zu gehen haben. Wie nett und harmlos! Ich weiß bloß, mein Adolf war nicht harmlos. Er pflegte sich mir ins Gesicht umzudrehen, mir seine weiße Feder ins Auge zu jagen und Schiet! zu sagen. 's ist ein ruppiges Wort — aber eins, das Adolf mir beständig durch Zeichen zu verstehen gab, wenn er seine Flagge mit

aller Spottlust seiner dünnen Schenkelchen vor mir wehen ließ.

Das ist so das Karnickel durch und durch — Unverschämtheit und die weiße Flagge trotziger Spottlust. Jawohl, und seine Flagge hält es hoch bis ans bittere Ende, das vergnügte, spottlustige kleine Teufelchen, das es ist. Sieh, wie es um sein Leben rennt. Oh, wie seine Seele vor Furcht bis zum Wahnsinn aufgepeitscht wird, bis zum flüchtigen Wirbelwind sinnloser Furcht. Wie verrückt wirft es die Welt hinter sich mit staunenerregenden Hinterbeinen. Es legt den Kopf zurück und die Ohren an und rollt das Weiße seiner Augen vor rein wahnsinniger, quälender Hast. Es weiß, welches Furchtbare sich ihm von hinterrücks nähert: die Kugel oder das Frettchen. Es weiß es! Es weiß es, die Augen im Kopfe fast nach rückwärts gedreht. Das sind Todesqualen. Aber auch Verzückung. Verzückung! Sieh, wie die kleine weiße Flagge aufhopst. Auf dem Zauberwind des Schreckens fliegt es einher. Alles, was es an Seele beherbergt, strömt von dannen in der elektrischen Erregtheit furchtbarster Todesqual. Es schnellt sich vorwärts, wie ein fallender Stern sich ins Verlöschen schwingt. Weißglut furchtbarster Todesqual. Und gleichzeitig, hopp! hopp! hopp! geht der weiße Steert, Schiet! Schiet! Schiet! ruft er dem Verfolger zu. Das Kaninchen kann nicht anders. In der äußersten Not schleudert es dem Verfolger noch mal seine Beleidigung entgegen. Es ist der unüberwindliche Flüchtling,

der unbezähmbare Schwächling. Kein Wunder, das Frettchen wird rachsüchtig.

Und kommt es glücklich davon, dies köstliche Karnickel! Siehst du es da wohl in seinem Erdwinkel sitzen, eine kleine Kugel von Stummheit und Karnickel-Siegesfreude? Siehst du wohl das Glitzern in seinem schwarzen Auge? Siehst du wohl, wie für ihn in seiner Unbeweglichkeit schon die ganze Welt »Schiet« ist? Keine Überhebung gleicht der Überhebung des Sanftmütigen. Und stiehlt sich der rächende Engel in Gestalt des gespenstischen Frettchens zu ihm hernieder, dann ertönt wohl ein Schrei des Schreckens aus dem kleinen Häufchen Selbstzufriedenheit, das da regungslos in der Ecke sitzt. Der Flüchtling fällt. Aber selbst in seinem Falle schwebt noch die weiße Feder in die Höhe. Selbst im Tode noch scheint sie zu sagen: »Ich bin der Sanftmütige, ich bin der Rechtschaffene, ich bin das Karnickel. Ihr übrigen alle, ihr seid Übeltäter, und ihr verdient nichts anderes als ein gehöriges ‚Schiet!'«

Aus dem Englischen von Franz Franzius

DIE WELT

Von Alexander Lernet-Holenia

WEIL ich bin, ist Gott. Mehr nämlich weiß
niemand. Zwar, sicher scheint, so weit das Aug' reicht,
der Erde Rund, und Felsicht zähmet ein

den Fluß, und das Lockere ist von Waldung durch-
wachsen.
Wie aber sind Menschen, Pferde und Vieh, wenn sie
in der Frühe bewegt sind,
schon durchsichtig fast, oder blenden, wenn,
sich verhärtend, am Mittag in Staub und Strahlen gleißet
der Umkreis, und wer wüßte denn, ob sie
abends noch sind, in ihren verbergenden Häusern, noch
sind, hinter den Wänden, wer
kennte der Schlafenden wirkliches, das verhüllte Ge-
sicht? Heut noch,
scheint es, sind sie wie gestern. Aber gestern,
wer wüßte, was war! So gelten die Leben auch der oben
schwindenden Ahnen, die oben
wiederverwachsenen Äste des Baums, wie Hörner der
oben
engeren Lyren, nicht anders als im
meinigen Leben allein nur, so leb ich die fernher
in Kleidern und harten Geräten
Winkenden alle, und nicht geschieden bin ich von den
Lebendigen neben mir her, und Zukünftigen. Denn
nicht kann
wirklich gelten die Zeit. Aber oben
gehn durch Gerichte und wohnen in neuen Gemeinden
die Lebenden
in gleißenderm Zustand, Tier- und Engel-bedient,
und Verwandte sind sie Gottes, und einig, wie die Könige,
die Lebendigen. Schicksal aber ist nur

gehäuft wie Hügel um Einzle, so ist Geburt
und Sterben, aber nur scheinbar. Denn un-
zerstörbar, und unsichtbar wie Wirklichs, ist Gott.

Das Menschlichste aber ist
das Dunkel, und deutlich der Höh nach. Da nämlich
wird manches
gezeugt. Wenn aber keiner weiß
den Ursprung, wer könnte sagen, wes Sohn
Christus sei! Vieldeutig zwar ist
der Geist und sucht in dem Kinde
königliche Abkunft, denn noch wird manches bewahrt
in den Sippen, und es bleibt ihm,
vor sanfter Verwandter, größer erscheinender als
anderer Menschen Bewegung, der Mutter
riesige Zuflucht und Ruh; sie nimmt wie ein Bett auf.
Es prangt aber, an des Knaben Umkreis schon gestellt,
erstaunend,
der Jünglinge Bildung, und der Männer und rosse-
gewöhnten
Knechte, bei Haufen, heldisches Arme-Gegitter, und
dem einst gerüstet wird
die Hochzeit, mit Leuchtern, wenn zarter ist
innen das Haus, und unbeschuht
die Fraun, und auf der Liebenden Haupt die weibliche,
die Nacht sinkt, ein zeugender Glanz. Das Härteste
aber kommt

aus vielen Leben, und des Hohen Nähe ist, wie am
Rande der braunen Welt,
fernwirkend, wenn an den Fürsten der Deutschen,
der zeptertragenden, häuft das Glänzende sich, und von
denen größer scheint als die Welt
das Vaterland. Nämlich, zwar gleich-, wie ein Kornfeld
scheinet es, -hoch woget das Volk liebendem Aug'.
Es gilt aber nicht mehr, scheint es, der Adel selbst,
aber andres
sproßt aus unendlichem Volk, zweigige Arten
der Guten, und der Frommen Chöre, aber auch Un-
kraut viel,
fremde Leute. Denn über viel Grund
ward der Weizen gesät.

Wenn aber dann stürbe einer
wirklich, und nicht nur ängstete
die Verweinten umher, wegschiebend wie Harnisch,
oder eines Pferdes, den Brustkorb vom Atem, und als
ob er die reine, die endlich
beinerne Stirne bekränzte mit ausgetretenen Perlen
Schweißes tödlicher Siege noch endlich, und wenn
wirklich
schwände hinweg ein Unsterblichs, zerbräche
das Felsicht der Erd' und, wie gläsernes Geschirr, was
fest ist an
den Himmeln, herabstürzend, von diesem einen
Toten, wenn nämlich nicht wäre Ein

Gott, sondern es erschlüge einer den andern
in der Kirch'. Denn nicht wirklich voneinander verschieden ist
irgend etwas. Weil aber allein das Harte glänzt
gehäuft um die Leben, wie Tränen, und die Zeit,
und unzerstörbar ist geglaubt
das meiste Unsichtbare, siehet
keiner, siehe, im Geist! Da nämlich dauert,
wenn erst zerstört ist das Grab, der Aberglaub',
alles. So ist auch Brot und Wein
Gott selbst, und furchtbar wie im Himmel, denn wer
wagte zu wandeln den Gott? und mitten im Weißen wohnt
in Scharlach Christus, oder wer auch
glaubte so, daß er säh! Es zeugt aber ein Gott von sich selbst,
so ist die Welt, und nicht will er vom Geliebten ein bräunliches Zeichen
andres Geschlechts, sondern ein Mahl.

So war auch gegeben den Zwölfen, als den Fürsten, Brot und Wein, und es bebten
die Überschwellen im Hause Mariens, und gewaschen waren die Füße der Guten.
Es werden aber sehen Gott die Augen aller, und die ihn stachen,
auferstanden aus eisengeöffneter Flank' asphodelischen Hügels,

denn wiederkehren würde der Geist aus der Dröhnung der Himmel,
das A und O, Anfang und End, der Erste und
der Letzte, aber nicht
zu richten, denn Tote nicht
kann töten oder Lebendige lebend machen einer, nämlich
es würden, sagt man, Briefe
geschrieben, und aufgerollt
wie brennende Bücher die Himmel, und, wie auf Wild,
hornen die Engel.

— — — — — — — — — — —

ARABISCHE LIEBESLYRIK AUS TAUSENDUNDEINER NACHT

In alten Zeiten und längst entschwundenen Vergangenheiten lebte ein Wesir, der eine Tochter von wundersamer Schönheit hatte. Die hieß el-Ward fil-Akmâm, das ist zu deutsch »Rose im Kelch«. Der König des Landes pflegte einmal in jedem Jahre die Vornehmen seines Reiches zu versammeln und mit ihnen Schlagball zu spielen. Und als wieder einmal jener Tag kam, an dem die Mannen zum Ballspiele zusammenströmten, setzte sich die Tochter des Wesirs an das Gitterfenster, um zuzuschauen. Während sie beim Spiele waren,

fiel ihr Blick auf die Krieger, und sie erschaute unter ihnen einen Jüngling, so schön von Gestalt und so lieblich von Antlitz, wie es keinen anderen gab; mit strahlendem Blick, mit lachendem Munde, mächtig und breit, so stand er da. Immer wieder blickte sie nach ihm hin, ja, sie konnte sich nicht satt an ihm sehen. Und sie sprach zu ihrer Amme: »Wie heißt der wunderschöne Jüngling, der dort unter den Kriegern ist?« »Meine Tochter,« erwiderte die Amme, »alle sind schön. Wen unter ihnen meinst du?« Sie fuhr fort: »Warte, ich will ihn dir zeigen.« Dann nahm sie einen Apfel und warf ihn dem Jüngling zu. Der hob sein Haupt und erblickte die Tochter des Wesirs am Fenster, als wäre sie der volle Mond, der im Dunkel der Nacht am Himmel thront. Und wie er seinen Blick wieder abwandte, war sein Herz von Liebe zu ihr erfüllt, und er sprach das Dichterwort:

Traf mich ein Schütze, oder haben deine Augen
Ein liebend Herz verwundet, als es dich wahrgenommen?
Ist der gekerbte Pfeil zu mir aus weiter Ferne
Von einem Heere oder vom Fenster her gekommen?

Als nun das Spiel beendet war, fragte sie ihre Amme wieder: »Wie heißt dieser Jüngling, den ich dir gezeigt habe?« Jene erwiderte: »Er heißt Uns el-Wudschûd«; das ist zu deutsch »Wonne der Natur«. Da legte die Jungfrau sich auf ihr Lager nieder und klei-

dete ihre Gefühle in Worte, indem sie daran dachte, daß Uns wa-Dschûd »Wonne und Huld« bedeutet, und indem sie seine Braue mit dem halbkreisförmigen Buchstaben Nûn, sein Auge aber mit dem mandelförmigen Sâd verglich:

Der irrte nicht, der dich Uns el-Wudschûd benannte,
O du, in dem die Wonne sich mit der Huld vereint!
Dein Antlitz gleicht dem vollen Monde, dessen Scheibe
In Weltall und Natur mit hellem Glanze scheint.
Ja, du bist einzigartig unter allen Menschen;
‚Du bist der Schönheit Herr' ist aller Zeugen Ruf.
Und deine Braue gleicht dem Nûn, dem schön geschriebnen;
Dem Sâd dein Augenstern, den der Allgüt'ge schuf.
Und ach, dein schlanker Wuchs ist gleich dem frischen Reise,
Das jeden Wunsch gewährt, der sich im Herzen regt.
Du übertriffst die Ritter der Welt an Kraft; du bist es,
Der aller Huld und Wonne und Schönheit Palme trägt.

Dann schrieb sie diese Verse auf ein Blatt, hüllte es in ein Stück goldgestickter Seide und legte es unter ihr Kissen. Eine ihrer Kammerfrauen hatte das gesehen, und dann wußte sie ihr das Geheimnis zu entlocken. Rose-im-Kelch sandte das Blatt durch die Alte zu Wonne-der-Natur; und nachdem der es gelesen hatte, schrieb er auf die Rückseite diese Verse:

Ich stille und verberge die Sehnsucht meines Herzens;
Und doch mein Aussehn ists, das meine Lieb verrät.
‚Mein Aug ist wund‘, sag ich, wenn meine Tränen rinnen,
Daß Tadler nicht erkennen und sehn, wie's um mich steht.
Einst war ich sorgenfrei und wußte nichts von Liebe;
Da ward mein Herz gefesselt von heißer Liebe Band.
Dir künd ich meine Not und klage meine Sehnsucht
Und Schmerzen: hab Erbarmen, reich' mir des Mitleids Hand!
Mit meiner Augen Tränen hab ich es aufgeschrieben,
Als Dolmetsch all der Not, die ich durch dich erfahr.
Behüte Gott ein Antlitz, dem Lieblichkeit ein Schleier—
Dem ist der Mond ein Knecht, ihm dient der Sterne Schar.
Ja, in der Schönheit selbst sah ich nie ihresgleichen;
Von ihrem Wuchse lernte der Zweig, wie er sich neigt.
Ich bitte dich, doch ohne dir Ungemach zu bringen:
Gewähr, daß durch dein Kommen des Nahseins Glück sich zeigt!
Ich geb dir meine Seele — nimmst du sie von mir an?
Die Nähe ist mir Himmel, die Trennung Höllenbann!

Darauf faltete er den Brief, küßte ihn, gab ihn der Alten und sprach zu ihr: »Amme, mache mir das Herz deiner Herrin geneigt!« »Ich höre und gehorche!« erwiderte sie, nahm das Schreiben von ihm entgegen,

kehrte zu ihrer Herrin zurück und gab es ihr. Die küßte das Blatt und legte es auf ihr Haupt. Dann öffnete sie es, und nachdem sie es gelesen und seinen Sinn verstanden hatte, schrieb sie darunter diese Verse:

O du, dem meine Schönheit sich tief ins Herz gesenkt,
Geduld; dir wird von mir der Liebe Glück geschenkt!
Da ich nun weiß, daß deine Lieb von lautrer Art,
Und daß dein Herze gleichwie meins getroffen ward,
Möcht ich wohl zu dir gehn, so oft und ach so gern!
Doch halten mich von dir die Kämmerlinge fern.
Wenn dunkle Nacht uns deckt, wird durch der Liebe Macht
In unsrem Busen tief ein Feuer heiß entfacht;
Dann meidet unser Lager der Schlummer allzumal,
Dann foltert unsren Leib gar oft die bittre Qual.
‚Verbirg die Liebe' heißt der Liebe erste Pflicht;
Die Schleier, die uns Schutz verleihn, die lüfte nicht!
Von Liebe zu dem Reh ist jetzt mein Herz entbrannt—
Ach, bliebe es doch nimmer fern von unsrem Land!

Die Kammerfrau sollte das Blatt wieder zu Wonne-der-Natur tragen; aber sie verlor es, und es ward von einem Eunuchen gefunden. Der brachte es dem Wesir; als dieser die Handschrift seiner Tochter erkannte, beriet er mit seiner Gemahlin, was zu tun sei, und sie kamen überein, die Tochter auf eine ferne Insel zu ver-

bannen. Ehe Rose-im-Kelch aber das Haus verlassen mußte, schrieb sie an die Tür:

Bei Gott, o Haus, wenn früh mein Lieb vorübergehet
Und grüßend Zeichen winkt in treuem Freundessinn,
So schenk von mir ihm Grüße von reinem, süßem Dufte;
Denn ach, er weiß ja nicht, an welchem Ort ich bin.
Auch ich weiß nichts davon, wohin der Weg mich führet;
Denn jetzt sind sie zu schnellem und flinkem Marsch bereit,
Zur Nachtzeit, wenn im Walde die Vöglein auf den Ästen
Sich kauern, leise klagend um unser bittres Leid.
Und eine hohle Stimme von Geistern klagte: Wehe
Dem treuen Liebespaare ob solcher Trennungsnot!
Als ich den Kelch des Scheidens gefüllt vor mir erblickte
Und das Geschick uns seinen Wein gewaltsam bot,
Da mischte ich ihn zagend mit treuen Harrens Pflicht –
Doch ach, das Harren tröstet mich über dich jetzt nicht.

Wonne-der-Natur las diese Verse, als er am folgenden Tage an dem Hause vorbeiritt. Sofort machte er sich auf den Weg, um die Geliebte zu suchen. Er wanderte Tag und Nacht durch weite, heiße Wüsten; und als plötzlich ein grimmer Löwe auf ihn zustürzte, redete der Jüngling ihn freundlich an und sprach zu ihm diese Verse:

Du Leu der Wüste, willst du mich jetzt zu Tode bringen,
Eh ich noch die gefunden, die Lieb in mir entfacht?
Ich bin doch nicht ein Wild, ich hab kein Fett am Leibe;
Daß ich mein Lieb verlor, hat mich so krank gemacht.
Die Ferne der Geliebten verzehrte meine Kräfte;
Ich bin wie eine Leiche, bedeckt vom Totenkleid.
O hoher König Nobel, du Leu des Kampfgetümmels,
Laß doch den Tadler nicht sich freun ob meinem Leid!
Ich liebe, und mich decken die Tränenströme zu;
Die Ferne der Geliebten läßt mir keine Ruh.
Und wenn ich ihrer denke in finstrer Mitternacht,
So werd ich durch die Liebe um den Verstand gebracht.

Da führte der Löwe ihn auf die Spur der Leute, die Rose-im-Kelch fortgeführt hatten; aber die Spur endete am Meeresufer. In seiner Verzweiflung stieg Wonne-der-Natur auf einen hohen Berg; dort fand er einen Einsiedler, dem er sein Leid klagte.

Inzwischen war Rose-im-Kelch zu dem Schlosse auf der Insel ihrer Verbannung gekommen. Dort setzte sie sich an das Fenster und hub an, diese Verse zu sprechen:

Wem soll ich all mein Sehnen, das mich erfüllet, klagen
Und meinen Kummer, fern von dem Geliebten traut?
In meinem Busen glüht ein Feuer, aber dennoch
Zeig ich es nicht, auf daß mein Späher es nicht schaut.

Ich bin so dürr geworden gleichwie der Zähne Stocher
Durch Fernsein und durch Klagen und Glut, die an mir frißt.
Wo ist das Aug des Liebsten, daß er auf mich schaue,
Wie ich jetzt einem gleiche, der von Sinnen ist?
Sie waren hart zu mir, als sie mich eingeschlossen
An einem Ort, zu dem mein Liebster niemals dringt.
Die Sonne bitte ich, ihm tausendfache Grüße
Zu bringen, wenn sie aufgeht und wenn sie wieder sinkt,
Dem Liebsten, dessen Glanz den vollen Mond beschämet,
Wenn er erscheint, und der das schlanke Reis besiegt.
So seiner Wange sich die Rose gleichet, sag ich:
Du gleichst ihm nicht, wenn nicht in dir mein Schicksal liegt.
Und seiner Lippen Tau ist wie das klare Wasser,
Das, wenn die Feuersglut mich quälet, Kühlung gibt.
Wie könnt ich ihn vergessen, er ist mein Herz, mein Leben;
Er macht mich krank und siech, er, der mich heilt und liebt.

Und als sie umgeben war von finstrer Nacht, da wuchs noch in ihr der Sehnsucht Macht; sie gedachte der Vergangenheit und klagte in diesen Versen ihr Leid:

Es sinkt die Nacht; die Liebe mit ihren Schmerzen regt sich,
Und Sehnsucht rüttelt grausam an allem meinem Leid.

Die bittre Qual der Trennung wohnt jetzt in meinem Busen,
Und all die schwere Sorge macht mich zum Tod bereit.
Die Liebe raubt den Schlaf, und mich verbrennt die Sehnsucht,
Die Tränen künden an, was heimlich in mir weilt.
Ich kenne keinen Weg in meinem Liebesleiden,
Der mich von meiner Schwäche, von Krankheit, Siechtum heilt.
In meinem Herzen glüht ein grimmig Höllenfeuer,
Und seine heiße Glut bringt meiner Brust den Tod.
Ich konnte mich nicht zwingen, ihm Lebewohl zu sagen
Am Trennungstag. O Reue! O meine bittre Not!
O du, der du ihm meldest, was mich genugsam quälet:
Was mir vorherbestimmt, das trag ich in Geduld.
Bei Gott, ich war ihm nie in meiner Liebe untreu.
Und unverbrüchlich ist ein Schwur bei Liebeshuld!
Nun grüß mein Lieb, o Nacht, künd ihm im fernen Land,
Bezeug dein Wissen, daß ich in dir nie Schlummer fand.

Wonne-der-Natur ließ sich, wie ihm der Einsiedler riet, auf einem Floß übers Meer tragen; und nach drei Tagen furchtbarer Gefahren ward er an die Insel der Verbannung geworfen. Ein Eunuch ließ ihn in den Schloßhof ein. Dort sah er mancherlei Vögel in Käfigen, und bei ihrem Gesange brach er in Tränen aus

und sprach Verse der Sehnsucht. Beim Käfig der Nachtigall sprach er:

Das Lied der Nachtigall ist, wenn der Morgen dämmert,
Für ihn, der liebt, noch süßer als der Saiten Klang.
Nun klagt Uns el-Wudschûd in seiner heißen Liebe
Ob einer Leidenschaft, durch die sein Herz zersprang.
Wie manchen Liederklang vernahm ich, der vor Freuden
Das harte Eisen gar und Stein zergehen macht!
Des jungen Morgens Zephir fächelt mir die Grüße
Von blütenreichen Gärten mit ihrer Blumenpracht.
Der Vöglein heller Schall, der süße Duft des Zephirs
Erweckt in meinem Herzen am Morgen frohen Mut;
Und als ich an mein fernes Lieb in Treuen dachte,
Gleich Bächen, gleich dem Regen rann da die Tränenflut.
Und eine Feuerflamme erglüht in meinem Busen
Gleich einem Kohlenmeiler, aus dem die Funken sprühn.
Nun mög der treuen Liebe im trautesten Vereine
Durch frohes Wiedersehen Allahs Lohn erblühn!
Das Volk der Liebe kann ein Mittel wohl verstehen;
Dies eine Mittel ist, daß sie sich wiedersehen.

Rose-im-Kelch wanderte unterdessen ruhelos im Schlosse umher, und als sie keinen Ausweg aus ihrem Gefängnis fand, sprach sie unter Tränen diese Verse:

Sie zerrten mich grausam hinweg vom Geliebten
Und reichten im Kerker mir hangende Pein.
Sie brannten das Herz mir mit Feuern der Liebe
Und raubten den Liebsten dem Anblicke mein.
Sie sperrten mich ein hier in ragende Schlösser,
Auf Bergen erbaut in dem wogenden Meer;
Doch wenn sie nun wollen, ich sollt ihn vergessen,
So wächst meine Not nur in heißem Begehr.
Wie kann ich vergessen, da doch all mein Leiden
Allein durch den Blick auf sein Antlitz entfacht?
Der ganze Tag bringt mir nichts andres als Kummer;
Im Denken an ihn nur verbring ich die Nacht.
Mein Trost in der Einsamkeit ist, sein gedenken,
Wenn traurig mein Aug seines Anblicks entbehrt.
Ich möchte wohl wissen, ob nach alle diesem
Das Schicksal den Wunsch meines Herzens gewährt!

Die Liebesgeschichte von Uns el-Wudschûd und el-Ward fil-Akmâm wird von der 371. bis zur 381. Nacht erzählt. Die hier mitgeteilten Gedichte sind alle so genau wie möglich nach dem Arabischen übertragen; der verbindende Text ist teils wörtlich übersetzt, teils nur dem Inhalte nach kurz wiedergegeben. Die ganze Erzählung, die damit endet, daß die Liebenden wieder vereint werden, findet sich im dritten Bande der im Insel-Verlag erscheinenden neuen Übertragung von Tausendundeine Nacht durch Enno Littmann.

MARATHON

Von Theodor Däubler

Siste viator, heroa calcas.

Bugiati heißt ein kleiner Bahnhof der Strecke Athen — Theben — Salonik; hinter niederm Hügel ducken sich ein paar nebensächliche Häuser, kein Dorf ist in der Nähe: dort stiegen wir aus. Zugleich viele Jäger mit prächtigen Hunden. Die Dezemberluft ging uns scharf ums Gesicht; Parnes und böotische Berge blendeten, bei Morgensonne, im kleidsamen Schneegewand. Pfützen, überall auf den Landwegen, trugen eine dünne Eiskruste; bald betraten wir nach Norden gedehnte Ackerlehnen mit vereinzelten Schneeflecken: von einer Anhöhe betrachtet, sah die Gegend scheckig aus. Erst die Mulde vor Stamata, dem nächsten Dörfchen, das wir erreichten, verherrlicht uns Griechenland. Sein blitzblankes Kirchlein überwölben himmelhoch zueinandergeneigte Zypressen. Ein Hirtlein und seine unzähligen Schafe, die den Gottesacker umbimmeln, freuen sich des fröhlichen Sonnenscheins. Keine bösen Hunde sind dabei, sie tummeln sich wohl, weiter oben, im seltsamen Schnee herum. Der Himmel wird mit jedem Augenblick blauer.

Wacholdergebüsch, mit Millionen schwarzer Beeren, duftete uns nun vom Pentelikon zu: wir müssen, durch eine seiner Schluchten, aufs Schlachtfeld von Marathon loswandern. Aphorismó heißt heute die be-

rühmte Felsenkette, um deren Abhänge Athener unter Miltiades die Ausschiffung des Perserheeres belauerten. Noch aber blieb uns die Aussicht auf so große Walstatt versperrt; wir sollten erst, durch Gehölz, auf steile Anhöhe empor. Dem Wacholderstrauch folgte bald derErdbeerbaum, vollbehängt von korallenrotem Obst. Durch sein Dicht mußte ich mich, manche Strecke lang, mühsam zwängen; die Pfade des Pentelikons sind oft überwachsen. Unsichtbare Vögel fingen plötzlich an ringsum zu zwitschern. Der Genuß eines Stündchens Frühjahr zur Mittagszeit eines klaren und geheimnisvoll-stillen Wintertags im Süden ist immer hold erquickend, ja oft sogar berauschend. Wir sollten aber noch dazu schon bald den erhabensten Heldenhügel erblicken!

Durch meine Eile, rasch den Blick auf die gelobte Ebne zu gewinnen, kamen wir unsersWeges abhanden, mußten ein Stück über Felsen klimmen. Bald aber gelangten wir zwischen des Grates Marmorzacken: o die ersehnte Aussicht! Ich trat durch ursprüngliche Steinpforte, aus turmsteilen Felskulissen: großgestimmter Zusammenklang lebhafter Farben brachte, auch schattenhafte Zartheit und blauäugelnde Anmut überm Ozean hold in den Reigen schwingend, der Landschaft ehrgebietende Erhabenheit, besonders wo er sie leiselila besänftigte, mit überwältigendem Reichtum sprühender Töne, zu geschlichtetem Ausdruck einer erschütternden Einhelligkeit. Euböas silberne Umrissen-

heit, von ihrem Hochhorn Delphi bis zum Doppelkopf Ocha, gegen den dunklen Osthimmel, war, trotz ihrer Genauigkeit, eines weißen Traumes Schweben über sorglosem Blaumeer. Die ockergoldne Fläche, die Marathon verheißt und ein feinster Brandungsstreifen vom Seegefunkel sondert, durchkettete, ferne für mein Auge, manche schaumweiße Lämmerherde; die beträchtlichste zog, in rhythmischer Gewolltheit mit Euböas starren Zacken eine lebhafte Gegenwart zeichnend, von der runden Bucht unserm Hügelgelände zu. Sie hätte vom bloßen Empfinden als ein Davonzug geordneter Gischtreihen aus dem Gewoge, beruhigter Höhe entgegen, können gedeutet sein. Hier aber weiß der Mensch so viel: sind mir nicht, wenige Schritte weit, marmorblasse Ziegen, die aus einer Höhle unsrer Klamm, wie beweglich gewordne Blöcke und Trümmer, weg und hinab ins Gefild klettern, friedlichstes Ermahnen, das Gemüt meinen Erinnerungen an gar großes Geschehen fromm und geneigt ganz zu lassen? Hier, Herz, bei geschauter Kunde, durch Erschütterung beflügelt, poch erhorchbar mir! Dort, wo jetzt viel Heidekraut, als wär es eine fieberheiße Entzündung seines einst so oft ringsum nackten, doch gebräunten Steines, in lieblichster Entzücktheit für die Sonne blüht, erhoben sich damals, der Tag von Marathon ging dröhnend an, erzgepanzert die Jünglinge von Athen, dazu die Freunde aus Platää, und rannten, voll Tollkühnheit, auf ganz Asiens ungeheure Schar von Barbaren

los. Aus fremdem Osten waren sie herübergeschifft; von dort kommt die Sonne: konnte man ihnen, den Persern, in des Mittagsgestirnes Hut, vielleicht kaum in die Augen sehn? Solches Herübergreifen Irans ins bloße Attika kam als eine märchenhafte Unzahl von Stämmen. Der Schreck vor dem karisch geharnischten, schwer gerüsteten Volk der unendlichen Berge, jenem medischen Gewimmel, den Ufern meerhaft erstaunlicher Ströme entlang, erfaßte keinen der Hellenen: so wenige waren sie; immer mehr blieben erschlagen oder verwundet, um die Mitte ihrer gelichteten Reihen, liegen; keine Reiterei stützte die Flanken, zurück lagen weit, viel zu weit, die schützenden Hügel, doch bloß Helden kämpften damals für die Freiheit des Menschengeschlechtes. Die Athener wichen nirgends, doch ihr Los schien Verderben. Da aber griff Pan, der arkadische Gott, auf beiden Flügeln vom großen Heranzug der Perser ein. Wo auf Hippias' Rat, in Richtung, die Pisistratos einst Glück brachte, Troß auf Troß an Land gesetzt hatte, faßte der Hirten höhnischer Gott plötzlich an die Herzen von Hellas' Feinden: einzelne waren gleich in Morast geraten, schrien um Hilfe, andre in Attika Unerfahrne stürzten sich ihnen zu, mehr noch von dannen und waren weg; der Tumult rundete sich durchs Schlachtgetümmel, knäulte Mann um Mann, wirbelte flugs von Hellenen Verfolgte in einen Hauptstrudel — und wer nicht erschlagen dablieb, erstickte im Sumpf oder ersoff schon, weil auf der Flucht unauf-

hörlich weiter fortgestoßen, im entlegneren Meer. Damit war Europa für uns gewonnen, erst eigentlich entstanden! Blutige Opfer hatte die Schar der Athener gebracht, unersetzlich blieben die Verluste im Heer des Darius. Irgendwo, fern im Mittagsgefild, mußte wohl mein Auge die gerühmte Stelle der verschwundnen Trophäen-Höhe, das lang schon verlorne Platäer- und würdiger Sklaven Grab, überschweifen, aber noch fand ich, sprühendes Blicks, der Helden Hügel Sorós: er ist auch heute Nabel der verheißungsreichsten Siegesstätte auf der ganzen Welt!

Eines Tales Sanftheit nahm mich auf: wir verschluchteten uns, nach so erbauender Einsicht auf emporgereckter Marmorzinne, zwischen den Abhängen des Pentelikons. Begütigendes Grün beruhigte von überall: des Gebirges angestammte Fichten, so hell lodernd wie nirgends, rauschten nun, uns zu Häupten, im wieder lauen Winterwind. Behutsam, wie lila Samt entgegen, nahten wir dem Hügel, mit Heidekraut umwallten, der Ebne tiefer sich zuschmiegenden Hängen. Zart, dem Auge eine Milderung, waren die vielen farbigen Flächen, denn die Sonne stand soeben hoch über den weißen Felsen. Doch wird auch sie im Dezember Griechenlands niemals bloß Licht, als leisestes Gold umgarnt sie, sogar am Mittag, ihre reizend schimmernden Schwesterfarben. Wie liebt sie das Ginstergelb; einen ganzen Strauch, in Duft und Blumen, kosen ihre holden Strahlen. Er trägt die gleiche Fülle Blütlein, wie der Him-

mel Sterne hat. Und ganze Berge sind voll von solchem Gebüsch! Am Abend aber scheint der Ginster zu erbleichen, bloß bei lebhafter Sonne glitzert seines Farbenfeuers freigemute Fröhlichkeit.

Wraná, wohl dort, wo das wahre Marathon lag, ist nun ein Dorf der Ruinen. Wir betraten es nicht, sondern bogen, einem großen Baum, am Rand des Schlachtfeldes, zu, in ganz andrer Richtung ab. Bald erkannten wir, daß unsre Schritte uns einer Sommereiche näherten: noch stand sie in Riesenhaftigkeit, voll von herbstlichem Kupferlaub, da. Bei ihr wars windstill geworden; wohl auch draußen auf See: wir hörten die Brandung nimmer rauschen. Zu des vereinsamten Baumes Wurzeln duckt ein winziges, beinah könnte ich sagen: Keller-Kapellchen. Es ist dem Heiligen Athanasios geweiht; wir gingen hinein, mehrere Stufen führen hinab in den grottenartigen Raum: köstliche Bruchstücke verschwindender Wandmalerei zieren ihn noch an mancher Stelle, die ein gütiger Zufall bevorzugt hat. Uns aber war der göttliche Baum ganz verklärt, viele Stunden verbrachten wir in seinem wonnigen Bann. Fast nie regten sich die Blätter, bloß etwa bei einem Luftgruß der Berge; und da spielten der stämmigsten Äste lila Schatten, auf Marmorgestein oder kargem Rasen, auf einige Augenblicke, Sonnenscheibchenhaschen. Als wir, vor unserm Aufbruch, einen starken Windstoß erlebten, schien es, daß ein Vermögen an Lichtmünzen, als wären sie lauter abgeschüttelte Früchte,

um uns her vertummelten. Oft stehn in Griechenland breitschultrige Bäume in hoffnungsloser Öde oder zwischen den Äckern; sie sollen Hirten und Herden, bei Hitze, gastliche Unterkunft gewähren. Auch hoch im Gebirge, wo keine Grotte in der Nähe, halten im Sommer alle Schafe, Lämmlein, Ziegen der Gegend, natürlicherweise auch ihre Hüter, unter ihrer gewohnten Steineiche oder Fichte, ein ermunterndes Nachmittagsnickerchen; lange weilen sie dann auch wach, um des schweigsamen Bergriesen Freundlichkeit. Sprudelt neben so einem täglich besuchten Baum auch eine Quelle, so ist für uns das Nymphenheiligtum, beinah in Vollendetheit, da. Die Kirche hat auch für ihre Anhänger dran gedacht: in heidnischer besonders geliebter Einsamkeit, wo Baum und Brunnen beieinander blieben, errichtet sie gern, fromm und einladend, ihr kleines Kapellchen oder hölzernes Heiligenmal, daß es auch den Baum gegen Blitz und Gier der Menschen gefeit halte! Also ist so ein Kirchlein auf griechischer Erde oft ein heiliger Ort der Erbauung und Rast, Reinigung und Erholung: Gottes Güte verschenkt sich, über den Geist, auf Seele und Leib des gläubigen Geschöpfes.

Der Tag war ganz aus Gold geworden, fast hätte man Abend fühlen können; ungeheure Wolken, wie Gebirge aus Alabaster, wandelten sich langsamst anwachsend, in dieser Stunde sonnenklarem Kristall. Wie atemlos es um uns blieb: wir waren noch immer und schon so lang um unsern Baum. Nun war die Bucht von

Marathon ein Spiegel, nirgends in Griechenland ist das Meer so oft ganz glatt. Hat Eitelkeit die Berge erfaßt? — es gibt keine ruhmreichern auf Erden. Die gleißenden Höhn — Höcker und Hörner — Euböas, in ihrer eisigen Erbleichtheit, gespenstern zweimal durch das wunderbare Blau, denn das altbebaute Land, in Wirklichkeit als riesig hingestreckte Insel, und auch in seiner Wiederholung durch das starre Wasser, sind nun den Blicken bloß umgoldeter Azur. Betrachteten die steilen Wolken — sie waren über Attika, stolz aus Böotien, am langen Nachmittag, emporgegoldet — wie ich eine so heitre Klarheit um das Meer und die beschneiten Berge?

Marathon kann sich in der Seele von Hellas spiegeln, in Versunkenkeit soll es der Pilger zu großer Walstatt betrachten: niemals war Athen so einfach, wie damals, zur Zeit der medischen Gefahr: es gehörte ganz sich, auf Spanne, sogar den Männern, die es frei erhielten. Um die Akropolis geschah Erhaltung einheimischer Götter im Geist eindämmernder unendlicher Beseeltheiten: Griechenlands Götter hat man verklärt, Asiens Gewalt unterlag der belebenden Erscheinung weniger Athener. Sogar Joniens weibliche Kostbarkeit konnten Attikas schlichtere Künstler nun verschmähen. Einmütig auf eigenstem Boden gelang man zum Wunder: seit Marathons Tag ist Hellas unüberwindlich, niemals wird seine Herrlichkeit in den Gemütern untergehn. Kein so hohes Wort hat jemals seither ein Siegesruf aus Schlachtengeschmetter verkünden können.

Etwas regte sich: ein junger Sperber schleuderte sich, über der Eiche, in seinen Schlingenflug, kam fast bis an uns heran. Ich stand auf; wir zogen weiter. Weg von der Ebne gings, durchs Avlónatal, zur Mandra tis Gräas (Hürde des alten Weibes); Spuren der Mauern eines lang eingefaßten Gutes fanden sich nun oftmals unterwegs. Hier soll Herodes Attikus eine Villa, voll von berühmten Standbildern, bewohnt und besonders geliebt haben. Er stammte aus dem Land. Ein schlanker Frankenturm befiehlt dem Tal von Ninoé, durch das wir nun, über einen flachen Sattel gelangt, rasch, bei bedrohlicher Bewölktheit, nach Marathon schreiten sollten. Einst hieß es Oinoi, war lange fieberfrei, nahm daher das übersiedelte Marathon, aus der Gegend der Schlacht und Sümpfe auf. Auch dieser Strich sollte berühmt sein: hier wurde zuerst die Rebe in Europa gepflanzt. Der Asiat Dionysos war also, weit vor Darius, auf so geheiligtem Boden gelandet: er, der Gott, hatte wunderbar gesiegt, wo der König der Welt später schmählich scheitern sollte. Dionysos, Beglücker durch berauschenden Trunk, Begeisterer des tragischen Weihespiels, groß war dein Triumph: alle Völker wollen dich, Sohn der Semele und des Blitzes, bis ans Ende der Tage feiern und preisen.

Es war beinahe Nacht, als wir im Flecken anlangten, zu dritt eine Schenke betraten. Viele Männer saßen, aus der Wasserpfeife rauchend, um ein Herdfeuer; plötzlich hatten ja auch wir, bei Sonnenuntergang, emp-

findlich Frost gespürt. Was nötig war, um uns zu laben, erhielten wir, doch um eine Stube, sogar ein Bett sollte es noch vergebliches Suchen geben. Marathon, wie die meisten Ortschaften Griechenlands, war von Flüchtlingen aus Kleinasien überlaufen. Bei Dunkel und Schneeluft fragten wir herum; jedes Haus blieb, weil vollständig in Anspruch genommen, versperrt, endlich versprach uns ein Wirt, eine Strohmatte auf den Fußboden und eine Riesendecke zum Schutz gegen Kälte. Somit schien mir für den Schlaf gesorgt zu sein, und ich begab mich noch auf einen kleinen Schweifzug durch die Gegend. Der Mond war schon aufgegangen, sein Stand am Himmel aber kaum kennbar, so viel Eisgewölk bedeckte seinen Glanz, und dünnster Nebel hüllte ihn und mich und alles, was es gab, ein. Nirgends lugte ein Stern hervor, bis hoch hinauf schwebte dieser Nacht schleierhaft durchscheinender Dunst. Ich konnte mich nicht besinnen, jemals so viel Silber um mich in der Luft wahrgenommen zu haben, man hätte glauben können: man atmet es ein. Als hätte der Mond sich aufgelöst, war sein Silber überall hingedrungen. Ich und die Bäume warfen kaum Schatten, also zwischen flüssig gewordenem Licht, unter einer Riesenglocke aus Milchglas wandelte ich scheinbar dahin. Mir fielen die Gefährten ein, sie mußten mit, die seltsame Nacht anstaunen. Als ich sie abholte, in die Wirtschaft trat, plauderten, rauchten, schmausten und zechten sie mit den Bauern. Da man auch mich einlud, gesellte ich mich

dazu, wir versäumten aber den Fortgang des zauberhaften Schauspiels, doch vor Niederlegen gingen wir noch ins Freie. Anders war es draußen geworden: das Silberflimmern viel unauffälliger, und der Himmel glich einer ganz zart besternten Kuppel aus Glas von Murano. Er schillerte wie Perlmutter, unsre Schatten hoben sich klarer als vordem, sanft-lila, besonders in Augenblicken, da der Mond sich leicht seiner Flitterschleier entledigte, vom nassen Rasen ab. Ölbäume glichen, in ihrem grauen Schleierlaub, sacht-veilchenblau ins himmlische Kunstwerk gehauchtem Zierat. Berge, Häuser, selbst Zypressen blieben blaß angedeutet, wie von Schmelz so kostbarer Arbeit überzittert. Was wundernahm, schien, absichtslos hineingelangt, von einem Meister des Glasblasens, als geschickt verwendbare Zufälle bei Gestaltung der ungeheuern Kristallsache, im mondhaften Zauberstück geblieben zu sein.

Spät wars geworden, als wir ans Schlummern dachten: alle drei froren wir auf harter Lagerstatt, doch, einer nach dem andern, schlief endlich jeder ein. Arges Husten meines Nachbarn und das Pfeifen einer Ratte weckten mich wiederholt, dennoch verlor eigentlich keiner die Nachtruhe. Als durch einen Spalt unter der Tür, knapp neben der Matte, außer einiger Luft, auch etwas Morgensonne eindrang, huschte ich als erster auf. Die andern Gefährten folgten sofort; einer, er hatte seine Erkrankung bereits durch Husten gemerkt und gemeldet, dann aber doch wieder gut geschlummert, fühlte

sich sehr erkältet und verließ uns sogleich mit dem Postauto nach Athen.

So machten wir uns zu zweit auf den Rückweg. Sehr lebhaft spann die Morgensonne ihre hohen Tagesfäden; die Berge Böotiens, Könige mit blendenden Kronen des Winters, erstrahlen, unbehelligt vom Aufruhr der Wolken, in heller Unberührbarkeit. Doch diesmal war das Meer, Euböas wegen, das, wie von furchtbarem Geheimnis bedrückt, sich pechschwarz verhängt hatte, in Aufregung und Besorgnis geraten. Wir schritten Sorós, dem Heldenhügel, zu. Durch die Ebne mühten sich ferne lange Züge von Maultieren, mit aufgehöckerter Last; man hätte sie mögen für eine Karawane Dromedare halten. Einige grasende Pferde sahen uns wie etwas noch nie Dagewesenes an: ein Füllen kam auf uns zu, machte aber plötzlich stracks kehrt und flüchtete zur Mutter. Ist Schreck hier ansteckend? Die Stute mit ihrem Jungen voraus, enteilte uns der ganze Troß, zuerst im Trab, als aber Hunde, durch den Ausriß in Wut gebracht, ihm nachbellten und -setzten, in gestrecktem Galopp.

Um den Hügel, wir erreichten ihn, trotz seiner Abgesondertheit, mühelos, blühten die blutrotesten Zyklamen, die ich jemals auf meinen Pfaden gefunden, dazu schattenlila Anemonen, gesprenkelte winzige Orchideen, und die Asphodelospflanze trieb schon oft kräftig aus den Zwiebeln. O so süßer Dezember!

O, wir blieben oben; des niedern Hügels Flügel-

schlag reichte weit! Hinter Euböa hatte die Insel Andros Gewitter beschlossen; mit Blitz auf Blitz, trommelte es schon auf die straffgespannte, doch elastische See ein. Uns immer näher gelangte somit kriegerisches Dröhnen. Giura, die vielsichtbare Kyklade, schien, ferner als das Unwetter, in einer Schale aus Sonnengold, leicht dem Meer enthoben. Ein silbernes Keos wellte sich zu den perlgrauen Spitzen der Berge vor Sunion. Überragend ernst gebot das hohe Pentelikon Attikas Ehrfurcht. Ich dachte an die Gefallnen, hier unter uns Bestatteten, draußen dereinst Vertreuten im Blachfeld. Kallimachos, Vorgesetzter Athens, fiel und schlummert hier: sein Gepacktsein durch einen Gott dieses Bodens tilgte alle Vorgefaßtheit gegenüber den angstgebietenden Persern; er hatte die Ostkömmlinge am tapfersten beblickt. Eignes Verscheiden preisend, starb Stesilaos, des Trasylos Sohn; draußen, auf See, rang Kynegeiros, Sprosse jenes Euphorions, der des Äschylos geliebtester Bruder, mit einem Barbarenschiff. Er krallte es, ganz Hellas im Herzen, mit der Rechten an und zerrte, den Wogen enthuscht, mit ganzer Mannesschwere, der Heimaterde zu. Doch des Waghalsigen Hand zersplitterte unterm Mederbeil, so daß er blutsprudelnd lautlos versank.

Des Gewitters gewonnene Nähe trieb uns in die Ferne. Wir erreichten noch in wohlbekommender Trockenheit, nach einem Halbstündchen, des Wächters am Sorós Haus. Ihm vom Eploros Attikas empfohlen,

fanden wir bloß seine schöne Tochter und einen betagten Freund zugegen. Er selbst war nach Athen, zu seinem Sohn, der an Verwundungen darniederlag, geeilt. Der Bruder würde wohl, sagte das Mädchen unter Tränen, ein Opfer des kleinasiatischen Krieges, das Vaterhaus nicht wiedersehn. — Ein Guß, dann Hagel, des Sabat schwefelgelbe Gespenster, blitzten und polterten, über unsern Köpfen, aufs flache Dach nieder: wir saßen um ein beruhigendes Feuer; kein Windstoß aus dem Schornstein zauste an seinem Flammenbusch, stöberte in hart daran glimmender Asche, in der Kastanien und Kartoffeln rösteten, Unfug treibend, herum. Wir warteten, ohne sprechen zu wollen, vernommen werden zu können, bis der Trubel ausgelassener Luftschwärme vertollen sollte. Doch ein paar schwarze Hennen, im warmen Raum gehalten, hatten einigemal aufgeregt hin und her gegackert, schließlich sich mit ausgespreizten Flügeln zwischen Geschirr auf niedern Kasten gesetzt. Dadurch fielen Schalen und Teller herum und herunter, zerschlugen auf dem Boden, damit das Unwetter einige Scherben zurückließe.

In Abwesenheit des erhofften Gastgebers war vom Bleiben über Nacht keine Rede. Wir nahmen eine landläufige Mahlzeit ein und brachen bald auf. Zwei Möglichkeiten hatten Entscheidung verlangt: welche konnte mehr verlocken? Über Pikermi, mit seiner Schlucht der Funde vorweltlicher Riesentiere, führt die Landstraße nach Athen, durch das Pentelikon aber

bloß ein oft verzweigter Steg. Die Leute des Wächters von Sorós hatten uns zur Sicherheit, bei Dörfern und Gehöften vorbei, wo sich auch Fahrgelegenheiten ermitteln ließen, sehr bestimmt geraten, wir aber beschlossen uns zum Unbequemen, weil wir noch in die Berge wollten!

Schnell gings bis Wraná, fast weglos, durch aufgeweichte Felder. Nicht in den Ruinen, wohl aber bei der Kirche, auf einem Hügel mit Fernblick, hielten wir uns ein Weilchen auf, um stufenweis von der Ebne Marathons Abschied zu nehmen. Wer einen Berg hinaufsteigen kann, gelangt in einer halben Stunde, durchs Tal von Rapetosa nach Dionysó; mit Behaglichkeit gelangt man in einer Stunde bis zur Schenke, von dort sinds noch zwei Stunden zum Bahnhof in Kephissia! Hatte man uns in Marathon versichert, im Haus des Wächters bestätigt. Also, es war noch warme Mittagszeit, der Himmel nach dem Gewitter wolkenlos, wir brauchten nicht zu eilen; freilich unsre Überraschung, als wir, zwar nicht wie der Läufer von Marathon dahinflügeln, aber immerhin, guten Schritts, durch die Schlucht fast drei Stunden brauchten, sollte dann nicht gering sein; da wir aber im Geklüft einem peinlichen Abenteuer enthuschen konnten, mußten wir, oben angekommen, noch recht froh sein, daß alles heilvoll verlaufen war.

Das ergab sich so: ich schwärmte lang mit dem Blick und Gedanken zum Sorós, und darüber hinaus,

aufs Meer. Ein freundlicher Wind umhalste den blitzblanken Kirchturm, die sanftgrünen Fichten, unter denen hingestreckt ich lag, und tat auch mir im Gesicht wohl. Mein Gefährte war früher aufgestanden, wollte sich im nächsten Haus nach Pfaden erkundigen, da der Erkältete alle Landkarten mitgenommen hatte. Nicht lang darauf rief er mich, wie verabredet, falls er Auskunft bekäme, daß der Weg wo anders ins Gebirge abzweigt. Ich erblickte ihn hinter Zypressen, im Gespräch mit zwei Männern, die ihn aber, noch bevor ich hingelangte, verlassen hatten. Der junge Gefährte schien mir merklich beunruhigt: wir traten in ein Gehöft, in dem nur russische Auswandrer wohnten. Bloß ein Muschik war anwesend, erzählte aber, wohl ein Dutzend Russen hätten sich da niedergelassen; augenblicklich arbeiteten alle andern auf den Bergen, wo sie, im Auftrag der griechischen Regierung, Vermessungen vornehmen. Der Gefährte aber gestand nun, die zwei Männer, die ich noch von fern sah, hätten ihn erschreckt, sie kämen ihm verdächtig vor. Auch sie gingen nach Dionysó, berichtete er weiter, hätten Eile vorgeschützt, als sie mich in leibhaftiger Gestalt ankommen sahen: wir könnten ihnen im Wald, auf für uns unangenehme Art, in die Arme laufen. Kurz, eine Räubergeschichte! Der Russe kannte keinen, wußte aber, es seien Flüchtlinge aus Smyrna. Solche Leute sind oft ganz arm, keinswegs harmlos. Waffen hatten wir nicht, konnten unsre knotigen Stöcke, gegebenenfalls zu besonders ge-

eignetem Zweck, genügen? Der Gefährte war ratlos, Nun, außer unsern Reisepässen und dem nackten Leben, hatte keiner etwas zu verteidigen: wir wagten den Aufstieg.

Zuerst blieben die Unheimlichen verschwunden, dann aber, in vollständiger Einsamkeit, kamen sie aus dem Tal auf uns zu. Einer trug einen Ledergürtel mit Pistole und Patronen um den Bauch geschnallt, der zweite schien noch immer unbewaffnet. Weder die Smyrnioten, noch wir grüßten: so gings ein Weilchen bergauf, die Unbekannten voraus, wir bedachtsam ein paar Schritte hinter ihnen. Plötzlich lief uns vieren ein Jüngling mit gesundheitbezeugenden Wangen, im Aufzug besseren Standes, mit viel Werkzeug zu Ortsaufnahmen auf den Rücken gepackt, übern Weg. Er schien sehr beunruhigt; da er überaus eilte, sprach ich ihn, schon aus der Ferne, zuerst auf griechisch, dann auf französisch an, wohin er denn sauste? Er stammelte bloß: Russe, Russe! — und davon war er. Sollten auch wir wie Wegelagerer ausgesehen haben? Wir beschlossen eine Rast aus Vorsicht. Die beiden Kleinasiaten zogen weiter. Als wir wieder aufbrachen, kamen wir an eine Stelle, wo sich der Weg spaltete. Ich war für die unteren Fußspuren, mein Gefährte bestand auf der emporführenden Abzweigung: sie war falsch, glücklicherweise hatten wir sie aber eingeschlagen, da ich gefühlsmäßig diesmal nicht auf meiner vom Ortssinn eingegebenen Ansicht bestand. Bald

merkten wir beide: kein Weg, eine alte Wasserleitung brachte uns immer beengender zwischen Lentisken, Terebinthen, Erdbeerbäumen ins wilde Dickicht. Nur hier immer dreist drauflos, und wenn die letzten Lappen auf dem Leib in Fransen gehn! War mein frohes Empfinden. Wir lächelten uns einmal an; das sollte, ohne daß einer es aussprechen mochte, heißen: für alle Fälle — hier entkommst du! Plötzlich, wir huschten in eine Lichtung, merkte ich zuerst, etwa dreißig Meter unter uns, am richtigen Weg, die Kerle. Nun waren es sogar drei, einer mit einem Stutzen, mußte zu ihnen gestoßen sein. Wir erkannten übrigens die zwei von früher genau; nun gabs keinen Zweifel, das Dreiblatt war gut versteckt, bloß von oben sofort erspähbar: man lauerte uns auf. So leise wie möglich sprangen wir wieder ins Gebüsch; ein ziemlich heftiger Wind hatte sich, wie wir von Wraná fort waren, erhoben, knisterte stark im Gezweig, sonst wären wir wahrscheinlich gehört worden.

Der Gefährte und ich, beide oft einander behilflich, zausten wir uns rasch durchs Gestrüpp, unentwegt der verfallnen Wasserleitung entlang, bis uns ein wirklicher Wald endlich aufnahm. Noch nach einem halben Stündchen gewahrten unsre Luchsaugen die drei Unfreundlichen, aber Geduldigen, an der gefährlichen Stelle. Sie hatten es offenbar, trotz ihrer gegenteiligen Versicherung, weniger eilig, nach Dionysó zu gelangen, als wir beide. Unser Vorsprung war nunmehr entschei-

dend geworden, wir fühlten uns geborgen: unter Prachtplatanen, an einem mit Welklaub bedeckten Weiher, schöpften wir Atem. Die Rast wurde aber trotzdem kurz bemessen; dann stiegen wir abermals durch des Pentelikons bereits abendlich etwas blaudurchschattete Fichtenwälder weiter aufwärts. Der Genosse, ein nach Süden geschneiter Wandervogel, fing an lustig zu singen. Er konnte es wohl tun: wir waren der Gefahr glücklich entklettert. Viel später als berechnet, kamen wir bei verlaßnen Marmorbrüchen, dann bei Herden ohne Hirten vorbei zu eingefallnen, längst nicht mehr bewohnten Häusern: das also sollte Dionysó sein. Das erste in Menschengestalt, was uns auffiel, waren sehr verstümmelte Bruchstücke antiker Standbilder, einige Marmorsessel aus klassischem Jahrhundert und auch Trümmer eines Heiligtums. Hier zu Dionysó, an den höhern Hängen des Pentelikons, ereignete sich, vor furchtbar langer Zeit, eine wundersame Geschichte: Ikaria, Geburtsort des Ikarius, Dädalus' Sohn, lag etwas weiter oben, doch ziemlich nah; dort herrschte, als Dionysó gegründet wurde, ein Bergkönig, der die Rebe aus Oinoi auf diese wohlbesonnten Lehnen verpflanzen ließ. Von ihrem Saft gab er seinen Botmäßigen, bei einem Festschmaus, zu trinken; bald begannen alle Eingeladenen zu singen und zu torkeln, hatten aber doch noch die Sinne so beieinander, daß sie sich für vergiftet hielten und ihren Gebieter und Spender des ersten Weines erschlugen. Was allerdings

eine Sinnlosigkeit war, aber die Menschen blieben eben, bis noch viel später, sehr rauh.

Von Dionysó, von wo aus der Thespiskarren nach Athen gezogen wurde, führt, schon seit manchem Jahr, eine gute Fahrstraße nach Kephissia. Wir beschritten sie, von ihrem Waldende aus, schon ein Weilchen, als uns einige Steinklopfer anredeten: vor allem beglückwünschten sie uns zu unserm Eintreffen, ohne hindernde Belästigungen, denn die Gegend des Berges Agrieliki und Rapetosatales, versicherten sie uns, wäre, seit Eintreffen zu zahlreicher kleinasiatischer Flüchtlinge, nicht mehr sehr geheuer! Das gleiche erfuhren wir, in einer noch etwas entfernteren Schenke, um die eine beliebte Sommerfrische der Athener, bestehend aus flugs gezimmerten Häusern und Hütten, anfängt, sich die Hügel hinan breitzumachen.

Den Sonnenuntergang erlebten wir, nach Stärkung mit Wein aus Dionysó, auf dem Heimweg. Wir schritten nach Westen: des Parnes beschneite Kuppen glänzten wie Rubinglas; das Gebirge schien, ganz aus farbigem Kristall, als beständiges Urbild, eine Aja Sophia in riesenhafter Natur darstellen zu können. Feingemuscheltem Achat glichen, leicht noch von letzten Strahlen des Tages beschimmert, seine Abhänge nach Böotien; die der Ebne von Athen, mit ihren bläulichsamtnen Gewandschleppen bis zu dem Gelände des Pentelikons, zugeneigten, schon verfinsterten Felsen aber schimmerten wie hochgetürmte Amethystenpfeiler und

Schwibbögen aus Topas. Goldne Wonne, daß es Abend wurde und die Sterne wieder kämen, verströmten Schluchten und Fluren vor Taogra und Theben. Schnell löschten alle diese prachtvollen Lichter aus, auch der Fichten bis zuletzt glimmende Wipfel, auf denen es vorkam, als überhuschte sie Sankt-Elmsfeuer, gilbten und glommen nun, mit jedem Augenblick, stufenweis vom Tal empor, der nahen Berge Marmorspitzen zu, ab. Bei gesterntem Dunkel erschienen wir im elektrisch erhellten Bahnhof von Kephissia. Vom Zug aus sahen wir zauberhaftes Leuchten, den Mond kündend, über das Pentelikon hervorschleiern: als wir in Athen einfuhren, stand bereits die Perle der Welt, groß und in vollkommner Reinheit am Himmel.

Im Phaleron, Dezember 1922

ZWEI GEDICHTE

von Giacomo Leopardi

Das Unendliche

STETS war mir teuer dieser öde Hügel
Und diese Hecke, die fast aller Seiten
Die letzte Ferne vor dem Blick verschließt,
Doch wie ich sitz und schaue, tun im Geist
Sich Räume ohne Grenzen jenseit auf
Und schweigende, an die der Mensch nicht reicht,

Und tiefste Stille, daß beinah mein Herz
Im Schrecken sich verliert. Und hör ich nun
Den Wind im Laubwerk rauschen, wäg ich jenes
Unendlich Schweigende und dieses Laute
In meinem Sinn; und mich gedenkt des Ewigen
Und der verblichenen Zeiten und der heutigen,
Die lebt und wie sie lärmt. Und so inmitten
Dieses Unmeßbaren ertrinkt mein Denken,
Und Untergehn ist süß in solchem Meere.

Am Abend des Feiertages

Mild ist und klar die Nacht und ohne Wind,
Und auf den Dächern und in Gärten mitten
Ruhig schwebt der Mond, und weithin überhaucht
Er jeden Berg mit Glanz. O meine Herrin,
Es schweigt nun jeder Pfad, und kaum durch Fenster
Fällt hier und da noch Schein der späten Lampe.
Du schläfst, und sanfter Schlummer hüllt dich ein
Im ruhigen Gemach, wirst nicht gepeinigt
Von irgend Sorge, und ja nicht weißt noch ahnst,
Wie tief mit Wunden du mein Herz zerrissen.
Du schläfst, doch ich an meinem Fenster grüße
Ihn, diesen Himmel, der so gütig scheint,
Und die Natur, die alte, allgewaltige,
Die mich zum Leiden schuf. Dir nehme ich
Die Hoffnung, sprach sie, auch die Hoffnung, anders
Soll nicht dein Auge glänzen denn von Tränen.

Dies war ein Feiertag, und vom Vergnügen
Ruhst du nun aus, und leicht gedenkt dein Traum,
Wem allen heute du gefielst, wer dir
Gefiel. Nicht ich, nicht, daß ichs je erhoffe,
Bin deinem Denken nah. Ich frage nur
Die Frist, die mir noch bleibt, mich hier zu Boden
Werfend, und jammere und zittere. O des Grauens
Der noch so jungen Tage! Ach, von der Straße
Erklingt mir nahe des Gesellen Lied,
Der einsam, später Stunde, vom Vergnügen
Zurückkehrt unter sein armselig Dach.
Und heftig zieht sich mir das Herz zusammen,
Denk ich, wie alles in der Welt vergeht
Und läßt kaum eine Spur. Entwichen ist
Der Feiertag, dem Feiertage folgt
Der Werktag, und so trägt die Zeit davon,
Was je der Mensch erfährt. Denn heut, wo ist
Der Schall der alten Völker, wo der Ruhm
Unserer erlauchten Ahnen, und das Reich
Der großen Roma, Waffen und Getöse,
Die sie hinausschickt über Land und Meere?
Ward Stille rings und Schweigen, völlig ruht
Die Welt, und nicht mehr geht davon die Rede.
In meiner frühsten Zeit, wo man begierig
Den Festtag noch erwartet, war er dann
Vergangen, voller Schmerzen, ohne Schlaf
Drückt ich die Kissen, und in später Nacht
Hört ich die Gassen hin ein Lied ertönen,

Das, sich entfernend, langsam, langsam starb,
Es zog wie jetzt mir schon das Herz zusammen.

Aus der von Ludwig Wolde übertragenen Leopardi-Auswahl

ARTHUR SCHOPENHAUER:

DAS Leiden ist Bedingung zur Wirksamkeit des Genius. Glaubt ihr, daß Shakespear und Göthe gedichtet, oder Platon philosophirt und Kant die Vernunft kritisirt hätte, wenn sie in der sie umgebenden wirklichen Welt Befriedigung und Genüge gefunden hätten, und ihnen wohl darin gewesen wäre und ihre Wünsche erfüllt worden? —

Erst nachdem wir mit der wirklichen Welt in gewissem Grade entzweit und unzufrieden sind, wenden wir uns um Befriedigung an die Welt des Gedankens.

»Nur das Leiden ja hebt über Dich selbst Dich hinaus.«

DER WIRKLICHE WILHELM TELL

Von Hermann Bahr

WENN wir von großen Männern und ihren Taten lesen, halten wir unwillkürlich zuweilen ein, nachsinnend, wie denn das wohl in Wirklichkeit gewesen sein mag. Beim Erzählen gehts ja nie ganz ohne Lügen ab; wer nichts hinzufügt, läßt doch immerhin etwas weg, und wenn der Erzähler noch so treu seiner Erinnerung zu



gehorchen meint, Erinnerung selber fälscht ja schon, denn sie bewahrt nicht die Begebenheit selbst, sondern nur ein Bild von ihr auf. Ein Bildnis ist aber eigentlich immer nur ein Selbstbildnis des Bildners: den lernen wir daraus kennen, sein inneres Gesicht erblicken wir, das freilich, eben indem wir es erblicken, schon wieder unser eigenes Spiegelbild wird, weil wir ja, was wir wahrnehmen, dadurch gleich in ein Gleichnis von uns verwandeln. Wenn also jetzt ein junger Freund von mir, dem schon mancher Fund in Archiven geglückt ist, aus bisher unbekannten Urkunden ermittelt haben will, welcher Menschenart der Wilhelm Tell wirklich war, und wie sich die Geschichte, die wir nur in der mythischen Überlieferung kennen, wirklich zutrug, so beneide ich ihn um diese schöne Selbsttäuschung, als ob wir von Vergangenheit etwas wissen könnten, »wirklich« wissen, teile sie nicht und glaube nur darum an seinen Tell, weil er mir besser gefällt als der mythische Tell. Mir ist die Geschichte nicht eine Wissenschaft, sondern die Kunst, Nachrichten so zu ordnen, daß sie uns einen Sinn geben: unseren eigenen Sinn.

Mein junger Freund, noch glühend von seiner Entdeckung, will in Tell keineswegs einen schlichten Landmann, der mit den Seinen still vor sich hin lebt, sehen, sondern den geborenen Führer, der, von alter, angesehener, immer schon an den Geschicken der Heimat tätig teilnehmender Familie, bald durch vaterländischen Sinn, eine früh sich äußernde, rasch bis zur Leiden-

schaft gesteigerte Rechtlichkeit, sein starkes Gefühl für die Vergangenheit, durch den Ehrgeiz, sich so werter Ahnen würdig zu zeigen, vor allem aber durch den Wohlklang einer durchaus rein gestimmten, den angeborenen ungestümen Freiheitsdrang des Älplers ins Maß angestammter Sittenzucht einordnenden Natur hervortritt, ein richtiger Bauernprinz, den wilden Wellenschlag des Bluts an ererbten Vätergeists starrer Mauer brechend. So gewinnt er früh das Vertrauen der Alten, aber auch der Landvogt, durchaus kein Wüterich, sondern eben nur der Landfremde, der nun der Vergangenheit eine Wendung zu noch ungewohnter Zukunft geben soll, zieht den gesitteten, klugen, beherzten Jüngling gern zu sich und versucht, ihn für sich zu gewinnen, für sich und für die neue Gegenwart. Sie gefallen einander, der Jüngling lernt hier, welchen hohen Reiz ein groß geführtes Gespräch haben kann; den Seinen ist derlei noch unbekannt. Wenn Hermann der Cherusker zum Frühstück bei Varus geladen war, mag er ähnlich empfunden haben. Beide hatten aber die Kraft, daß sich ihr Herz vom Verstande nichts einreden ließ. Doch als nun der Tell eben im vertrauten Verkehr mit dem Vogt allmählich die Gefahr fürs Vaterland erkannte, vielleicht auch schon durch ein leises Wanken im eigenen Gemüt gewarnt, da war er es, der die Gefährten auf den Rütli rief, er war es, der den Kleingläubigen, Unmutigen, Zögernden bewies, daß ihnen keine Wahl mehr blieb als zwischen ihrem

eigenen Untergang und dem des Landvogts, er war es, der, als sie vor so verruchter Untat zurückschauderten, sich dazu selber anbot. Und so wards beschlossen, aber Späher des Landvogts erkundeten ein Gerücht davon, und der Landvogt, als ihm die Rede des Tell und der Beschluß der Versammlung gemeldet wurden, ergrimmte tief über den Verrat des Jünglings, für den er im Herzen mit der Zeit ein fast väterliches Gefühl aufkeimen gefühlt und den allmählich für die Sache der höheren Kultur zu gewinnen er sich geschmeichelt hatte. Und wie es nun Verstandesmenschen, wenn sie doch einmal einer Empfindung nachgeben und sich darin betrogen sehen, immer leicht geschieht, daß sie dann die Herrschaft über sich verlieren und alles, was sie sonst in sich gebändigt niederhalten, jetzt auf einmal, als ob es sich für den erlittenen Zwang rächen wollte, sinnlos über sie hereinbricht, gab der Zorn dem Betrogenen, Verratenen bei der nächsten Begegnung den teuflischen Gedanken an den Apfelschuß ein. Tell, seiner Hand sicher, steckt keinen zweiten Pfeil zu sich. Er geht heim und läßt noch am selben Tag die Genossen von neuem zur Versammlung berufen. »Ihr wißt,« sagt er ihnen, »daß ich mich neulich selber anbot, des Landvogts Entfernung zu besorgen. Nun ist inzwischen etwas geschehen, was mir jene freiwillig übernommene Tat unmöglich macht. Der Tod des Vogts ist ein Gebot der vaterländischen Not. Es muß reinen Sinnes erfüllt werden, auch vor dem bloßen

Verdacht persönlicher Erbitterung gesichert. Weder mir selber noch anderen irgendeiner persönlichen Abneigung gegen ihn verdächtig, eher von ihm begünstigt, fast ihm befreundet, konnt ich die Tat guten Gewissens auf mich nehmen, um des Vaterlands willen. Jetzt darf ich es nicht mehr. Diese Tat soll Gericht über den Vogt sein. Zum Richter ist nicht bestimmt, wer selber etwas zu rächen hat. Trifft mein Pfeil ihn, so bin ich gerächt; es ist ein persönlicher Handel zwischen mir und ihm, und morgen kommt ein neuer Vogt und setzt das alte Unrecht fort. So will ich doch lieber, so schwer es mir ankommt, auf meine Rache verzichten, damit durch unverdächtige Tat endlich wieder Recht werden kann im Lande. Der Vogt selber hat mir einmal von einem Mann in Rom erzählt, von einem gewissen Brutus, der einen schlechten Kaiser umgebracht hat, obwohl er mit ihm befreundet war, und der Vogt hat mich merkwürdig angeschaut bei meiner Antwort: Nein, weil er mit ihm befreundet war! Denn eigentlich hat nur ein Freund Recht und das volle Maß dazu. Darum hab ich mich damals selber gemeldet, jetzt aber kann ich sein Freund nicht mehr sein, so muß die Tat jetzt, damit nichts Unrichtiges in sie hineinkommt, von einem anderen übernommen werden.« So sprach der Tell, und dann sprach nur noch einer von den Ältesten, der sagte: »Das versteht sich. Wer meldet sich?« Es meldeten sich aber so viele, daß gelost werden mußte. Der aber ausgelost wurde und das Gericht über den

Vogt vollzog, wurde bald vergessen, denn er hatte ja nur seine Pflicht getan, keines Aufhebens wert.

Mein junger Freund, der diesen Tatbestand aus einer verschollenen Chronik ermittelt haben will, setzt nun seinen Ehrgeiz darein, herauszufinden, um welche Zeit etwa der Sinn der alten Schweiz sich so verdunkelt haben mag, daß aus dem geschichtlichen Tell der mythische Mörder Geßlers, daß ein Rechtsvollzug zum Akt der Privatrache werden konnte. Gerade diesen Übergang genau datieren zu können, scheint ihm deshalb so wichtig, weil er einen völligen Wechsel in der menschlichen Gesinnung anzeigt. Vorher wird jede Tat um ihre sittliche Berechtigung befragt, nachher wird nur noch gefragt, ob wir eine Tat persönlich begreifen können; der alten Zeit gilt bloß, was sich vor dem Gewissen als Pflicht ausweisen kann, der neuen genügt, was sich aus den Umständen entschuldigen läßt: einst ging es um die Sicherung ewiger Werte, jetzt geht es um den Schutz der eigenen Willkür.

ZELTERS SEEFAHRT

Zelter an Goethe am 14. September 1820

EINEN Traum muß ich Dir wohl erzählen: Ich saß auf einem Schiffchen und sah die große Sonne über dem Meere aufgehn. Ein Sturm entstand. »Gräßlich schlug die Flut, Doch lohnte Gott bescheidnen Glaubensmut.«

Ich sang von Deinen Gedichten, und als ich erwachte, war ich in Swinemünde.

Das Wahre von der Sache ist folgendes. Mir ist hohe Ehre widerfahren: mit eigenen Augen habe ich einen kompletten Seesturm gesehn und bestanden. Unser fünf verabredeten eine Seefahrt von Rügen aufs Meer, wozu ein Fahrzeug gemietet werden sollte. Viere ließen absagen, und so stand die Sache. Nun ging ich zu einem Bootsmann und behandelte mir ein Boot auf zehn Meilen, von Rügen bis Swinemünde. Sonnabends, den 2. September, früh um drei Uhr ward ich geweckt. Ein Polizeigendarm und ein Student aus Berlin, die sich zu mir gesellten, die beiden Bootsleute und ich bestiegen das Schifflein, und um fünfeinviertel Uhr ward das Ankerchen gehoben.

Wir hatten Nordostwind uns gerade entgegen, doch die Sonne zeigte sich in höchster Pracht, und der Steuermann wollte wissen, der Wind werde herum ins Land gehn. Unsre kleinen Segel pfiffen und knarrten, und der Kiel farzte und brummte gegen die kurzen Wellen, daß es eine Lust war. Bei dem Küstendorfe Neukamp waren wir eingestiegen und kreuzten durch den Rügenschen Bodden, um den Vilm herum, dem Hager Wiek vorbei, durch das Neue Tief über drei Stunden, ohne recht vom Flecke zu kommen. Endlich stachen wir in See, wo wir bessere Fahrt bekamen, doch der Wind blieb, wie er war. Gegen neun Uhr vervielfältigten sich die Windwolken, gingen aneinander,

um zehn Uhr war nichts mehr von der Sonne zu sehn, der Horizont und das graugrüne Meer waren Eine Masse. Die Wellen gingen höher und höher auf uns her, von beiden Seiten über Bord, und einer hatte beständig Wasser auszuschütten.

So kreuzten wir auf Insel Ruden (Rüden) los, dann wieder links auf die Greifswaldsche Oie, und endlich abends gegen sechs Uhr erblickten wir die Reede von Swinemünde, die an den Masten der vor Anker liegenden Schiffe erkannt wurde; denn vor hohen Wellen, und weil's ziemlich dunkel geworden, war der Hafen nicht zu erkennen. Als ich diese Schiffe, worunter vier Dreimaster waren, hier auf den Wellen tanzen sah, daß die Enden das Meer küßten und die Wellen an den Masten hinaufschlugen, ward mir die Gefahr meines Schiffleins deutlich, auch waren wir noch über zwei Meilen in See. Nun wurde rechts gesteuert, der Wind gewonnen, und nun hättest Du sehn sollen, wie der Wind, unsre kleinen Segel auf den Armen, uns wie durch die Luft davontrug, so daß wir in weniger als dreißig Minuten zwischen den Reedeschiffen schwammen. Alles, was darinne war, kam an Bord und schrie uns ein freudiges Hurra entgegen, das sich mit dem Heulen des Windes und Walzen der Wogen recht harmonisch machte.

Da ich seekrank zu werden fürchtete, hatte ich mir Strohsäcke ins Boot bringen lassen. Diese nun hatte mein Herr Polizeigendarm eingenommen und seinen

ganzen Katechismus drauf gespieen. Wie dieser Herr von Hafen reden hörte, wurde er lebendig und wollte den Weg im Hafen besser wissen, als ihn uns die guten Schiffer zugerufen hatten. Es lag eine weiße und eine schwarze Tonne auf dem Hafen, zwischen welchen wir einfahren sollten; wegen Dunkelheit sahen wir die eine Tonne nicht, und so geriet das Boot zu weit links auf die sogenannte »Platte«, wo uns eine fünfzig Fuß breite Welle so empfing, daß unser Boot noch hier konnte umgeworfen werden, wenn ich mich nicht mit Gewalt über das hohe Bord gelegt und es so erhalten hätte. Wasser hatten wir im Boote und in unsern Kleidern keinen Mangel. So gelangten wir denn gesund und frohen Mutes ans Bollwerk, wo ausgestiegen wurde, und so hat Amor seinen und Deinen Freund und Priester seinem Dienste erhalten. Poseidon habe ich im Zorne gesehn; der alte Herr nahm sich recht borstig aus, doch Äolus hob unsre kleinen Segel, und das Schifflein bestieg wie ein stolzes Roß die höchsten Wellen auf und ab.

Als wir ausgestiegen waren, fanden wir den Lotsenkommandeur, die Wachtlotsen und den Schiffahrtsdirektor, die unsere Fahrt für vollkommen gewagt erklärten und unsere beiden Bootmänner naseweis nannten. Das Boot ist zwanzig Fuß acht Zoll im Kiele lang und neun Fuß breit; seine Bauart wurde von den uns umgebenden Seeleuten vollkommen genannt. Einer der Lotsen sagte: »Nu, eenmaal geit et!«

Da ich nun meinem treuen Boote und seinen jungen verständigen Führern ihr Recht getan (der Steuermann, dem das Boot gehört, heißt Krüger und ist ein fünfundzwanzigjähriger, gesetzter und wohlwollender Mensch), so darf ich auch wohl von mir sagen, daß ich ad 1) keinen Augenblick seekrank gewesen und mich auf der ganzen dreizehnstündigen Fahrt wohlgemut und munter dem Anschaun der unendlichen Bewegung überlassen habe, wodurch sich das Meer von großen fließenden Wassern unterscheidet. Der Strom, der ins Meer tritt, erscheint hier wie ein Kind, das aus der Schule kommt; so verging mir alle Wichtigkeit meiner selbst, wie mein ganzes Sein nichts als Aug und Ohr war. Wenn ich nun jetzt bedenke, wie ein halbzölliges Brettchen zwischen mir und der offenbaren See die Scheidewand machte, wie ich Dich durch meinen frühern Tod und mein Haus in Trauer gesetzt hätte, so schaudre ich, ohne daß ich mich einer ähnlichen Empfindung an Ort und Stelle zu erinnern wüßte. Es fielen mir unzählige Stellen der Dichter ein, die ich rezitierte, ohne sie gelernt zu haben, und was mich am meisten unterhielt, war, wie ich selbst in manchen meiner Kompositionen Sturm und Wetter nicht als solche, sondern als Sensationen zu verstehn gegeben habe. — »Nun, ihr Musen, genug!«

Aus dem in Vorbereitung befindlichen Bändchen der Inselbücherei »Zelter auf Reisen«

RAINER MARIA RILKE

ZWEI GEDICHTE

(für E. S.)

Ex voto

WELCHES, unter dein Bild, heft ich der Glieder, der kranken,
Schweigende du, die ich lang, die ich langsam beschwor?
Häng ich die Hände dir hin, die vom Herzen mir sanken,
oder selber das Herz, das diese Hände verlor?

Heilest du mir meinen Fuß, der zu der armen Kapelle
schmerzhaft die Wege vollzog? Willst du mein knieendes Knie?
Weiß ich denn, was mir geschah? — Es verschlang mich die Welle,
oder ein Feuer ging um und war größer als sie.

Oder war es der Blitz? Oder fiel ich vom Wagen?
Drang ein Gift in mich ein, oder stieß mich ein Tier?
Hat die Erde an mich —, hab ich an die Erde geschlagen?
Nimm mich ganz an dein Bild: Vielleicht siehst du's an mir.

Tränenkrüglein

ANDERE fassen den Wein, andere fassen die Öle
in dem gehöhlten Gewölb, das ihre Wandung umschrieb.
Ich, als ein kleineres Maß und als schlankestes, höhle
mich einem andern Bedarf, stürzenden Tränen zulieb.

Wein wird reicher, und Öl klärt sich noch weiter im Kruge.
Was mit den Tränen geschieht? — Sie machten mich schwer,
machten mich blinder und machten mich schillern am Buge,
machten mich brüchig zuletzt und machten mich leer.



BÜCHER

AUS DEM

INSEL-VERLAG

Neuerscheinungen und wichtige Neuauflagen sind mit einem Stern bezeichnet. Die angegebenen Preise sind Grundzahlen, die mit der jeweiligen Schlüsselzahl des Börsenvereins zu vervielfältigen sind. Über die Auslandspreise ist ein besonderes Verzeichnis erschienen, das kostenlos zu beziehen ist.

GOETHE

GOETHES SÄMTLICHE WERKE in sechzehn Bänden. Herausgegeben unter Mitwirkung von *Fritz Bergemann, Hans Gerhard Gräf, Max Hecker, Kurt Jahn* und *Carl Schüddekopf.* Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 120.–; in Leder M. 250.–

GOETHES FAUST. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. u. II. Teil, Paralipomena. 105.–109. Tausend. In Leinen M. 4.–; in Leder M. 12.–

GOETHES DICHTUNG UND WAHRHEIT. Taschenausgabe. In Leinen. 18.–22. Tausend. M. 7.–

GOETHES SÄMTLICHE GEDICHTE IN ZEITLICHER FOLGE. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf.* 16.–21. Tausend. Zwei Bände. In Leinen M. 12.–; in Leder M. 26.–

GOETHES GEDICHTE. Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf.* 11.–15. Tausend. In Pappband M. 3.–; in Halbleder M. 5.50

GOETHES WESTÖSTLICHER DIVAN. Gesamtausgabe. 11.–15. Tausend. In Leinen M. 4.–; in Leder M. 12.–

GOETHE: DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von *Chodowiecki. Siebente Auflage.* In Pappband M. 7.–; in Halbleder M. 10.–

GOETHES BRIEFWECHSEL MIT MARIANNE VON WILLEMER. Neu herausgegeben von *Max Hecker. Vierte Auflage.* Mit 3 Bildern und einem Faksimile. In Halbleinen M. 5.–; in Halbleder M. 7.50

*GOETHES BRIEFE AN CHARLOTTE VON STEIN. Nach den Handschriften neu herausgegeben von *Julius Petersen.* Vier Bände. In Halbleinen M. 18.–; in Halbleder M. 26.–

DER BRIEFWECHSEL ZWISCHEN GOETHE UND ZELTER. Im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von *Max Hecker.* Vier Bände. In Leinen je M. 6.–
(Bisher erschienen Band I–III; Band IV folgt im Jahre 1924.)

*DIE BRIEFE DER FRAU RATH GOETHE. Gesammelt und herausgegeben von *Albert Köster.* Zwei Bände. *Sechste Auflage.* In Halbleinen M. 10.–; in Halbleder M. 15.–

*BETTINAS BRIEFWECHSEL MIT GOETHE. Auf Grund ihres handschriftlichen Nachlasses nebst zeitgenössischen Dokumenten über ihr persönliches Verhältnis zu Goethe zum ersten Male herausgegeben von *Reinhold Steig.* Mit 5 Bildern und 2 Faksimiles. In Halbleinen M. 5.–; in Halbleder M. 7.50

GOETHES ÄUSSERE ERSCHEINUNG. Literarische und künstlerische Dokumente seiner Zeitgenossen. Herausg. v. *Emil Schaeffer*. Mit 80 Vollbildern (Goethebildnissen). In Halbleinen M. 4.–

GOETHES GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. Vollständige Ausgabe. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 20.–23. Tausend. In Leinen M. 8.–; in Leder M. 16.–

JAHRBUCH DER SAMMLUNG KIPPENBERG. Erster Band. Mit 6 Bildtafeln. Zweiter Band. Mit 7 Bildtafeln. Dritter Band. Mit 4 Bildtafeln. In Halbleinen je M. 4.–

KLASSIKER UND GESAMTAUSGABEN

*BÜCHNER, GEORG: SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE. Herausgegeben von *Fritz Bergemann*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 8.–; in Leder M. 16.–

DICKENS' WERKE. Ausgewählt und eingeleitet von *Stefan Zweig*. Mit den Federzeichnungen der englischen Originalausgaben von *Cattermole, Hablot K. Browne* und anderen. Taschenausgabe in 6 Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 45.–

Einzeln in Leinen gebunden lieferbar je M. 7.50: David Copperfield – Der Raritätenladen – Die Pickwickier – Martin Chuzzlewit – Nikolaus Nickleby – Oliver Twist und Weihnachtserzählungen.

DOSTOJEWSKI, F. M.: SÄMTLICHE ROMANE UND NOVELLEN IN 25 BÄNDEN. Eingeleitet von *Stefan Zweig*. Mit einem Porträt und dem Faksimile einer Manuskriptseite. 6.–10. Tausend. In Halbleinen M. 100.–; in Halbpergament M. 150.–
Einzelausgaben siehe Bibliothek der Romane, Seite 203.

*HÖLDERLIN, FRIEDRICH: SÄMTLICHE WERKE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. Text der Ausgabe Franz Zinkernagels, der heutigen Schreibweise angenähert durch *Friedrich Michael*. In Leinen M. 10.–; in Leder M. 18.–

— HYPERION ODER DER EREMIT IN GRIECHENLAND. Taschenausgabe. 4.–7. Tausend. In Pappband M. 3.–; in Leinen M. 4.50; in Leder M. 12.–

JACOBSEN, JENS PETER: SÄMTLICHE WERKE in einem Bande, auf Dünndruckpapier. Autorisierte Übertragung von *Mathilde Mann, Anka Matthiesen* und *Erich Mendelssohn*. Mit dem von *A. Helsted* 1885 radierten Porträt. 22.–25. Tausend. In Leinen M. 10.–; in Leder M. 18.–

KANTS SÄMTLICHE WERKE IN SECHS BÄNDEN. Herausgegeben von *Felix Groß*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 45.–; in Leder M. 90.–

— KRITIK DER REINEN VERNUNFT. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 11.–15. Tausend. In Leinen M. 7.50

KELLER, GOTTFRIED: GESAMMELTE WERKE. Eingeleitet von *Ricarda Huch*. 11.–14. Tausend. Vier Bände auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 32.–; in Halbleder M. 45.–; in Leder M. 65.–

— DER GRÜNE HEINRICH. Vollständige Ausg. in einem Bande auf Dünndruckpapier. 10.–15. Taus. In Leinen M. 7.50; in Leder M. 16.–

— DAS SINNGEDICHT. In Halbleinen M. 4.–; in Halbleder M. 6.50

SCHOPENHAUERS WERKE in fünf Bänden. Herausgegeben von *Ed. Grisebach, Max Brahn* und *Hans Hennig*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 36.–; in Leder M. 75.–

— APHORISMEN ZUR LEBENSWEISHEIT. Taschenausgabe. 35.–39. Tausend. In Leinen M. 4.–; in Leder M. 12.–

SHAKESPEARES GESAMMELTE WERKE in Einzelausgaben. Auf Grund der *Schlegel-Tieck*schen Übertragung bearbeitet und vielfach erneuert von *Hermann Conrad, Max Förster, Ludwig Fraenkel, Marie Luise Gothein, Rudolf Imelmann, Fritz Jung, Max J. Wolff*. In Pappband M. 3.– (Doppelband M. 3.50); in Halbpergament M. 4.50 (Doppelband M. 5.50)

Bisher erschienen: Macbeth – Hamlet – Othello – Ein Sommernachtstraum – König Lear – Sturm – Was ihr wollt – Cymbelin – Verlorene Liebesmüh – König Heinrich IV. (Doppelband) – Antonius und Cleopatra – Komödie der Irrungen – Romeo und Julia – Heinrich V. – Weitere Bände werden in kurzem folgen.

STIFTER, ADALBERT: GESAMMELTE WERKE in 5 Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 40.–; in Leder M. 80.–

Als Einzelausgaben erschienen:

— STUDIEN. (Erzählungen.) Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. 14.–17. Tausend. In Leinen M. 16.–; in Leder M. 32.–

— DER NACHSOMMER. Roman. Vollständige Ausgabe in einem Bande. 6.–9. Tausend. In Leinen M. 8.–; in Leder M. 16.–

— WITIKO. Roman. Vollständige Ausgabe. 5.–8. Tausend. In Leinen M. 8.–; in Leder M. 16.–

*— BUNTE STEINE. NACHLESE. In Leinen M. 8.–; in Leder M. 16.–

STORM, THEODOR: SÄMTLICHE WERKE. In acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von *Albert Köster*. 16.–19. Tausend. In Halbleinen M. 42.–; in Halbpergament M. 60.–

TOLSTOI, LEO N.: SÄMTLICHE ROMANE in acht Bänden. Übertragen von *Adolf Heß* und *H. Röhl*. In Halbleinen M. 40.–; in Halbpergament M. 60.–

Inhalt: Anna Karenina – Auferstehung – Krieg und Frieden – Kindheit, Knabenalter, Jünglingsjahre.

DEUTSCHE UND AUSLÄNDISCHE DICHTUNGEN

ALS DER GROSSVATER DIE GROSSMUTTER NAHM. Ein Liederbuch für altmodische Leute. *Fünfte Auflage.* Auf Grund der Ausgabe von *Gustav Wustmann* neu herausgegeben. In Pappbd. M. 4.–; in Halbleder M. 7.–; in Saffianleder M. 26.– (mit der Hand unter Benutzung alter Vergoldstempel gebunden)

*ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. Übersetzt und herausgegeben von *Karl Wolfskehl* und *Friedrich von der Leyen. Dritte Auflage.* (Im Druck)

ARABISCHE NÄCHTE. Nachdichtungen arabischer Lyrik von *Hans Bethge.* 13.–16. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher M. 3.–; in Seide M. 7.–

*BALZAC, HONORÉ DE: DIE MENSCHLICHE KOMÖDIE. Neue Ausgabe in zehn Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 7.50; in Halbleder M. 11.–; in Leder M. 16.–

Zunächst erschienen:

Band I. Einleitung von Hugo von Hofmannsthal – Balzac, ein Essay von Wilhelm Weigand – Vorrede – Das Haus »Zur Ballspielenden Katze« – Die verlassene Frau – Gobseck – Die Frau von dreißig Jahren – Der Ehevertrag

Band II. Ursula Mirouet – Eugenie Grandet – Der Pfarrer von Tours – Die alte Jungfer – Frauenstudie

Band III. Ein Junggesellenheim – Das Antiquitäten-Kabinett – Die Lilie im Tal

*— DIE DREISSIG TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. Übertragen von *Benno Rüttenauer.* In einem Bande auf Dünndruckpapier. 24.–28. Tausend. In Leinen M. 7.50; in Halbleder M. 11.–; in Leder M. 16.–

— PHYSIOLOGIE DER EHE. Eklektisch-philosophische Betrachtungen über Glück und Unglück in der Ehe. Deutsche Übertragung von *Heinrich Conrad.* 11.–14. Tausend. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 5.–; in Leder M. 12.–

BÉDIER: DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Erneut von Josef Bédier. Autorisierte Übertragung von *Rudolf G. Binding.* 15.–18. Tausend. In Pappband M. 3.50; in Leinen M. 5.–

*BOCCACCIO, GIOVANNI DI: DAS DEKAMERON. Übertragung von *Albert Wesselski,* unter Neugestaltung der Gedichte von *Theodor Däubler.* Eingeleitet von *André Jolles.* Dünndruckausgabe in einem Bande. (1100 Seiten.) 31.–35. Tausend. In Leinen M. 9.–; in Leder M. 17.–

CERVANTES: NOVELLEN. Vollständige deutsche Ausgabe auf Grund älterer Übertragungen bearbeitet von *Konrad Thorer*. Mit einem Nachwort von *Hermann Schneider*. Zwei Bände in Halbleinen M. 8.–; in Halbleder M. 13.–

DIE CHINESISCHE FLÖTE. Nachdichtungen chinesischer Lyrik von *Hans Bethge*. 32.–36. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher M. 3.–; in Seide M. 7.–

DEUTSCHE ERZÄHLER. Ausgewählt und eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal*. 9.–13. Tausend. Drei Bände. In Pappband M. 10.–; in Leinen M. 15.–; in Halbleder M. 22.–

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragen von *Bernhard Jolles*. Liebhaber-Ausgabe. Mit 23 Tafeln in Lichtdruck. 12.–14. Tausend. In Halbleinen M. 12.–; in Halbleder M. 18.–; in Leder M. 40.–

*— — Kleine Ausgabe. Mit 20 Porträts und Szenenbildern in Autotypie. 69.–76. Tausend. In Pappband M. 6.–; in Halbleder M. 8.50

GOGOL, N. W.: TSCHITSCHIKOWS REISEERLEBNISSE ODER DIE TOTEN SEELEN. Roman. Aus dem Russischen übertragen v. *H. Röhl*. In Pappbd. M. 4.50; in Halbpergament M. 6.50

HAFIS: LIEDER. Nachdichtungen von *Hans Bethge*. 13.–16. Taus. In Halbleinen nach Art chines. Blockbücher M. 3.–; in Seide M. 7.–

HEINES BUCH DER LIEDER. Taschenausgabe. 45.–50. Tausend. In Leinen M. 4.–; in Leder M. 12.–

*HOMERS ODYSSEE. Neu übertragen von *Rudolf Alexander Schröder*. 21.–25. Tausend. In Halbleinen M. 4.–

JAPANISCHER FRÜHLING. Nachdichtungen japanischer Lyrik von *Hans Bethge*. 21.–24. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher M. 3.–; in Seide M. 7.–

*DES KNABEN WUNDERHORN. Ausgewählt und eingeleitet von *Friedrich Ranke*. 16.–20. Tausend. In Pappband M. 2.50

LAO-TSE: DIE BAHN UND DER RECHTE WEG. Der chinesischen Urschrift in deutscher Sprache nachgedacht von *Alexander Ular*. 14.–16. Taus. In Pappband M. 3.–; in Halbpergament M. 5.–

PRÉVOST D'EXILES, ABBÉ: GESCHICHTE DER MANON LESCAUT UND DES CHEVALIER DES GRIEUX. Übertragung von *Rud. G. Binding*. *Fünfte Auflage*. In Pappbd. M. 4.–.
— — *Illustrierte Ausgabe* mit den 8 Kupfern von *J. J. Coiny* aus der Ausgabe von 1797. In Halbleder M. 10.–; in Leder (Handband mit reicher Vergoldung unter Benutzung alter Stempel) M. 30.–

SACHS, HANS: AUSGEWÄHLTE WERKE. (Gedichte und Dramen.) Mit Reproduktionen von 60 Holzschnitten von *Dürer, Beham* u. a. nach Originaldrucken. 7.–10. Tausend. Zwei Bände. In Halbleinen M. 10.–; in Halbpergament M. 16.–

SHAKESPEARES SONETTE. Übertragen von *Eduard Saenger. Zweite Auflage.* In Halbleinen M. 3.–; in Halbpergament M. 4.50

STENDHAL, FRIEDRICH VON (HENRY BEYLE): ROT UND SCHWARZ. Roman. Übertragen von *Arthur Schurig.* Auf Dünndruckpapier. 5.–9. Tausend. In Leinen M. 6.50; in Leder M. 14.–

— VON DER LIEBE. Übertragen von *Arthur Schurig.* Auf Dünndruckpapier. 6.–10. Tausend. In Leinen M. 6.50; in Leder M. 14.–

TSCHUANG-TSE: REDEN UND GLEICHNISSE. In deutscher Auswahl von *Martin Buber.* 9.–11. Tausend. In Pappband M. 3.–; in Halbpergament M. 5.–

VOLTAIRES ERZÄHLUNGEN. Übertragen von *Ernst Hardt. Zweite Auflage.* (Im Druck)

WILDE, OSCAR: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von *Heinrich Vogeler-Worpswede.* 116.–122. Tausend. In Pappband M. 3.50; in Halbpergament M. 6.50

ZOLA, EMILE: ARBEIT: Roman. In Halbleinen M. 3.–

— FRUCHTBARKEIT. Roman. In Halbleinen M. 3.–

— WAHRHEIT. Roman. In Halbleinen M. 3.–

ZEITGENÖSSISCHE DICHTER

ANDERSEN-NEXÖ, MARTIN: PELLE DER EROBERER. Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann.* 4.–13. Tausend. In Halbleinen M. 8.–

BECHER, JOHANNES R.: GEDICHTE UM LOTTE. In Pappband M. 1.50

— GEDICHTE FÜR EIN VOLK. In Pappband M. 2.–

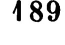
— DAS NEUE GEDICHT. In Pappband M. 2.–

— UM GOTT. (Inhalt: Gedichte. Arbeiter, Bauern, Soldaten; ein Festspiel. Klänge im Vorlaut.) In Pappband M. 3.–

BIERBAUM, OTTO JULIUS: DER NEU BESTELLTE IRRGARTEN DER LIEBE. Verliebte, launenhafte, moralische und andere Lieder. Einbandzeichnung und Zierstücke von *Heinrich Vogeler-Worpswede.* 81.–.86. Tausend. In Pappband M. 3.–

*BLUTH, KARL THEODOR: DICHTUNGEN. In Pappbd. M. 2.–

BRAUN, FELIX: TANTALOS. Tragödie. In Pappband M. 2.–



CAROSSA, HANS: EINE KINDHEIT. In Pappband M. 3.–

— DOKTOR BÜRGERS ENDE. Letzte Blätter eines Tagebuchs. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 2.50; in Halbleder M. 4.–

*— GEDICHTE. *Dritte, veränderte Auflage.* In Pappband M. 2.50

DÄUBLER, THEODOR: DAS NORDLICHT. Ein Epos in drei Teilen. *Neue durchaus veränderte, Genfer Ausgabe.* Zwei Bände auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 10.–

— DIE TREPPE ZUM NORDLICHT. Gedichte. In Pappbd. M. 2.–

*— DER HEILIGE BERG ATHOS. Eine Symphonie III. In Pappband M. 2.50

— HESPERIEN. Eine Symphonie. In Pappband M. 3.–

— HYMNE AN ITALIEN. *Dritte Auflage.* In Pappband M. 3.50

— LUCIDARIUM IN ARTE MUSICAE. Ein Buch über Musik. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 2.50

— DER NEUE STANDPUNKT. Aufsätze zur modernen Kunst. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 2.50

— MIT SILBERNER SICHEL. *Zweite Aufl.* In Pappband M. 2.50

— PERLEN VON VENEDIG. Gedichte. In Pappband M. 2.–

— DER STERNHELLE WEG. Gedichte. *Dritte Auflage.* In Pappband M. 2.50

*— SPARTA. In Pappband M. 2.50

— WIR WOLLEN NICHT VERWEILEN. Autobiographische Fragmente. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 3.–

*EFTIMIU, VICTOR: PROMETHEUS. Tragödie in fünf Akten. Deutsch von *Felix Braun.* Mit Geleitwort von *Hugo von Hofmannsthal.* In Pappband M. 2.–

FRANK, LEONHARD: DIE RÄUBERBANDE. Roman. 16.–20. Tausend. In Pappband M. 2.50

— DIE URSACHE. Roman. 11.–20. Tausend. In Pappband M. 2.–

HARDT, ERNST: GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN. 8.–10. Tausend. In Pappband M. 3.–

— GUDRUN. Ein Trauerspiel in fünf Akten. 19.–21. Tausend. In Pappband M. 3.–

— KÖNIG SALOMO. Drama. In Pappband M. 2.50

— SCHIRIN UND GERTRAUDE. Ein Scherzspiel. In Pappbd. M. 3.–

— TANTRIS DER NARR. Drama in fünf Akten. 42.–48. Tausend. In Pappband M. 3.–

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: GEDICHTE. In Pappbd. M. 3.–; 500 Exemplare wurden mit einer Titelradierung von *Walter Tiemann* versehen: in Halbleder M. 6.–

— DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. 46.–50. Tausend. In Pappband M. 4.–; in Halbleder M. 6.50

— DAS SALZBURGER GROSSE WELTTHEATER. In Pappband M. 2.–

HUCH, RICARDA: ALTE UND NEUE GEDICHTE. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 3.–

— DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. Drei Bände. 10.–13. Tausend. (Vergriffen)
Der Roman des Dreißigjährigen Krieges.

— DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. 13.–15. Tausend. In Halbleinen M. 4.50

— DER LETZTE SOMMER. Eine Erzählung in Briefen. 7.–9. Tausend. In Pappband M. 2.50

— ENTPERSÖNLICHUNG. 6.–10. Tausend. In Halbleinen M. 4.–

— VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. *Achte Auflage.* In Pappband M. 3.50; in Leinen M. 5.–

— LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 16.–19. Tausend. In Pappband M. 4.–

— MENSCHEN UND SCHICKSALE AUS DEM RISORGIMENTO. 6.–8. Tausend. In Pappband M. 3.–

— MICHAEL UNGER. Des Romans »Vita somnium breve« *neunte Auflage.* In Halbleinen M. 4.50

— DIE VERTEIDIGUNG ROMS. Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. 7.–9. Tausend. In Halbleinen M. 4.50

— DER KAMPF UM ROM. Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. 5.–7. Tausend. In Halbleinen M. 4.50

— DER SINN DER HEILIGEN SCHRIFT. 11.–15. Tausend. In Halbleinen M. 4.–

— WALLENSTEIN. 10.–12. Tausend. In Pappband M. 3.–

*— MICHAEL BAKUNIN UND DIE ANARCHIE. In Leinen M. 4.–

LAWRENCE, D. H.: DER REGENBOGEN. Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *F. Franzius.* In Pappbd. M. 4.–

*LERNET-HOLENIA, ALEXANDER: KANZONNAIR. In Pappband M. 2.50



MOMBERT, ALFRED: AEON. Dramatische Trilogie. *Zweite Auflage.* I. Aeon der Weltgesuchte. II. Aeon zwischen den Frauen. III. Aeon vor Syrakus. Jeder Band in Pappband M. 2.50

— DIE BLÜTE DES CHAOS. Gedichtwerk. *Neue Ausgabe.* In Pappband M. 2.50

— DER DENKER. Gedichtwerk. *Neue Ausgabe.* In Pappbd. M. 2.50

— TAG UND NACHT. Gedichte. *Zweite Aufl.* In Pappbd. M. 2.50

— DER GLÜHENDE. Gedichtwerk. *Dritte Aufl.* In Pappbd. M. 2.50

— DER HELD DER ERDE. Gedichtwerk. In Pappband M. 2.50

— DER HIMMLISCHE ZECHER. Ausgewählte Gedichte. *Neue, erweiterte Auflage.* In Pappband M. 2.50

— DER SONNE-GEIST. Mythos. *Zweite Aufl.* In Pappbd. M. 2.50

— DIE SCHÖPFUNG. Gedichtwerk. *Dritte Aufl.* In Pappbd. M. 2.50

*MUNK, GEORG: IRREGANG. Roman. 8.–10. Tausend. In Pappband M. 4.–

*— DIE UNECHTEN KINDER ADAMS. Ein Geschichtenkreis. *Zweite Auflage.* In Halbleinen M. 4.–

— SANKT GERTRAUDEN MINNE. In Halbleinen M. 3.50

NADEL, ARNO: DER TON. In Leinen M. 5.–

PULVER, MAX: AUFFAHRT. In Pappband M. 2.–

— IGERNES SCHULD. In Pappband M. 2.–

— MERLIN. In Pappband M. 2.–

RILKE, RAINER MARIA: ERSTE GEDICHTE. 14.–16. Tausend. In Halbleinen M. 4.–; in Halbpergament M. 6.–

— DIE FRÜHEN GEDICHTE. 18.–20. Tausend. In Halbleinen M. 4.–; in Halbpergament M. 6.–

— DAS BUCH DER BILDER. 23.–26. Tausend. In Halbleinen M. 4.–; in Halbpergament M. 6.–

— NEUE GEDICHTE. 18.–20. Tausend. In Halbleinen M. 4.–; in Halbpergament M. 6.–

— DER NEUEN GEDICHTE ANDERER TEIL. 14.–16. Tausend. In Halbleinen M. 4.–; in Halbpergament M. 6.–

— DAS STUNDENBUCH. (Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben – Von der Pilgerschaft – Von der Armut und vom Tode.) 40.–49. Tausend. In Halbleinen M. 3.–

RILKE, RAINER MARIA: REQUIEM. (Für eine Freundin – Für Wolf Graf von Kalckreuth.) 10.–12. Tausend. In Pappbd. M. 1.50

— GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. 29.–33. Tausend. In Pappband M. 3.50; in Halbpergament M. 5.50

— DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. 18.–20. Tausend. Zwei Bände. In Pappband M. 6.–; in Halbleder M. 10.–

*— DIE SONETTE AN ORPHEUS. Geschrieben als ein Grabmal für Wera Ouckama Knoop. In Pappband M. 3.–

*— DUINESER ELEGIEN. In Pappband M. 3.–; in Halbpergament M. 5.50

SCHAEFFER, ALBRECHT: ATTISCHE DÄMMERUNG. Gedichte. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 3.50

— DER GÖTTLICHE DULDER. Dichtung. In Pappband M. 4.50; in Halbleder M. 6.50

— ELLI ODER SIEBEN TREPPEN. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 9.–12. Tausend. In Pappband M. 3.50

— GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. 7.–10. Tausend. Eine Erzählung. In Pappband M. 3.50

*— HELIANTH. Bilder aus dem Leben zweier Menschen von heute und aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. 5.–8. Tausend. Drei Bände auf Dünndruckpapier. (Im Druck)

— HEROISCHE FAHRT. Gedichte. *Zweite Aufl.* In Pappbd. M. 3.50

— GEVATTER TOD. Märchenhaftes Epos in vierundzwanzig Mondphasen und einer als Zugabe. In Pappband M. 3.–

*— PARZIVAL. Ein Versroman in drei Kreisen. 4.–6. Tausend. (Im Druck)

— JOSEF MONTFORT. Erzählungen. 8.–11. Taus. In Pappbd. M. 4.–

*— DICHTER UND DICHTUNG. Kritische Versuche. In Halbleinen M. 4.50; in Halbpergament M. 7.50

*— DAS KLEINOD IM LOTOS. (Die Buddha-Legende.) Frei nach dem englischen The Light of Asia or The Great Renunciation by *Edwin Arnold.* In Pappband M. 3.–; in Halbleder M. 5.–

TAUBE, OTTO FREIHERR VON: DIE LÖWENPRANKES. Roman. In Halbleinen M. 4.–

— DER VERBORGENE HERBST. Roman. *Zweite Auflage.* In Halbleinen M. 4.–

— GEDICHTE UND SZENEN. In Halbleinen M. 1.50

— NEUE GEDICHTE. In Halbleinen M. 1.50

TIMMERMANS, FELIX: DAS JESUSKIND IN FLANDERN. Aus dem Flämischen übertragen von *Anton Kippenberg*. 9. bis 13. Tausend. In Halbleinen M. 4.–

— PALLIETER. Aus dem Flämischen übertragen von *Anna Valeton-Hoos*. 11.–15. Tausend. In Halbleinen M. 4.–

VERHAEREN, EMILE: GEDICHTE. Ausgewählt und übertragen von *Stefan Zweig*. 6.–9. Tausend. In Pappband M. 3.–; in Halbpergament M. 4.50

— DREI DRAMEN. (Helenas Heimkehr – Philipp II. – Das Kloster.) Nachdichtung von *Stefan Zweig*. In Pappband M. 3.–

— DIE WOGENDE SAAT. Übertragen von *Paul Zech*. In Pappband M. 3.–

VOGELER-WORPSWEDE, HEINRICH: DIR. Gedichte und Zeichnungen. 7.–8. Tausend. In Halbleinen M. 5.–

ZWEIG, STEFAN: AMOK. Novellen einer Leidenschaft. 11. bis 21. Tausend. In Halbleinen M. 4.50

— ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. 16. bis 19. Tausend. In Halbleinen M. 4.–

— DREI MEISTER (Balzac – Dickens – Dostojewski). 13.–15. Tausend. In Pappband M. 3.50; in Halbpergament M. 5.50

— JEREMIAS. Eine dramatische Dichtung in neun Bildern. 22.–25. Tausend. In Pappband M. 3.50; in Halbpergament M. 5.50

— LEGENDE EINES LEBENS. Ein Kammerspiel in drei Aufzügen. 3.–4. Tausend. In Pappband M. 2.50

— TERSITES. Ein Trauerspiel in drei Aufzügen. *Zweite Auflage*. In Pappband M. 2.50

— DER VERWANDELTE KOMÖDIANT. Ein Spiel aus dem deutschen Rokoko. *Zweite Auflage*. In Pappband M. 2.50

— GESAMMELTE GEDICHTE. In Halbleinen M. 4.50; in Halbpergament M. 6.50

MÄRCHEN, SAGEN UND LEGENDEN

*ANDERSEN, HANS CHRISTIAN: MÄRCHEN. Unter Benutzung der von Andersen selbst besorgten deutschen Ausgabe übertragen von *Mathilde Mann*. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen, des Titels und des Einbandes von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. Zwei Bände. 11.–13. Tausend. In Leinen M. 10.–; in Halbleder M. 15.–

DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von *Rudolf G. Binding*. Mit 84 Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 15.–19. Tausend. In Pappband M. 4.–

DER BORN JUDAS. Legenden, Märchen und Erzählungen. Gesammelt von *M. J. bin Gorion*. Sechs Bände in Pappband je M. 4.50; in Halbpergament je M. 7.–

Einzeln sind lieferbar:

Erste Serie: Bd. I: »Von Liebe und Treue«, Bd. II: »Vom rechten Weg«, Bd. III: »Mären und Lehren«. 4.–7. Tausend.

Zweite Serie: Bd. IV: »Weisheit und Wahrheit«, Band V: »Volkserzählungen«, Bd. VI: »Kabbalistische Geschichten«.

*GESTA ROMANORUM. Das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters. Ausgewählt von *Hermann Hesse*. 8.–10. Tausend. In Pappband M. 3.50

*HAUFF, WILHELM: MÄRCHEN. Vollständige Ausgabe. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen, des Titels und des Einbandes von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 5.–8. Tausend. In Leinen M. 5.–; in Halbleder M. 7.50

DER HEILIGEN LEBEN UND LEIDEN, das sind die schönsten Legenden aus den deutschen Passionalen des 15. Jahrhunderts. Ausgewählt und übertragen von *Severin Rüttgers*. Mit zahlreichen Holzschnitten. In Halbleinen M. 8.–; in Halbpergament M. 11.–

DIE VIER ZWEIGE DES MABINOGI. Ein keltisches Sagenbuch. Deutsch v. *Martin Buber*. *Zweite Auflage*. In Halbleinen M. 3.–

*(MELUSINE:) DAS VOLKSBUCH VON DER SCHÖNEN MELUSINE. Mit den Holzschnitten und nach dem Text des ältesten Druckes von 1474 herausgegeben durch *Severin Rüttgers*. In Halbleinen M. 3.–; in Halbpergament M. 4.50

REINKE VOSS, eene ole Geschichte, nee vertellt von *Christian Heinrich Kleukens*. Mit zahlreichen Holzschnitten. In Halbleinen M. 2.50; in Halbpergament M. 3.50

(RÜBEZAHL:) Bekannte und unbekannte Historien von dem abenteuerlichen und weitberufenen Gespenst, dem Rübezahl, zuwege gebracht durch *M. Johannes Praetorius*. Mit Wiedergabe von 16 Holzschnitten der Ausgabe von 1738. In Pappband M. 4.–; in Halbleder M. 6.50

*SCHWAB, GUSTAV: DIE SCHÖNSTEN SAGEN DES KLASSISCHEN ALTERTUMS. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden, besorgt von *Ernst Beutler*. *Zweite Auflage*. In Halbleinen M. 10.–

— — Illustrierte Ausgabe in drei Bänden (mit Flaxmans Zeichnungen), in Halbleinen M. 14.–

(1001 NACHT:) DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSENDUNDEIN NÄCHTEN. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male nach dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von *Enno Littmann*. Erster und zweiter Band, in Leinen je M. 8.–; in Leder je M. 16.–

*DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN AUS TAUSEND UND EINER NACHT. Volksausgabe in einem Band. 11.–14. Tausend. In Pappband M. 5.–; in Halbleder M. 7.50

BRIEFE UND LEBENSDOKUMENTE

BEETHOVEN, LUDWIG VAN: BERICHTE DER ZEITGENOSSEN, BRIEFE UND PERSÖNLICHE AUFZEICHNUNGEN. Gesammelt und erläutert von *Albert Leitzmann*. Mit 16 Bildtafeln. Zwei Bände. In Halbleinen M. 10.–; in Halbleder M. 15.–

BRENTANO, CLEMENS: FRÜHLINGSKRANZ, aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Eingeleitet von *Paul Ernst*. *3. Auflage*. In Leinen M. 4.–; in Halbpergament M. 6.50

*(DIOTIMA:) DIE BRIEFE DER DIOTIMA AN HÖLDERLIN. Herausgegeben von *Carl Viëtor*. Mit der Abbildung einer Büste und dem Faksimile eines Briefes. 16.–20. Tausend. In Pappband M. 2.50; in Halbleder M. 4.–

FICHTES BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Ernst Bergmann*. In Halbleinen M. 3.50

GILDEMEISTER, OTTO: BRIEFE. Herausgegeben von *Lissy Susemihl-Gildemeister*. In Pappband M. 3.–

KANTS BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *F. Ohmann*. In Halbleinen M. 4.–

NAPOLEONS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Friedrich Schulze*, übertragen von *Hedwig Lachmann*. Mit 19 zeitgenössischen Bildern. In Pappband M. 3.50; in Halbleder M. 6.50

NIETZSCHES BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Richard Oehler*. 21.–25. Tausend. In Halbleinen M. 4.–

— BRIEFE AN MUTTER UND SCHWESTER. Herausgegeben von *Elisabeth Förster-Nietzsche*. Zwei Bände. In Halbleinen M. 7.–

*— BRIEFWECHSEL MIT ERWIN ROHDE. Herausgegeben von *Elisabeth Förster-Nietzsche* und *Fritz Schöll*. *Dritte Auflage*. In Halbleinen M. 4.–

SCHILLERS GESPRÄCHE. Berichte seiner Zeitgenossen über ihn. Herausgegeben von *Julius Petersen*. Mit vier Bildern in Lichtdruck. In Pappband M. 4.–

SCHOPENHAUER, ARTHUR: BRIEFWECHSEL UND ANDERE DOKUMENTE SEINES LEBENS. Ausgewählt und herausgegeben von *Max Brahn.* In Halbleinen M. 4.–

*SCHURIG, ARTHUR: WOLFGANG AMADE MOZART. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk. Mit 41 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Zwei Bände. 5.–9. Tausend. In Halbleinen M. 12.–; in Halbleder M. 18.–

*SPINOZAS BRIEFWECHSEL UND ANDERE DOKUMENTE. Ausgewählt und übertragen von *J. Bluwstein.* 3.–5. Tausend. In Halbleinen M. 4.–

ESSAYBÜCHER

BAHR, HERMANN: ESSAYS. *Zweite Auflage.* In Halbleinen M. 5.–

— SUMMULA. Essays. In Halbleinen M. 5.–

*— SENDUNG DES KÜNSTLERS. In Halbleinen M. 5.–

*BRILLAT-SAVARIN: PHYSIOLOGIE D. GESCHMACKS. In gekürzter Form übertragen von *Emil Ludwig.* Mit den Holzschnitten der französischen Ausgabe von 1864. *Zweite Auflage.* In Halbleinen M. 4.–; in Halbleder M. 7.–

BUBER, MARTIN: DANIEL. Gespräche von der Verwirklichung. 6. und 7. Tausend. In Pappband M. 3.–

— EKSTATISCHE KONFESSIONEN. Veränderte Neuausgabe. 5. und 6. Tausend. In Pappband M. 4.–

— EREIGNISSE UND BEGEGNUNGEN. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 3.–

— DIE REDE, DIE LEHRE UND DAS LIED. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 3.–

*— ICH UND DU. (1923.) In Pappband M. 3.50

KASSNER, RUDOLF: DIE CHIMÄRE - DER AUSSÄTZIGE. In Pappband M. 3.–

— ENGLISCHE DICHTER. In Pappband M. 3.50

*— ESSAYS aus den Jahren 1900–1922. In Pappband M. 3.50

— DER INDISCHE GEDANKE – VON DEN ELEMENTEN DER MENSCHLICHEN GRÖSSE. *Zweite Aufl.* In Pappbd. M. 3.–

— DIE GRUNDLAGEN DER PHYSIOGNOMIK. In Pappbd. M. 3.–

— MELANCHOLIA. Eine Trilogie des Geistes. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 3.50

— DIE MORAL DER MUSIK. Aus den Briefen eines Musikers. *Dritte Auflage.* In Pappband M. 3.–

KASSNER, RUDOLF: DER TOD UND DIE MASKE. Gleichnisse. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 3.–

— ZAHL UND GESICHT. In Pappband M. 3.–

SCHEFFLER, KARL: LEBEN, KUNST UND STAAT. Gesammelte Essays. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 3.50

— BISMARCK. Eine Studie. In Pappband M. 2.50

*TAKEUTSCHI, X: DIE WAHRHEITSSUCHER. Gespräche und Betrachtungen eines Japaners. Eingeleitet von *Wilhelm Solf.* In Halbleinen M. 3.50

WALZEL, OSKAR: VOM GEISTESLEBEN ALTER UND NEUER ZEIT. *Zweite Auflage.* In Halbleinen M. 4.50

KUNSTBÜCHER

DEUTSCHE MEISTER

Eine Monographienreihe, herausgegeben von *Karl Scheffler* und *Curt Glaser.* Jeder Band (Großoktavformat) in Halbleinen je M. 8.–; in Halbpergament je M. 11.–

LUKAS CRANACH. Von *Curt Glaser.* Mit 117 Abbildungen.

ALBRECHT DÜRER. Von *Max Friedländer.* Mit 115 Abbildungen.

PHILIPP OTTO RUNGE. Sein Leben und sein Werk. Von *Paul Ferdinand Schmidt.* Mit 80 Bildtafeln.

*ALBRECHT ALTDORFER. Von *Hans Tietze.* Mit 127 Abbildungen.

*DIE ANFÄNGE DER TAFELMALEREI. Von *Wilhelm Worringer.* Mit 126 Abbildungen.

---

*(BREMEN:) DAS ALTE BREMEN. Herausgegeben vom Focke-Museum für Bremische Altertümer. Mit 100 ganzseitigen Bildtafeln. In Halbleinen M. 6.–; in Halbpergament M. 8.–

GLASER, CURT: DIE KUNST OSTASIENS. Der Umkreis ihres Denkens und Gestaltens. 6.–9. Tausend. Mit 36 ganzseitigen Bildtafeln. In Halbleinen M. 8.–; in Halbpergament M. 11.–

LÜTHGEN, EUGEN: BELGISCHE BAUDENKMÄLER. Mit 96 Bildtafeln. In Halbleinen M. 4.–

PFISTER, KURT: BRUEGEL. Mit 78 ganzseitigen Bildtafeln nach Gemälden des Meisters. In Halbleinen M. 4.–

*REISINGER, ERNST: GRIECHENLAND. Schilderungen deutscher Reisender. 11.–15. Tausend. Mit 90 Bildtafeln, davon 62 nach Aufnahmen der Preußischen Meßbildanstalt. In Halbleinen M. 6.–

RILKE, RAINER MARIA: AUGUSTE RODIN. Mit 96 Vollbildern. 36.–40. Tausend. In Halbleinen M. 5.50

SCHEFFLER, KARL: DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT. Mit 78 Bildtafeln. 10.–12. Tausend. In Halbleinen M. 8.–; in Halbpergament M. 12.–

— DER GEIST DER GOTIK. Mit 102 Bildtafeln. 31.–35. Tausend. In Halbleinen M. 5.50

— ITALIEN. Mit 118 Bildtafeln. 10.–12. Tausend. In Halbleinen M. 9.–; in Halbpergament M. 13.–

UHDE-BERNAYS, HERMANN: ANSELM FEUERBACH. Mit 80 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden und Handzeichnungen *Feuerbachs*. 11.–15. Tausend. In Halbleinen M. 5.–

VERHAEREN, EMILE: REMBRANDT. Übertragen von *Stefan Zweig*. Mit 96 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen *Rembrandts*. 41.–45. Tausend. In Halbleinen M. 5.–

— RUBENS. Übertragen von *Stefan Zweig*. Mit 95 ganzseitigen Bildtafeln. 26.–30. Tausend. In Halbleinen M. 5.–

*VOLL, KARL: DIE ALTNIEDERLÄNDISCHE MALEREI VON JAN VAN EYCK BIS MEMLING. Ein entwicklungsgeschichtlicher Versuch. Mit 63 Bildtafeln. *Zweite, verbesserte Auflage*. In Halbleinen M. 10.–; in Halbpergament M. 14.–

WALDMANN, EMIL: ALBRECHT DÜRER. Mit 80 Vollbildern nach Gemälden des Meisters. 21.–24. Tausend. In Halbleinen M. 5.–

— ALBRECHT DÜRERS STICHE UND HOLZSCHNITTE. Mit 80 Vollbildern. 11.–20. Tausend. In Halbleinen M. 5.–

— ALBRECHT DÜRERS HANDZEICHNUNGEN. Mit 80 Vollbildern. 11.–20. Tausend. In Halbleinen M. 5.–

— ALBRECHT DÜRERS LEBEN UND KUNST. Drei Teile in einem Bande. Mit 240 Bildtafeln nach Gemälden, Stichen, Holzschnitten und Handzeichnungen des Meisters. In Halbleder M. 20.–

WASMANN, FRIEDRICH. Ein deutsches Künstlerleben von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von *Bernt Grönvold*. Mit 107 Vollbildern in Lichtdruck. In Leinen M. 8.–

ILLUSTRIERTE WERKE

ARCOS, RENÉ: DAS GEMEINSAME. Übertragen von *Friderike Maria Zweig*. Mit 27 Holzschnitten von *Frans Masereel*. In Pappband M. 3.–

*BÜRGER, GOTTFRIED AUGUST: WUNDERBARE REISEN ZU WASSER UND ZU LANDE. Feldzüge und lustige Abenteuer des *Freiherrn von Münchhausen,* wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Mit den Holzschnitten von *Gustav Doré.* In Halbleinen M. 8.–; in Halbpergament M. 12.–

*CHODOWIECKI: VON BERLIN NACH DANZIG. Eine Künstlerfahrt im Jahre 1773. 108 Lichtdrucke nach den Originalen in der Akademie der Künste in Berlin. Mit erläuterndem Text und einer Einführung von *Wolfgang von Oettingen.* In Pappband M. 8.–; in Halbleder M. 12.–; in Leder mit der Hand unter Benutzung alter Vergoldestempel gebunden M. 45.–

DEFOE: DAS LEBEN UND DIE GANZ UNGEMEINEN BEGEBENHEITEN DES WELTBERÜHMTEN ENGELLÄNDERS ROBINSON CRUSOE. Mit 31 Steinzeichnungen von *Richard Janthur. Einmalige Auflage* in 800 Exemplaren. In Halbpergament M. 10.–; in Pergament (Handband) M. 16.–

*VERHAEREN, EMILE: DER SELTSAME HANDWERKER UND ANDERE ERZÄHLUNGEN: Übertragen von *Friderike Maria Zweig.* Mit 26 Holzschnitten v. *Frans Masereel.* In Halbleinen M. 4.50

— FÜNF ERZÄHLUNGEN. Übertragen von *Friderike Maria Zweig.* Mit 28 Holzschnitten von *Frans Masereel. Zweite Auflage.* In Halbleinen M. 4.50

VERMEYLEN: DER EWIGE JUDE. Aus dem Flämischen übertragen von *Anton Kippenberg.* Mit 12 Holzschnitten von *Frans Masereel.* In Halbleinen M. 4.50

VORZUGSDRUCKE
FAKSIMILEAUSGABEN

*ANNETTE. Faksimile-Wiedergabe der 1767 von *Ernst Wolfgang Behrisch* geschriebenen Liedersammlung des Leipziger Studenten J. W. Goethe. In Offsetdruck hergestellt in den Werkstätten der Staatlichen Akademie zu Leipzig. *Einmalige Aufl.* in 300 numerierten Exemplaren. In Pappbd. M. 14.–, in Leder (Handband) M. 32.–

*GRÄFLICH ERBACHSCHES SILHOUETTENBUCH. Silhouetten von Verwandten und Freunden nach dem Leben vollkommen ähnlich gezeichnet von *Johann Wilhelm Wendt.* Angefangen anno MDCCLXXV von Friedrich Graf zu Erbach. 67 Tafeln mit Nachwort von *Karl Morneweg.* Faksimile-Ausgabe in Steindruck hergestellt in 300 numerierten Exemplaren. (Im Druck)

*BACH, JOHANN SEBASTIAN: DIE MATTHÄUSPASSION. Faksimile-Ausgabe der Handschrift in zweifarbigem Lichtdruck. *Einmalige Auflage* in 500 numerierten Exemplaren. In reichvergoldetem Ganzlederhandband M. 80.–; in Halbleder M. 60.–; in Halbleinen M. 40.–

*LI-TAI-PE: GEDICHTE. Nachdichtungen von *Klabund*. Mit 16 Steinzeichnungen von *Rudolf Großmann*. *Einmalige Auflage* in 320 numerierten Exemplaren. In Halbpergament M. 22.–

*TÖPFFER, RODOLPHE: LA BIBLIOTHÈQUE DE MON ONCLE. Faksimile-Ausgabe des vom Verfasser an Goethe gesandten Widmungsexemplares mit zahlreichen Federzeichnungen. Mit einem beigefügten Nachwort von *Walther Vulpius*. *Einmalige Auflage* von 800 Exemplaren. In Halbleder M. 10.–; in Leder (Handband mit Vergoldung unter Benutzung alter Stempel) M. 32.–

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: DAS SALZBURGER GROSSE WELTTHEATER. Einmalige Vorzugsausgabe, gedruckt in der neu aufgefundenen Fleischmann-Antiqua von *Jakob Hegner* in Hellerau in 330 numerierten Exemplaren auf echtem Büttenpapier. In Halbpergament M. 18.–

*RILKE, RAINER MARIA: DIE SONETTE AN ORPHEUS. Geschrieben als ein Grabmal für Wera Ouckama Knoop. Vorzugsausgabe: 330 numerierte Exemplare auf echtem Büttenpapier, in Halbleder (Handband) M. 18.–

VERMEYLEN, AUGUST: DER EWIGE JUDE. Aus dem Flämischen übertragen von *Anton Kippenberg*. Mit 12 Holzschnitten von *Frans Masereel*. In Pergament M. 20.–

*MERIMÉE, PROSPER: TAMANGO. Eine Erzählung, übertragen von *Julius Zeitler*. Mit 8 Radierungen von *Karl Miersch*. Dritter Druck der Staatlichen Akademie zu Leipzig. *Einmalige Auflage* in 200 numerierten Exemplaren. Nr. 1–75 signiert, in Halbpergament (Handband) M. 32.–; Nr. 76–200 in Halbpergament M. 20.–

*STAMMBUCH DES MALERS ADRIAN ZINGG. 85 Blätter. Mit einem Nachwort von *Erwin Hensler*. In vielfarbigem Lichtdruck hergestellt in der Staatlichen Akademie zu Leipzig in 300 numerierten Exemplaren. In Maroquin-Handband M. 110.–; in Leder M. 60.–

MEMOIREN UND CHRONIKEN

S. T. AKSAKOWS FAMILIENCHRONIK. Nach *Raczynskis* Übertragung aus dem Russischen bearbeitet und erweitert von *H. Röhl*. In Pappband M. 4.–; in Halbleder M. 6.–

*CAROLINENS LEBEN IN IHREN BRIEFEN. Herausgegeben von *Reinhard Buchwald*. Eingeleitet von *Ricarda Huch*. 6.–10. Tausend. Mit 16 Bildtafeln. In Halbleinen M. 5.–; in Halbleder M. 7.50

*CORTES, FERDINAND: DIE EROBERUNG VON MEXIKO. Mit den eigenhändigen Berichten Cortes' an Kaiser Karl V. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. Herausgegeben von *Arthur Schurig*. 6.–10. Tausend. In Halbleinen M. 5.–; in Halbleder M. 7.50

DIE BRAUTBRIEFE WILHELMS UND CAROLINENS VON HUMBOLDT. Herausgegeben von *Albert Leitzmann*. 6.–9. Tausend. In Pappband M. 5.–; in Halbleder M. 7.50

*MEMOIREN DER KAISERIN KATHARINA II. VON RUSSLAND. Aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von *Erich Boehme*. Mit 16 Bildnissen. 16.–19. Tausend. In Pappband M. 5.–; in Halbleder M. 7.50

*MEMOIREN DER MARKGRÄFIN WILHELMINE VON BAYREUTH. Deutsch von *Annette Kolb*. Mit 10 Bildtafeln. 9. bis 13. Tausend. In Pappband M. 5.–; in Halbleder M. 7.50

DEUTSCHE VERGANGENHEIT

Nach zeitgenössischen Quellen von *Johannes Bühler*

Jeder Band in Halbleinen M. 5.–; in Halbleder M. 7.50

KLOSTERLEBEN IM DEUTSCHEN MITTELALTER. Mit 16 Bildtafeln. 7.–11. Tausend.

DIE GERMANEN IN DER VÖLKERWANDERUNG. Mit 16 Bildtafeln und einer Karte.

*DAS FRANKENREICH. Mit 16 Bildtafeln und einer Karte.

DER DOM, BÜCHER DEUTSCHER MYSTIK

VON BAADER, FRANZ: SCHRIFTEN. Ausgewählt u. herausgegeb. von *Max Pulver*. In Halbleinen M. 4.50; in Halbpergament M. 6.50

BÖHME, JAKOB: AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Hans Kayser*. 4.–7. Tausend. In Halbleinen M. 5.–; in Halbpergament M. 7.50

FECHNER, GUSTAV TH.: ZEND-AVESTA. Gedanken über die Dinge des Himmels und des Jenseits vom Standpunkte der Naturbetrachtung. Frei bearbeitet und verkürzt herausgegeben von *Max Fischer*. 5.–7. Taus. In Halbleinen M. 5.–; in Halbpergament M. 7.50

HAMANN, J. G.: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Karl Widmaier*. In Halbleinen M. 5.–; in Halbpergament M. 7.50

*HILDEGARD VON BINGEN: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Johannes Bühler*. In Halbleinen M. 5.–; in Halbpergament M. 6.50

*SEUSE, HEINRICH: DEUTSCHE SCHRIFTEN. Ausgewählt und übertragen von *Anton Gabele.* In Halbleinen M. 5.–; in Halbpergament M. 7.50

TAULER, JOHANN: PREDIGTEN. In Auswahl übertragen und eingeleitet von *Leopold Naumann.* In Halbleinen M. 4.50; in Halbpergament M. 6.50

THEOLOGIA DEUTSCH. Herausgegeb. und mit einer ausführlichen Einleitung über das Wesen der Mystik versehen v. *Josef Bernhart.* 4.–6. Tausend. In Halbleinen M. 4.50; in Halbpergament M. 6.50

DIE BIBLIOTHEK DER ROMANE

Jeder Band in Halbleinen M. 4.–; Doppelbände M. 5.–

ALEXIS, WILLIBALD: DIE HOSEN DES HERRN VON BREDOW. Vaterländischer Roman. 16.–20. Tausend.

BUYSSE, CYRIEL: ROSE VAN DALEN. Aus dem Flämischen übertragen von *Georg Gärtner.*

CERVANTES: Novellen. Vollständige deutsche Ausgabe auf Grund älterer Übertragungen bearbeitet von *Konrad Thorer.* Mit einem Nachwort von *Hermann Schneider.* Zwei Bände.

DE COSTER: FLÄMISCHE MÄREN. Übertragen von *Albert Wesselski.* 11.–20. Tausend.

— DIE HOCHZEITSREISE. Ein Buch von Krieg und Liebe. Zum ersten Male übertragen von *Albert Wesselski.* 31.–40. Tausend.

— UILENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von *Albert Wesselski.* 31.–40. Tausend. Doppelband.

DOSTOJEWSKI: ROMANE UND NOVELLEN. Einzelausgaben: Arme Leute – Der Doppelgänger – Aus dem Dunkel der Großstadt – Helle Nächte – Die Wirtin und andere Novellen – Netotschka Njeswanowa und andere Erzählungen – Ein kleiner Held – Onkelchens Traum – Das Gut Stepantschikowo – Erniedrigte und Beleidigte. Zwei Bände – Aufzeichnungen aus einem Totenhause – Schuld und Sühne (Raskolnikow). Zwei Bände – Der Spieler und andere Erzählungen – Der Idiot. Drei Bände – Der lebenslängliche Ehemann – Die fremde Frau und der Mann unter dem Bett – Die Teufel. Drei Bände – Werdejahre. Zwei Bände – Die Brüder Karamasoff. Drei Doppelbände.

GEORGES EEKHOUD: DAS NEUE KARTHAGO. Roman aus dem heutigen Antwerpen. Übertragen von *Tony Kellen.*



FLAUBERT: FRAU BOVARY. Übertragen von *Arthur Schurig.* 31.–35. Tausend.

— SALAMBO. Ein Roman aus dem alten Karthago. Übertragen von *Arthur Schurig.* 26.–30. Tausend.

FRANÇOIS, LOUISE VON: FRAU ERDMUTHENS ZWILLINGSSÖHNE. Ein Roman aus der Zeit der Freiheitskriege. 16.–20. Tausend.

— DIE LETZTE RECKENBURGERIN. 49.–58. Tausend

GOTTHELF, JEREMIAS: WIE ULI DER KNECHT GLÜCKLICH WIRD. 11.–15. Tausend.

*GRIMMELSHAUSEN: DER ABENTEUERLICHE SIMPLICISSIMUS. Vollständige Ausgabe. 21.–25. Tausend.

HOFFMANN, E. T. A.: DER GOLDNE TOPF – KLEIN ZACHES – MEISTER MARTIN DER KÜFNER UND SEINE GESELLEN. 11.–15. Tausend.

JACOBSEN, JENS PETER: FRAU MARIE GRUBBE. Interieurs aus dem 17. Jahrh. Übertragen v. *Mathilde Mann.* 26.–31. Taus.

— NIELS LYHNE. Übertragen v. *Anka Matthiesen.* 41.–45. Taus.

KELLER, GOTTFRIED: DAS SINNGEDICHT

LAGERLÖF, SELMA: GÖSTA BERLING. Erzählung aus dem alten Wermland. Übertrag. v. *Mathilde Mann.* 35.–42. Taus. Zwei Bände.

LIE, JONAS: DIE FAMILIE AUF GILJE. Roman aus dem Leben unserer Zeit. Übertragen von *Mathilde Mann.*

MEINHOLD, WILHELM: MARIA SCHWEIDLER, DIE BERNSTEINHEXE. Der interessanteste aller bisher bekannten Hexenprozesse, nach einer defekten Handschrift ihres Vaters herausgegeben.

MÖRIKE, EDUARD: MALER NOLTEN. In ursprünglicher Gestalt. 11.–15. Tausend. Doppelband.

MORITZ, KARL PHILIPP: ANTON REISER. Ein psychologischer Roman. 6.–10. Tausend.

MURGER, HENRI: DIE BOHEME. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben. 21.–25. Tausend.

PHILIPPE, CHARLES-LOUIS: MARIE DONADIEU. Übertragen von *Friedrich Burschell.*

SCHEFFEL: EKKEHARD. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. 36.–40. Tausend. Doppelband.

SCOTT, WALTER: DER TALISMAN. In der revidierten Übertragung von *August Schäfer.* 11.–15. Tausend.

SEALSFIELD, CHARLES (KARL POSTL): DAS KAJÜTENBUCH. (Ein Roman aus Texas.) 11.–15. Tausend.

STREUVELS, STIJN: DER FLACHSACKER. Aus dem Flämischen übertragen von *Severin Rüttgers.*

STRINDBERG, AUGUST: AM MEER. Übertragen von *Mathilde Mann.*

— DIE LEUTE AUF HEMSÖ. Übertragen von *Mathilde Mann.* 11.–20. Tausend.

TILLIER, CLAUDE: MEIN ONKEL BENJAMIN. Übertragen von *Rudolf G. Binding.* 11.–15. Tausend.

TOLSTOI: ANNA KARENINA. Übertragen von *H. Röhl.* 26. bis 30. Tausend. Zwei Doppelbände.

— AUFERSTEHUNG. Übertragen von *Adolf Heß.* 25.–29. Tausend. Doppelband.

— KRIEG UND FRIEDEN. Übertragen von *H. Röhl.* 14. bis 18. Tausend. Vier Doppelbände.

— KINDHEIT, KNABENALTER, JÜNGLINGSJAHRE. Übertragen von *H. Röhl.*

— ERZÄHLUNGEN. Zwei Doppelbände.

TURGENJEFF: VÄTER UND SÖHNE. In der vom Dichter selbst revidierten Übertragung. 22.–27. Tausend.

WEIGAND, WILHELM: DIE FRANKENTHALER. 11.–15. Taus.

WILDE, OSCAR: DAS BILDNIS DES DORIAN GRAY. Übertragen v. *Hedwig Lachmann* u. *Gustav Landauer.* 16.–25. Taus.

ZOLA, EMILE: GERMINAL. Übertragen von *Johannes Schlaf.* Doppelband.

— NANA. Übertragen von *Karl Lerbs.* Doppelband.

— DAS WERK. Übertragen von *Johannes Schlaf.* Doppelband.

— DER ZUSAMMENBRUCH. Übertragen von *Franz Franzius.* Doppelband.

BIBLIOTHECA MUNDI

(In den Ursprachen)

Jeder Band in Pappband mit Pergamentverstärkung M. 3.50; in Halbleder M. 7.50

ANTHOLOGIA HEBRAICA (Hebräische Anthologie). – ANTHOLOGIA HELVETICA (Schweizer Anthologie) – ANTHOLOGIA



HUNGARICA (Ungarische Anthologie) – IL RINASCIMENTO Anthologia Italica – BAUDELAIRE: LES FLEURS DU MAL. – BYRON: POEMS – Q. HORATI FLACCI OPERA – KLEIST: ERZÄHLUNGEN – MUSSET: TROIS DRAMES (André del Sarto; Lorenzaccio; La Coupe et les Lèvres) – NAPOLÉON: DOCUMENTS. DISCOURS. LETTRES – РУССКIЙ ПАРНАССЪ (Russischer Parnaß). – SANTA TERESA: LIBRO DE SU VIDA – STENDHAL: DE L'AMOUR.

LIBRI LIBRORUM

(In den Ursprachen)

Bisher 7 Bände. Jeder Band auf Dünndruckpapier gedruckt und schmiegsam in Leinen und Leder gebunden

BALZAC: LES CONTES DROLATIQUES – DANTE: OPERA OMNIA. Zwei Bände. – ДОСТОЕВСКIЙ: ПРЕСТУПЛЕНIЕ И НАКАЗАНIЕ (Dostojewski: Schuld und Sühne) – GOETHES FAUST. Gesamtausgabe – *ΟΜΗΡΟΥ ΕΠΗ.* (*ΙΛΙΑΣ. ΟΔΥΣΣΕΙΑ.*) – DER NIBELUNGE NOT. KUDRUN.

PANDORA

(In den Ursprachen)

Jeder Band gebunden (nach Art der Insel-Bücherei) 60 Pfennige. Bisher erschienen 52 Bände.

DIE INSEL-BÜCHEREI

Jeder Band in Pappband mit farbigem Überzugpapier 60 Pfennige. Bisher erschienen 361 Bände.

Sonderverzeichnisse beider Sammlungen stehen unberechnet zur Verfügung.

DAS INSELSCHIFF

Eine Zeitschrift für die Freunde des Insel-Verlags
Bisher erschienen vollständig Jahrgang I–IV
In Pappe je M. 3.–; in Halbpergament je M. 5.–
Jährlich vier Hefte, Preis des einzelnen Heftes 25 Pfennige.

I N H A L T

B I L D E R

DRUCK VON BREITKOPF & HÄRTEL IN LEIPZIG


MB
INSEL-
ALMANACH
AUF DAS JAHR
1925

Liese Price.

24 : xij : 24.

INSEL ALMANACH

AUF DAS JAHR 1925



LEIPZIG · IM INSEL-VERLAG

INSEL ALMANACH

AUF DAS JAHR

1925

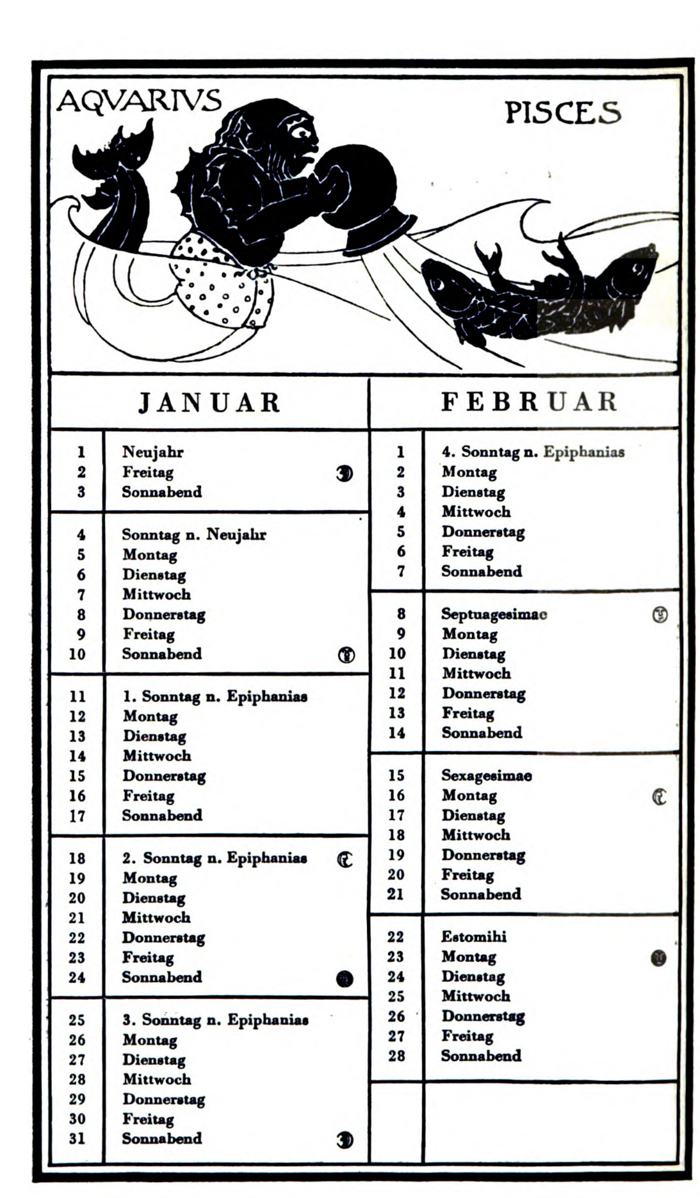


LEIPZIG · IM INSEL-VERLAG

KALENDARIUM

Die Tat ist alles, nichts der Ruhm

Goethe



JANUAR	
1	Neujahr
2	Freitag
3	Sonnabend
4	Sonntag n. Neujahr
5	Montag
6	Dienstag
7	Mittwoch
8	Donnerstag
9	Freitag
10	Sonnabend
11	1. Sonntag n. Epiphanias
12	Montag
13	Dienstag
14	Mittwoch
15	Donnerstag
16	Freitag
17	Sonnabend
18	2. Sonntag n. Epiphanias
19	Montag
20	Dienstag
21	Mittwoch
22	Donnerstag
23	Freitag
24	Sonnabend
25	3. Sonntag n. Epiphanias
26	Montag
27	Dienstag
28	Mittwoch
29	Donnerstag
30	Freitag
31	Sonnabend

FEBRUAR	
1	4. Sonntag n. Epiphanias
2	Montag
3	Dienstag
4	Mittwoch
5	Donnerstag
6	Freitag
7	Sonnabend
8	Septuagesimae
9	Montag
10	Dienstag
11	Mittwoch
12	Donnerstag
13	Freitag
14	Sonnabend
15	Sexagesimae
16	Montag
17	Dienstag
18	Mittwoch
19	Donnerstag
20	Freitag
21	Sonnabend
22	Estomihi
23	Montag
24	Dienstag
25	Mittwoch
26	Donnerstag
27	Freitag
28	Sonnabend

ARIES TAVRVS

MÄRZ

1	Invocavit	
2	Montag	☽
3	Dienstag	
4	Mittwoch	
5	Donnerstag	
6	Freitag	
7	Sonnabend	
8	Reminiscere	
9	Montag	
10	Dienstag	○
11	Mittwoch	
12	Donnerstag	
13	Freitag	
14	Sonnabend	
15	Oculi	
16	Montag	
17	Dienstag	☾
18	Mittwoch	
19	Donnerstag	
20	Freitag	
21	Sonnabend	
22	Lätare	
23	Montag	
24	Dienstag	●
25	Mittwoch	
26	Donnerstag	
27	Freitag	
28	Sonnabend	
29	Judica	
30	Montag	
31	Dienstag	

APRIL

1	Mittwoch	☽
2	Donnerstag	
3	Freitag	
4	Sonnabend	
5	Palmarum	
6	Montag	
7	Dienstag	
8	Mittwoch	
9	Donnerstag	○
10	Karfreitag	
11	Sonnabend	
12	Ostersonntag	
13	Ostermontag	
14	Dienstag	
15	Mittwoch	
16	Donnerstag	☾
17	Freitag	
18	Sonnabend	
19	Quasimodogeniti	
20	Montag	
21	Dienstag	
22	Mittwoch	
23	Donnerstag	●
24	Freitag	
25	Sonnabend	
26	Misericordias Domini	
27	Montag	
28	Dienstag	
29	Mittwoch	
30	Donnerstag	

GEMINI

CANCER

MAI

1	Freitag	☽
2	Sonnabend	
3	Jubilate	
4	Montag	
5	Dienstag	
6	Mittwoch	
7	Donnerstag	
8	Freitag	○
9	Sonnabend	
10	Cantate	
11	Montag	
12	Dienstag	
13	Mittwoch	
14	Donnerstag	
15	Freitag	☾
16	Sonnabend	
17	Rogate	
18	Montag	
19	Dienstag	
20	Mittwoch	
21	Himmelfahrt Christi	
22	Freitag	●
23	Sonnabend	
24	Exaudi	
25	Montag	
26	Dienstag	
27	Mittwoch	
28	Donnerstag	
29	Freitag	
30	Sonnabend	☽
31	Pfingstsonntag	

JUNI

1	Pfingstmontag	
2	Dienstag	
3	Mittwoch	
4	Donnerstag	
5	Freitag	
6	Sonnabend	○
7	Trinitatis	
8	Montag	
9	Dienstag	
10	Mittwoch	
11	Donnerstag	
12	Freitag	
13	Sonnabend	☾
14	1. Sonntag n. Trinitatis	
15	Montag	
16	Dienstag	
17	Mittwoch	
18	Donnerstag	
19	Freitag	
20	Sonnabend	
21	2. Sonntag nach Trinitatis	●
22	Montag	
23	Dienstag	
24	Mittwoch	
25	Donnerstag	
26	Freitag	
27	Sonnabend	
28	3. Sonntag nach Trinitatis	
29	Montag	☽
30	Dienstag	



JULI

1	Mittwoch
2	Donnerstag
3	Freitag
4	Sonnabend
5	4. Sonntag n. Trinitatis
6	Montag
7	Dienstag
8	Mittwoch
9	Donnerstag
10	Freitag
11	Sonnabend
12	5. Sonntag n. Trinitatis
13	Montag
14	Dienstag
15	Mittwoch
16	Donnerstag
17	Freitag
18	Sonnabend
19	6. Sonntag n. Trinitatis
20	Montag
21	Dienstag
22	Mittwoch
23	Donnerstag
24	Freitag
25	Sonnabend
26	7. Sonntag n. Trinitatis
27	Montag
28	Dienstag
29	Mittwoch
30	Donnerstag
31	Freitag

AUGUST

1	Sonnabend
2	8. Sonntag n. Trinitatis
3	Montag
4	Dienstag
5	Mittwoch
6	Donnerstag
7	Freitag
8	Sonnabend
9	9. Sonntag n. Trinitatis
10	Montag
11	Dienstag
12	Mittwoch
13	Donnerstag
14	Freitag
15	Sonnabend
16	10. Sonntag n. Trinitatis
17	Montag
18	Dienstag
19	Mittwoch
20	Donnerstag
21	Freitag
22	Sonnabend
23	11. Sonntag n. Trinitatis
24	Montag
25	Dienstag
26	Mittwoch
27	Donnerstag
28	Freitag
29	Sonnabend
30	12. Sonntag n. Trinitatis
31	Montag

SCORPIO

LIBRA

SEPTEMBER

1	Dienstag	
2	Mittwoch	○
3	Donnerstag	
4	Freitag	
5	Sonnabend	
6	13. Sonntag n. Trinitatis	
7	Montag	
8	Dienstag	
9	Mittwoch	
10	Donnerstag	☾
11	Freitag	
12	Sonnabend	
13	14. Sonntag n. Trinitatis	
14	Montag	
15	Dienstag	
16	Mittwoch	
17	Donnerstag	
18	Freitag	●
19	Sonnabend	
20	15. Sonntag n. Trinitatis	
21	Montag	
22	Dienstag	
23	Mittwoch	
24	Donnerstag	
25	Freitag	☽
26	Sonnabend	
27	16. Sonntag n. Trinitatis	
28	Montag	
29	Dienstag	
30	Mittwoch	

OKTOBER

1	Donnerstag	
2	Freitag	○
3	Sonnabend	
4	17. Sonntag n. Trinitatis	
5	Montag	
6	Dienstag	
7	Mittwoch	
8	Donnerstag	
9	Freitag	☾
10	Sonnabend	
11	18. Sonntag n. Trinitatis	
12	Montag	
13	Dienstag	
14	Mittwoch	
15	Donnerstag	
16	Freitag	
17	Sonnabend	●
18	19. Sonntag n. Trinitatis	
19	Montag	
20	Dienstag	
21	Mittwoch	
22	Donnerstag	
23	Freitag	
24	Sonnabend	☽
25	20. Sonntag n. Trinitatis	
26	Montag	
27	Dienstag	
28	Mittwoch	
29	Donnerstag	
30	Freitag	
31	Sonnabend	○



NOVEMBER

1	21. Sonntag n. Trinitatis
2	Montag
3	Dienstag
4	Mittwoch
5	Donnerstag
6	Freitag
7	Sonnabend
8	22. Sonntag n. Trinitatis
9	Montag
10	Dienstag
11	Mittwoch
12	Donnerstag
13	Freitag
14	Sonnabend
15	23. Sonntag n. Trinitatis
16	Montag
17	Dienstag
18	Mittwoch
19	Donnerstag
20	Freitag
21	Sonnabend
22	24. Sonntag n. Trinitatis
23	Montag
24	Dienstag
25	Mittwoch
26	Donnerstag
27	Freitag
28	Sonnabend
29	1. Advent
30	Montag

DEZEMBER

1	Dienstag
2	Mittwoch
3	Donnerstag
4	Freitag
5	Sonnabend
6	2. Advent
7	Montag
8	Dienstag
9	Mittwoch
10	Donnerstag
11	Freitag
12	Sonnabend
13	3. Advent
14	Montag
15	Dienstag
16	Mittwoch
17	Donnerstag
18	Freitag
19	Sonnabend
20	4. Advent
21	Montag
22	Dienstag
23	Mittwoch
24	Donnerstag
25	1. Weihnachtsfeiertag
26	2. Weihnachtsfeiertag
27	Sonntag n. Weihnachten
28	Montag
29	Dienstag
30	Mittwoch
31	Silvester

ZWEI GEDICHTE
VON ALEXANDER LERNET-HOLENIA

DER SOMMERTAG

WIE spürt oft einer, der erwacht an dem Gestrahle
des offnen Fensters, rieseln über sich die Himmel.
Und weht über die Lider. Und ein leis Getümmel
und Unruh in dem Haus vom Wind der drehnden Schalen.

O Frauenschritte oben und ein Türengehen.
Die weißen Aufgestandnen strahlen in der Bläue.
Die Frauen stehn im Windigen sanft wie eine Reue,
da spüren sie die Kleider als ein laues Wehen.

Wenn dann am Mittag, wie auf einem Grab, ein Schleier
am weißen Hügel hängt und auch des Sommers Silber,
ein Schatten, um das gläserne Gebirg vergilbet,
von oben hängt doch noch herab ein dunkles Feuer.

Dem Sinnenden sinkt gern der schöne Geist in Träume,
wenn trüb der Himmel wird. Vom Wind zusamm-
geweht sind viel der Blüten.
Der schweigt nun vor dem Regen. Die das Haus behüten,
ein edles Dunkel ruhen die Kastanienbäume.

Wenn dann im Saal die weißen Läden vor sind und,
vom Licht, die Böden glänzen,
sucht eine Dame noch die Mädchen zu erheitern,
die kamen zu dem Festtag. Aber in den Sommerkleidern
vor Wand und Spiegel gleichen sie verwelkten Kränzen.

*

DER SOMMER

AM Sonntag ist das Silber aufgelegt,
haben sie wohl auch nur wenig auf dem Lande;
doch zeigt, von richtigem Gespräch bewegt,
sich schön die Sitte und die sanften Bande.

Beim Mittagessen ist das Zimmer kühl.
Schon sind die Knaben, die wie Engel schauen,
in herrlichem, natürlichem Gefühl
vereint zu reinster Gruppe um die Frauen.

Wenn dann der Herr aus seiner reichen Fülle
Erfahrung mit dem Gaste tauscht, dem Freund,
bleiben doch die Alten in der großen Stille,
in die ihr Leben sie so schön vereint.

Die toten Vorfahrn sehn durchs ebenerdige Fenster.
Hoch wird ihr frommer Sinn verehrt. Noch glänzen
ihr einfach Glas und Mundzeug rein in den Kredenzen.
Die Sonn' scheint auf gebeugte Rücken der Gespenster.

Die Ahnin prüft das Mädchen, ob es blühe,
findet sie wie eine Rebe großgezogen,
ihre Augen blau wie Winden im Torbogen
und rein ihr Herz wie eine Morgenfrühe.

Wenn dann die Lebenden im Zimmer aufstehn, weichen
sie wie warme Lüftchen durch den Glanz davon.
Vom Vorplatz unterm heißen, hölzernen Balkon
erscheint das blaue Land im Dunst zu bleichen.

Wie kehrt die Stille ein! Im trocknen Zimmer innen
die Spiegel sehen blind ins Blühende hinaus.
O offnes Fenster! auf dem Obst die Bienen,
und eine Stimme klagt im Gartenhaus.

Wie tödlich reifet um das Blau und Rot
der Sonnenuhr ein Leben in den Trauben.
Die Mauer blendet über dem gekalkten Laube.
In großer Sonne zeigt sich schwarz der Tod.

*

RELIGIÖS SEIN

VON D. H. LAWRENCE

NICHT darin liegt oder lag je das Problem: ob Gott ist oder nicht ist. Der Mensch ist so geartet, daß das Wort „Gott“ eine besondere Wirkung auf ihn hat, sei es auch nur die eines Sicherheitsventils für seine Gefühle, wenn er fluchen oder rasen muß. Und da hört der quälende Zweifel an der Existenz Gottes auf. Was immer das seltsame Wörtlein auch bedeuten mag: es bedeutet etwas, was keiner von uns je gänzlich abtun noch erfassen kann; etwas, das verknüpft ist mit unsern innersten Entladungen.

Eigentlich ist es nicht einmal ein Wort. Ein Ausruf ists und ein Wortbild. Nie gab es eine Definition dafür. „Definiere das Wort ‚Gott'!" sagt jemand, und jedermann lächelt, mit einem Anflug von Bosheit: jetzt wirds ein bißchen Spaß geben.

Niemand natürlich kann es definieren. Und ein Wort, das niemand definieren kann, ist überhaupt kein Wort. Es ist höchstens ein Geräusch und ein Laut, wie etwa „paff!" oder „Ra" oder „Om".

Wenn ein Mensch sagt: *Es gibt einen Gott,* oder *Es gibt keinen Gott,* oder *Ich weiß nicht, ob es einen Gott gibt oder nicht,* so benutzt er das Wort lediglich wie eine Kinderpistole, um kundzutun, daß er Stellung genommen hat.

Sagt er: *Es gibt keinen Gott,* so will er lediglich sagen: *Niemand weiß besser über das Leben Bescheid als ich selbst, also braucht niemand zu versuchen, mir darüber etwas vorzuerzählen.* Das ist die demokratische Stellungnahme.

Sagt er: *Es gibt einen Gott,* so ist er entweder sentimental oder aufrichtig. Ist er aufrichtig, so bedeutet es: er beruft sich auf einen unerklärbaren Lebensstrom in seinem Innern, der ihm Richtung und Gehalt gibt. Ist er sentimental, so bedeutet es einen feinen Wink an seine Zuhörerschaft, der besagen will: *Wir wollen ein für uns selbst günstiges Abkommen schließen!* Das ist die konservative Stellungnahme.

Wenn aber drittens und letztens jemand sagt: *Ich weiß nicht, ob es einen Gott gibt oder nicht,* so macht er bloß die schlaue Ankündigung: *Ich behalte mir vor, mit dem*

Hasen zu laufen und mit den Hunden zu hetzen, wie es mir gerade jeweils behagt. – Und das ist die sogenannte künstlerische oder heidnische Stellungnahme.
Schließlich wird man jedoch gelangweilt von dem, der da meint, daß letzten Endes ihm niemand etwas sagen kann; hochgradig gelangweilt von den Leuten, die einen Gott ins Dasein rufen zu ihrer eigenen Bequemlichkeit. Und der, der sich vorbehält, mit dem Hasen zu laufen und mit den Hunden zu hetzen, kann auch kein Interesse mehr wacherhalten. Alle diese drei Klassen von Leuten langweilen uns geradezu zu Tode.
Bleibt nur der übrig, der aufrichtig sagt: *Ich glaube an Gott.* Er mag immerhin ein interessanter Kerl sein.
Ich: *Wie* glaubst du an Gott? – Er: Ich glaube an Güte.– Basta! Laß ihn sich setzen und versuch es nochmals. – Ich: *Wie* glaubst du an Gott? – Er: Ich glaube an Liebe. – Exit. Rufe einen andern. – Ich: *Wie* glaubst du an Gott? – Er: Ich weiß es nicht. – Ich: Was macht es dir aus, ob du an Gott glaubst oder nicht? – Er: Es macht mir schon etwas aus, doch kann ichs nicht recht in Worte fassen. – Ich: Bist du sicher, daß es etwas ausmacht? Macht es dich freundlicher oder ungestümer? – Er: Ach – ich glaube duldsamer. – Retro me – – – Ein anderer Gläubiger tritt ein. Er: Hallo! – Ich: Hallo! – Er: Was gibts? – Ich: Glaubst du an Gott? – Er: Was zum Teufel geht das dich an? – Ich: Ach, ich frage nur so. – Er: Wie ists denn mit dir? – Ich: Ja, ich glaube. – Er: Betest du abends? – Ich: Nein. – Er: Wann denn dann? – Ich: Gar nicht. – Er: Was nützt dir dann dein Gott? – Ich: Er ist nicht von der Art, zu der man

betet. – Er: Was machst du denn dann mit ihm? – Ich: Was er mit mir macht. – Er: Und was macht er mit dir? – Ich: Ja, ich weiß nicht recht. Er gebraucht mich als das dünne Ende des Keils. – Er: Dünn genug! Und das dicke Ende ...? – Ich: Darauf warten wir eben. – Er: Du bist ein sonderbarer Heiliger. – Ich: Warum auch nicht? Glaubst du an Gott? – Er: Ja, ich weiß nicht recht. Ich möchte wohl, wenn es unterhaltend wäre. – Ich: Recht so.

Das nenne ich eine Unterhaltung zwischen zwei richtigen Gläubigen. Entweder muß, an einen wirklichen Gott glauben, unterhaltend sein, oder es lohnt sich nicht. Der Große Gott ist mit so viel Seufzen, Flehen, Beten, Weinen und Sehnen regaliert worden, daß er vorerst genug gehabt hat. Im Himmel ist wohl ein großer Streik im Gange. Der Allmächtige hat seinen Thron verlassen, hat abgedankt, ist heruntergestiegen. Es hat keinen Wert, daß du hinaufschaust in den Himmel. Er ist leer. Wo der Allerhöchste saß und lauschte auf Jammern, Flehen und Bußgebete, da ist weiter nichts als ein großes Loch im Firmament. Du kannst noch beten zu jenem Loch, wenn du magst. Der Allerhöchste ist ausgegangen.

Er ist heruntergestiegen. Ist ganz langsam die Engelsleiter herabgestiegen und steht nun hinter dir. Du kannst weiterhin sehnsüchtig hinaufstarren in den hohlen Himmelsschacht, wenn du magst. Der Allerhöchste steht just lachend hinter dir.

Das ist nun keineswegs ein tolles Stück Blasphemie. Es ist lediglich eine Art, eine ewige Wahrheit festzustellen; oder einige Wahrheiten. Erstlich: der Große Gott ist

immer da. Zweitens: vom menschlichen Standpunkt aus verändert er seine Stellung im Weltall. Der Große Gott verläßt den Himmel, wo ihn der Mensch untergebracht hat, und stellt seinen Thron anderswohin. Der Mensch, als richtiger Esel, geht weiter vor dieselbe Tür, um seine Mohrrübe zu erbetteln, auch wenn der Meister in ein anderes Haus gezogen ist. Der Esel geht weiter zur selben Quelle, um zu trinken, auch wenn die Quelle versiegt ist und nichts als Lehm und Hufspuren da sind. Es kommt ihm nicht in den Sinn, sich umzuschauen, nachzusehen, wo etwa das Wasser von neuem hervorsprudelt, irgendwo anders, aus lebendigem Fels heraus. Gewohnheit! Gott ist zur menschlichen Gewohnheit geworden, und der Mensch erwartet, daß sich der Allmächtige gewohnheitsmäßig dazu hergebe. Was hingegen der Allmächtige – es ist einer seiner Wesenszüge – nicht mag. Er begibt sich fort und lacht, wenn der Mensch weiter betet zu dem Loch im Weltall.

„O kleines Loch in der Wand! O kleine Lücke, heilige kleine Lücke!" Wie jene russischen Bauersleute gebetet haben sollen, die eine Gottheit aus dem Loch in der Wand machten.

Darüber muß ich lachen. Und niemand wird mir einreden, daß der Allmächtige sich nicht vor Lachen schüttelt, wenn er sieht, wie alle Christenmenschen immer noch ihre Augen flehend himmelwärts nach dem Loch richten, welches der Große Gott hinterließ, als Er Seinen Thron nahm und wanderte.

Ich versichere euch noch einmal: es ist nicht Blasphemie. Fragt einen beliebigen Philosophen oder Theologen,

und er wird euch erklären, daß das eigentliche Problem für die Menschheit nicht darin besteht, ob Gott ist oder nicht ist. Gott ist stets, und wir wissens alle. Das Problem ist jedoch: wie gelangt man zu ihm. Dies ist das größte Problem, das je uns Gewohnheitsmenschen gestellt wurde. Die Theologen suchen zu ergründen: wie soll der Mensch sich zu Gott in Beziehung bringen, in lebendige Beziehung? Gleichbedeutend mit: wie soll der Mensch Gott *finden* ? Das ist das eigentliche Problem.

Gott sitzt ja nicht still irgendwo im Weltall. Warum sollte er auch? Auch er wandert seinen eigenen seltsamen Weg hin durch die Straßen der Zeit, über alle Hindernisse des Raums. Gerade so wie die Himmel sich fortbewegen. Wie der Himmelspol sich fortbewegt. Wir wissen jetzt, daß in jenen seltsamen Bewegungen der Himmel, die man Vorrücken nennt, die großen Sterne, Sternbilder und Planeten jederzeit ihre Stellung langsam, unmerkbar, aber vollkommen verändern, ja daß der Polarstern sich lautlos wegschleicht vom Pol. Viertausend Jahre zuvor war unser Polarstern gar kein Polarstern. Die Erde hatte einen andern. Auch jetzt ist der Polarstern seitwärts gegangen. Er steht gar nicht wirklich in der Achse des Himmels. Fragt nur irgendeinen Astronomen. Bald werden wir einen andern Polarstern haben.

Ebenso ist es auch mit dem Großen Gott. Langsam, lautlos, unmerkbar bewegt Er Seinen Thron, Zoll um Zoll, durch das Weltall hin. Zoll um Zoll über den blauen Himmelsgrund, bis Er zur Engelsleiter gelangt. Dann Schritt für Schritt treppabwärts.

Wo ist Er jetzt? Wo ist der Große Gott jetzt? Wo hat Er Seinen Thron aufgestellt?
Verloren haben wir Ihn! Verloren den Großen Gott! O Gott, o Gott, wir haben unsern Großen Gott verloren! Jesus, Jesus, Du bist der Weg! Jesus, Jesus, Du bist der Weg zum Vater, zum ewigen Gott!
Doch Jesus schüttelt Sein Haupt. Bei der großen Wanderung des Himmels hat auch der Fuß des Kreuzes sich fortbewegt. Die große majestätische Himmelsbewegung hat selbst das Kreuz Jesu langsam von seinem Platz auf Golgatha fortgeführt. Und Jesus, der unser Weg zu Gott war, ist abgegangen, hinter den Horizont, mit dem Vater.
So ist es. Mensch ist nur Mensch. Und selbst Gottheiten und der Große Gott gehen ihre Wege; schreiten langsam, unmerkbar durch die Himmel der Zeit und des Raumes irgendwohin, wir wissen nicht wohin. Nie stehen sie still. Sie gehen und gehen, bis sie dem Gesichtskreis des Menschen entschwinden.
Bis der Mensch seinen Großen Gott verlor, bis nur das Loch bleibt und Vorstellungen und leere Worte. Der Weg, selbst der große Weg des Heils führt nur zum Abgrund, zum Nichts, zum Loch.
Nicht wir sind daran schuld. Niemand ist schuld daran. Es ist die geheimnisvolle und hehre Art des Allmächtigen, der ebenfalls wandert. Für uns wenigstens wandert Er. Offenbar ist Er derselbe, heute, gestern und ewiglich. Gleich dem Polarstern. Wir wissen jetzt aber, daß der Polarstern langsam, doch unaufhaltsam seitwärts geht. Der Polarstern ist nicht mehr im Himmelspol.

Schritt für Schritt wandert Gott auf Seiner geheimnisvollen Reise von uns fort. Und wir, halsstarrige und eigenwillige Geschöpfe, wir beharren darauf, daß Er nicht von dannen kann. Gott gab uns einen Weg zu sich. Gott gab uns Jesum, und den Weg der Buße und Liebe, den Weg zu Gott. Das Heil durch Jesum Christum unsern Herrn.

Und daher versichern wir, daß der Allmächtige nicht mehr zurück kann. Er kann niemals wieder von uns fortgehen. Am Ende des Weges der Buße und Liebe, da *ist* Gott, da *muß* Er sein. Muß Er sein, weil ja Gott selbst *gesagt* hat, daß Er uns am Ende des Weges der Buße und Liebe aufnehmen werde.

Und Er *hat* auch schon Menschen am Ende dieses Weges aufgenommen. Unsere Väter nahm er sogar auf zum Heil und ewigen Frieden.

Folglich muß er uns doch auch aufnehmen.

Und doch tut Er es nicht. Der Weg führt nicht mehr zum Throne.

Wir sind die Angeführten.

Sind wir es wirklich? Hat Jesus je gesagt: *Ich bin der Weg, und es gibt keinen andern?* Zu jenem Zeitpunkt gab es keinen andern Weg. Viele Jahrhunderte lang gab es keinen andern. Doch der Himmel bewegte sich geheimnisvoll allezeit, und Gott ging seinen eigenen unnennbaren Weg. Allezeit mußte die Menschheit den Weg von neuem herstellen. Selbst der Weg mit Namen Jesus, der Weg des Christen zu Gott, mußte behutsam Jahrhundert um Jahrhundert geändert werden. Zur Zeit der Renaissance, dann im achtzehnten Jahrhundert

gabs auf dem Christenweg zu Gott große Kurven, neue seltsame Richtungen.
Tatsächlich hat weder Gott noch Jesus je gesagt, daß es einen einzigen geraden Heilsweg gäbe für immer und ewig. Im Gegenteil, Jesus wies auf das Wechselnde des Weges hin. Und, was mehr ist: Er wies das einzige Mittel, den rechten Weg zu finden. Den Heiligen Geist. Der Heilige Geist ist in dir. Und ist Geist, ewig Geist, nie ein Weg oder ein Wort. Jesus ist ein Weg und ein Wort. Gott ist das Ziel. Der Heilige Geist aber ist ewig geisthaft, unfaßbar. Und gegen diese unkörperliche Unfaßbarkeit darfst du niemals sündigen – sonst wehe dir.
Der Heilige Geist allein in dir vermag die neuen Bahnen des Großen Gottes im All der Schöpfung aufzuspüren. Der Heilige Geist ist der dunkle Hund des Himmels, auf dessen Lautgeben wir lauschen sollten, wenn er voraus springt ins Unbekannte, auf der Spur des geheimnisvollen ewigen Sichentfernens Gottes, der sich für immer von uns entfernt.
Und jetzt ist der Herrgott aus unserm Gesichtskreis geschritten. Der Fuß des Kreuzes hebt sich von dem Hügel empor und schwebt durch die Himmel. Der Polarstern steht nicht länger Posten im wirklichen Polzentrum. Wir alle sind falsch orientiert, alles ist in Unordnung geraten.
Gut, der Herrgott ließ uns ja weder blind noch trost- oder hilflos. Wir haben den Heiligen Geist. Und wir hören sein Rufen durch unheimliche Finsternisse, an anderen Orten.

Der Allmächtige hat Seinen Thron weitergerückt, und wir müssen einen neuen Weg finden. Darum müssen wir vom alten Wege loskommen. Man kann nicht auf dem alten Weg stehen bleiben, wenn man einen neuen finden will. Wir müssen unsern Weg zu Gott finden.
Von Zeit zu Zeit erwacht der Mensch und wird gewahr, daß der Allmächtige einen großen Umzug getan und den bekannten Gesichtskreis überschritten hat. Dann beginnt Rasen, Heulen und Verzweifeln. Besser wärs, man lauschte dem dunkeln Hunde des Himmels und tauchte forschend ins Dunkel des Unerforschten.
Von Zeit zu Zeit sendet der Große Gott einen neuen Heiland. Christen werden nicht weiterhin so kleinlich sein, zu behaupten, daß Jesus der einzige Heiland sei, der je vom Ewigen gesandt wurde. Noch andere Heilande gab es, in anderen Ländern, zu anderen Zeiten mit anderen Botschaften. Und sie alle Gottes Söhne. Sie alle teilten die Göttlichkeit mit dem Vater. Sie alle wiesen den Weg des Heils und des Rechts. Verschiedene Heilande. Verschiedene Heilswege. Verschiedene Polarsterne in dem großen wandernden All der Zeit. Und der unendliche Gott, ewig wechselnd und doch immer der gleiche unendliche Gott, am Ende all der verschiedenen Wege.
Frage ich dich also, ob du an Gott glaubst, so frage ich dich nicht, ob du den Weg zu Gott kennst. Für den Augenblick sind wir verloren. Wir wollen es ruhig zugeben. Keiner von uns kennt den Weg zu Gott. Der Herr der Zeit und des Raumes ist unserm Gesichtskreis entschwunden, und hier sitzen wir nun in unserer irdischen Welt, äußerst verblüfft. Wir wollen es zugeben.

Jesus, der Heiland, ist nicht mehr unser Heilsweg. Er *war* der Heiland, und *ist* es nicht mehr. Einstmals war es Mithras: und ist doch nicht Mithras geblieben, all die vielen Jahre hindurch. Nie *war* es Mithras für *uns*. Gott sendet verschiedene Heilande zu verschiedenen Völkern zu verschiedenen Zeiten.
Für den Augenblick also gibt es keinen Heiland. Die Juden haben dreitausend Jahre lang gewartet. Sie zogen halt vor, zu warten. Wir nicht. Jesus lehrte uns, was wir tun sollten, wenn Er, Christus, uns nicht mehr das Heil bringen könnte.
Wir gehen auf die Suche nach Gott, folgen dem Heiligen Geist und sind abhängig vom Heiligen Geist. Es gibt keinen Weg. Kein Wort, kein Licht. Der Heilige Geist ist geisthaft und unsichtbar. Der Heilige Geist ist nichts, wenn man so will. Doch hören wir sein seltsam Rufen, das seltsame Rufen eines Hundes auf der Spur, fern in unerforschter Wildnis. Und es macht großen Spaß, zu folgen. O ja, großen Spaß; Gott selbst macht es Spaß.
Ich selbst, ich glaube an Gott. Aber ich gehe auf einem andern Wege.
Adios! Und wenn du willst: *au revoir!*

Aus dem Englischen übertragen von Philipp Lehrs.

*

GEDICHTE
VON ALFRED WALTER HEYMEL

AN MEINE HEIMAT

Eingang

LAG der Held im Liebesbann bei den Zauberfraun,
schien der Heimat ganz entrückt, hub er an, zu schaun
hingenommen und verzückt nach dem Küstenrauch
seines Eilands meilenfern; und so spähn wir auch
lechzend nach der Heimkehr aus, die ein Dämon wehrt,
Tag und Tag nach unserer Stadt, unserem Land und Herd.

Name

Als dein Name plötzlich fiel, war ich so bewegt
wie ein Schiff vom Seitenwind; alles war erregt,
der Erinnerung dunkeles Meer, auch der Horizont,
Hoffnung war wie Wolkenflucht halb und schräg durchsonnt.
Wurde da der Wind zum Sturm, riß mich wilder fort,
warf mich hart an deinen Strand mit zerbrochenem Bord.
Wie ein Schiff auf Klippen rennt, so mein Herz zu dir.
Felsen du und ich ein Boot. Ruhe du, ich Gier,
Unrast, Willkür, Wut und Leid, Wanderstrom und Wind,
heimatloser Sturm auf See. Mutter du und Kind,
ein gelobtes Land bist du, ein Kometenlicht.
Bist mir Leuchte, Weg und Ziel, Urteil und Gericht.

Bildnis

Nun dein Bildnis vor mir stand, wußt ich keinen Rat,
Träne brach durchs Augenlid, es zerbrach die Tat.
Wieder irrt ich nur durchs Holz, ich erklomm die Wand
des Geklüftes trotz der Sucht nach dem ebenen Land.
Du mein frohes Weideland, goldenes Ährenfeld,
Augenausruh unbegrenzt, weite runde Welt.
Rote, helle Heide du, wie dein Reiz mich rief:
satte Luft von Feuchte schwer, Schatten dunkel, tief,
tief wie blaues Augenrund unter hellem Haar,
wie Kanal und Wasserlauf spiegelblank und klar.
Seelenausruh. Ach, im Schilf lag ich Nacht um Nacht,
habe sie dir, nur dir gelebt; habe sie dir durchwacht.

Traum

Auf einmal standst du vor mir, standst und sahst mich
an,
ließest schweigen mich durch nichts als der Augen Bann.
Tatest deine Kleider ab mit der weißen Hand,
bis du groß dich, Königin, hast zu mir gewandt;
führtest mich zum Lager hin, daß ich bei dir schlief,
kühl warst du und stumm, bis ich deinen Namen rief.
Da erschloß sich mir das Heil, daß ich wüßte nun,
welch Geheimnis mich betraf, daß ich durfte ruhn,
ausruhn von so langem Leid, dir entzweit zu sein.
Sieh, gekommen schien die Zeit, da wir Zwei zu Zwein.
Heimat, Herrin, Holdeste, bliebst du doch bei mir.
Bliebst du doch; ach wär ich doch endlich ganz bei dir!

*

MORGENRITT

Über morgenbunte Hügel
reit ich in den Tag hinein,
fröhlich funkeln Sporn und Bügel,
golden strahlt der Sonnenschein;
golden strahlen meine Zügel.

Morgendüfte, Morgenklänge,
Taugeglitzer längs dem Rain;
Farben, Lichter, welch Gedränge
will in meine Augen ein,
da ich frisch durchs Frische sprenge.

Sonne läßt uns dann ermatten,
so will ich ein Träumer sein,
und ich lenke in den Schatten.
An der Quelle schenk ich ein,
und mein Fuchs begrast die Matten.

Heimwärts nun mit munteren Schritten,
leicht verbrannt vom Sonnenschein.
Wie erfüllt sind alle Bitten,
alle Wünsche frei und rein.
Immer auf zu neuen Ritten.

*

VON EINEM AUSSÄTZIGEN

(LEGENDE EINER KLOSTERGRÜNDUNG)

VON REGINA ULLMANN

ICH bin der Einzige weit und breit, der solch ein Rößlein besitzet.
Ich besitz es als wie eine Blum. Es duftet. Ich hab es eitel gemacht, einen Spiegel hab ich ihm gezeiget. Auch hab ich es ein wenig berauscht.
Ja, es hüpfet und galoppieret. Es ziehet sein Bein hinauf. Auch neiget es gar melancholisch den Hals. Das stehet ihm mehr als einem Menschen. Dieweil das Kreatürliche der eitlen Frau Welt inniger zu Herzen gehet.
Viel Tage ließ ich ihm also seine Freiheit, die ihm nur mein Hund verwahret vor den schrecklich wilden Tieren, so in den Wäldern sind. Denn ich vermeinte, jeglichem Menschen müsse ein Glück geschehen sein, indem er mein Rößlein erblickte.
Aber wer verstund mich da, wer begriff es, daß ich mein Pläsier solchermaßen vergrößern wollt. Wer lachte nicht meiner. Wer verwunderte sich nicht drum. Und wer tadelte mich nicht drum. Ich fürcht, sie schmähen mich allesamt.
Drum soll ich der Welt gehorchen und lasse sein das nackte Pferd.

Gestern begann da der Lenz. Ich holt einen Sattel für das Rößlein. Der war gemacht worden einstmalen einem sarazenischen Fürstenkind. Und soll selbiges beim

Kreuzzug elend ums Leben gekommen sein. Wie man nämlich saget: vom Aussatz behaftet.
So, daß aus einem schönen reichen Knaben ein Bettler worden ist. Eine Kreatur vor den Tod; ohne allen Trost des christlichen Mitleidens und der Barmherzigkeit. Dieweil die Menschheit ein groß Grausen hat vor solchermaßen Gezeichneten und selbigen verbietet, sie um Hilf anzuschreien. Denn auch ihr Atem ist pures Gift.
Ja, solch Kreaturen müssen als wie ein Tier leben und sterben. Aber um welches Verschuldens willen sie die göttliche Straf auf sich gezogen, ist mir unbekannt.
Ist mir auch gar sehr befremdlich, daß solches an diesem Platz mir in den Sinn kommt von der Red meines Herrn Vaters, so Jahr und Tag her ist, allein um eines Sattels willen. Ich will es nicht ergründen. Ich will kein Sterbenswörtlein mehr drum verlieren. Ich will abermals mein Rößlein zeigen. Ich will es euch zeigen als wie ein schön Weibstück; schön in seinem Schmuck und Harnisch. Ich will es zeigen im Mantel. Ihr sollet wissen, daß dies hier mein nackt Rößlein war, das ich euch jetzund vergeblich hab vorgaloppieret und also vorgeführet. Als wie auf dem Pferdemarkt zu Zunderndorf.

Heut ist Chartag. Das seelige Leiden und Sterben unseres Herrn Jesu Christi. Es sind traurige Zeitläuft. Ich bin ein Waisenknab worden. Die Lieb von meinen Eltern hat ein End. Sie sind beide im Grab. Also fallet mir ein Blütenregen vor der Zeit. Deß ist noch nicht der Mond. Ich sehe von einem Saal aus durch das Gezweige den Gottesacker und ihren Grabhügel, gezieret mit einem

Denkstein, so am Himmel lehnet. Ein lieb Konterfei von ihrer ewigen Seeligkeit. So habe ich sie vor mir allzeit. Aber lieber wäre mir das: sie lebten noch. Ihre Lieb war ein weich Pfühl. Konnt aber auch sein ein Lustwäldchen, oder als wie ein Traubenles. Ein völlig Vergessen aller Ansehung und Person, aus Wonne und Innigkeit.
Wie wird das Paradies ihnen süß dünken, gleich dem Lindenhonig unserer Bienenkörb, so duftet und wie Licht aussiehet unter Laubbäumen, grün und golden. Dieweil die Erd den Himmel bedeutet für eine gläubige Seel.

Aber nunmehr ist mein Lamento ein groß Präludium worden vor dem Herrn, weil ein Stimmlein sich darein gemenget hat, welches Sanctus schreiet. Nämlich seiner Lieb zu Ehren, so es gefaßt hat. Doch kann ich es nicht sagen, da es zu meinem Lob geschieht.
Hat ihm mein Leid das Herz gerührt? Oder ist die Lieb das Herz eines von abertausend Blümchen, darein das Licht eines Tages hineinscheinet ... Mir ist es unbekannt. Das weiß Gott. Auch lobpreiset es nur mit den Augen. Ansonst ist es stumm. Nur an den Zaun geneiget, wartet es meines Ganges, wo ich ihn immer wende hin.
Du arm Kind. Hat dich die Liebe stumm gemacht? Hangest mit deinen weißen Ärmlein über den Hag. Ich spür es alsobald, ehe ich deiner ansichtig werd.
Es ist deine Lieb ein Vogel unter einem Netze. Die armen Flüglein dauern mich ... Soviel Himmel über ihnen ... Auch Bäum sind allda. Ganze Wälder ... Und der Grasboden so weit man siehet. – Aber das Netz darüber ... Arm Kreatürlein. Wer hat dich denn gefangen? Und

so listiger Art? Ich weiß es nimmer. Ich war es doch nicht selbst? Ich bin doch nicht auf ein Jagen nach dir gangen ... War fort schon am grauen Morgen. Denn mein Herr Vater wollt schon, da ich ein Knäblein war von sieben Jahren, ich sollt Mut lernen und ein Ziel haben. Vermeinete, die Welt sei eine gewaltige Fibel vor dem A-B-C-Schützen. Man sollt ihm zeigen mit Pfeil und Bogen, wie sie sei zu gebrauchen.

Einmal befahl er, als ich einen Hasen sah nahen: „Bet ein Gebet an Gott, aber so, daß dein Antlitz unbeweglich bleibet, dann magst du ihn an den Löffeln hochziehen.“ Deß wunderte ich mich nun. Aber ich hatt einen gar gewaltigen Respekt vor meinem Herrn Vater. Da betete ich denn. Und siehe, das Häslein kam bis an meine Füße.

Deine Lieb ist also von mir erlistet durch ein Gebet. Weiß aber nicht, wer mich solches Gesetz gelehret hat. War nicht mein Herr Vater. Auch nicht unser Gottvater im Himmel. Ist vielmehr eine Magia. Also, daß ich nicht fühlen mag, sondern bin wie der Jäger: ich harre ...

Aber ihr vergesset, meine lieben Leut, wie es in der Natur ist: Auch die Häslein warten allda und sind Jäger. Haben allerhand Gelüst. So da ist ein Krautgarten, suchen sie ihn heim. Ja ein Rübenfeld am hellichten Tage... Wissen sie gleich die Rüden in der Näh und wittern deß.

Und aber es hat unser Herrgott eine Gefahr so gewaltig groß in das Herz gemalet, daß wir unser Verbot schmählich übersehen haben, so wir es doch wagen, in den Krautgarten zu gehen ... So ist es beschaffen. –

Ihr Mägdlein seid gar wunderlich. Wahrlich, ihr dünket mich töricht mehr als verwegen. Aber mitnichten seid ihr es anders als kraft der Magie, so man Liebe heißet.

Drum deuchte mir, daß mirs nicht sollt an Mut gebrechen, bin ich gleich noch zu jung zur Eh. Ja, ich meinte, daß ich mich ihr versprechen sollt und verloben.
Aber ich kam nicht in ihr Haus. Es kamen beide Eltern auf meinen Weg zu, und als ob ich geredet, sagten sie mir das harte Wort: Ich sei ein elternloser Knab.
Und drum bin ich gänzlich verstummt. Und nur meine Seel redete also: „Sehet, ihr Leut, ich hab einen Weinberg und viele Felder, leuchtend als wie ein See. Ich hab Rinder zehn Joch und Rösser schwer. Zu dem dies Reittier.“ Jedoch zögerte ich, seine Tugend zu rühmen. Ich fürchtete mich zu mißfallen. Denn spielerische Freud ist ernsten Männern verhaßt. So meint ich nur, eine große Jagd hätt sein Ansehen. Und seinen Respekt.
Und zudem ein Garten um das Schloß, darin man sich konnt verlieren und fürchten in den hohen Wandelgängen, so der Taxus mit seinem uralten Wachstum und seiner sorgsamen Wartung ausgerichtet.
„Ich habe viele Leut. Die lieben alle meinen Herrn Vater und meine Frau Mutter, als lebten sie noch und regiereten ihr Haus. Und sie vergessen der Guttaten nimmer, die sie genossen. Ja, sie geben mir weise Lehr und guten Rat.“
Verschwiegen hab ich ihnen vor mir selbst das feierabendliche Spiel in ihrer Mitten, welches oft mehr als simpel ist. Ferner unsere heilige Anrufung für die

armen Seelen im Fegfeuer, so der Anschauung Gottes harren.

Aber wie ich es so im geheimen anstellte, es nützte mir nichts: es bliebe beim ersten Wort. Das fühlt ich gar sehr. Wir haben eine Lieb, welche nicht wagen darf herfürzugehen. Wie wäre sie denn so stumm? Ihr Angesicht ist als wie ein kleiner Marmelstein. Und so ein Licht drauf glühet, ist es nur das Sonnenlicht.

Ihr Wachstum ist mir beinah ganz verborgen hinter dieser Hecken. Aber besitzet es solch Ebenmaß als wie das Häuptlein, so ist es überaus schön. Das Mägdlein, sagt man, sei behext. Und man sagt recht so. Dieweil Lieb allzeit ein Hexenwerk gewesen ist. Keiner konnt es entzaubern, keiner als Gott im Himmel.

Ist abermals einer in meinem Haus tot.

Ein anderer aber will Musketier werden und ein Krieger.

„Willst du dann als ein Feind kommen", sprach ich, „und mein Haus zerstören, meinen Garten, meine Felder und meinen Weinberg? Willst du meinen Weinberg vernichten? Sag, möchtest du meinen Weinberg vernichten?"

„Tut nicht not, Herrlein," gibt der die schreckliche Antwort, „sind allda nicht mehr vorhanden."

Seither hab ich keine reine Freud mehr. Mein Besitz dünkt mir in seiner Hand. Ist ein gar grimmiger Musketier. Hab ihn nie vorher so gekannt. Meine Eltern sind ihm gut gewesen . . .

Solche, die da verstreuen Krieg und Unfrieden, sollten gerichtet werden, Aussatz und Pest sollt sie erreichen.

Das sind Leiden, damit man allein sein muß und in diesem Leben eine Heerschar nimmermehr bilden kann. Dieser Unbild habe ich schon Erwähnung getan bei meinem Rößlein. Da ich erzählt hab, was mein Herr Vater gesagt hat von der sarazenischen Rüstung.

Ich bin geritten an einem heißen Tag. Die Sonne blitzte. Saget man, dies große Leuchten kommt von Eden. Von eines Engels doppelschneidigem Schwert. Mein Roß schwitzte gar fürchterlich, wollt nicht weiter in der sarazenischen Rüstung.
Ich versuchte es dem Wald zuzureiten.
Derweil ich aber von seinem Rücken herabgestiegen bin, fällt es um und ist tot.
Ich hab gar sehr geschrien. Ja, ein großes Geschrei hab ich gemacht, bis daß alle kamen und schaueten. Ohne alle Ursach ist dies Rößlein verendet. Ist mir ein liebes Gespiel gewesen. Ein Frohmut, eine Tröstung. Ein schönes Tier ist Labsal, gibt Stolz und Mut seinem Herrn.
Alle, die da waren und schaueten, haben Leids geklagt und das Rößlein mitnichten auf den Schindanger getan, sondern verscharrt an Ort und Stell.
Ich will eine Kapell bauen daselbst, den heiligen Georg auf meinem Pferd.

Das Mägdlein von meinen Nachbarn schauet mich an und spricht nicht ein Wort. Ich meinte, es sei zungenlahm worden. Einen Tag lang hab ich solches gemeint.
Aber dermalen ist von einer Ulme ein Vöglein aus seinem Nest auf die Hecke niedergestürzt, zwischen

meinen Garten und ihren. Deß erbarmte sie sich gar sehr und tat ihr Tüchlein vom Busen und hüllte es ein. Und solchermaßen hält sie dem Vogelpaar das junge Tierlein unter die Augen, daß sie sich seiner erbarmen sollten, und redete so süß, daß ich vermeinte, ein Vöglein hätt es verstehen sollen. Also redet sie gar innig einem Vogel ins Herz. Bis daß er um ihre Schulter fliegt und gar sehr schreit. Aber getrauet sich nicht an das Mägdlein heran und flattert nur immerzu.
Dazu rauschen die Felder. Ein Wind hebet an, und ein schauerlich Blitzen fährt durch das Haferfeld. Und es donnert. Aber das Mägdlein steht wohl noch die Nacht da und deutet auf die Heck, wo das Vöglein lieget. Denn seine Geduld und sein Erbarmen ist gar groß. Aber da kommen die Frauen und nehmen es fort.

Ja, es war eine gar schreckliche Nacht. Wacheten allesamt.
Aber schreckhafter ist mein Tag anjetzt. Als wie ein Kornacker, daraus das himmlische Feuer ausgebrennet und ausgesenget etliche Plätze. Solche Unbill erleide ich jetzt. Weiß nicht von wannen. Ist das Rößlein mein Tod? Ist kaum glaubhaft, daß sein sarazenisch Rüstzeug mir diesen gottsträflichen Aussatz vermacht hat. Denn selbiger Sattel ist gar alt. Der Knab, welchem er einmal Leid gebracht, ist Staub und Moder.
Nein, anders ist es nicht, als daß mich Gott geschlagen hat bis in den Tod. Ich muß elend sterben. Muß sterben viel Tage und Nächte. Kann aber nicht. Also hat mir mein Herr Vater einmal, da ich noch ein Knäblein war,

erzählet von selbigem kreuzfahrenden Sarazenenknaben.
Und daher weiß ich es gar genau: Ein Tod, als meine Eltern traf in Fried und Seeligkeit, ist ein Schalmeien der Hirten, vor dem Leben des armen Aussätzigen.
Oh, die grausame Schand und Verspottung, so mir Gott zugemutet hat. Größer als das Leiden selbst. Und von wannen kommt mir die Strafe? Hab ich gespottet oder gehöhnt wider die Heiligkeit? Hab ich unterdrükket oder pfänden lassen? Bin ich der Unzucht schuldig? Hab ich das Mägdlein verfolget wider der Eltern Gebot? Habe ich meine Eltern verhöhnt und in Schande gebracht? Ist das eine Prob auf meinen christlichen Glauben? Nun, so klag ich die Schickung an, so mir zugefallen ist. Brauchet kein Musketier mehr sein teuflisch Werk anstellen. Ist schon getan. Item ich von dem Aussatz betroffen bin.
Ich hoffte gar sehr, ich könnt das Mäntelein nehmen und zudecken und bergen meine Schand. Item: es ist nicht unterm Mäntelein. Es ist im Angesichte. Ja, in meinem Angesichte. Da sitzet es. Als wie ein greulich und gefräßig Tier. Hat gar sehr Hunger. Solches beweist eine einzige Nacht.

Erstmals, da es offenbar ward, ging unser Zwerg. Und schon ists hiedurch, als sei'n tausend Jahr dahin. Ist aber erst zu dreimalen meine Stundenuhr abgelaufen.
„Sag, du Abgott einer menschlichen Häßlichkeit, reuet dich dein Angesicht? Ist ein solches Leiden zu schrecklich für ein Angesicht? Sag an, so das Opfer, das ich von

dir erbitt, zu groß ist für dein Angesicht, was ist mein Angesicht? Ist es ein Abscheu vor dem Herrn? Fluchte er ihm schon, da es noch in der Wiegen lag und auf Kleinkinderart vermeinete, die Welt sei ein weich Mutterbrust, daraus Milch fließet . . .
Sag, du Zwerglein, du kropfhalsiges Ungetüm, ist dein Dank als wie ein Licht, das mein Leiden ausgeblasen hat? Ist schwarze Nacht vor deiner Seel, daß sie keine Christenpflicht mehr kennet? Hat sie die Wohltat ganz vergessen, so mein Herr Vater an ihr vollbracht, da ich noch gar jung war und hilflos? Von selbiger Stund an, da eines diese Kreatur in Sack getan und mit Steinen beschweret; als da ist gewesen sein eigen Mutter . . .
Die wollt dich ersäufen in dem Fluß. ‚Solch eine Kreatur kann nicht leben', sagte sie und fühlte nimmer, daß eine Seel ist, was sie ersäufen will.
Ist dir nicht bekannt, wie mein Herr Vater dich annahm und aufzog und kleidete als einen Lustigmacher, der aus unserm Schüßlein aß? Vermeinetest du, das sei nur ein Spiel und Übermut gewesen?
Nun wohl, so du das glaubest, wünsch ich dir, daß die Steine, so mein Herr Vater aus dem Sack getan, dich blutig träfen und zu Tod. Denn Undank ist eine größere Sünd denn Meineid.
Ja, Unheil wünsch ich dir auf deinen Hals, du kropfhalsiger Zwerg, darob, daß du von mir fliehest und mein Leiden fürchtest also."

Ich hab das Mäntelein und Rüstzeug von meinem Rößlein genommen und den Aussatz darinnen gesucht. Ist

aber nichts sichtbarlich, denn lauter uralt eitle Pracht. Darauf hab ich der Schwermut nachgehangen und darin geruht als wie in einem Grab. Und bin in die Küche und hab all das verbrennet und, so es sich nicht schmelzen ließ, verscharret unter die Erd. Hat aber schrecklichen Gestank gemacht. Ärger als eine Hex im Feuerlein.
Oh, es ist leer und tot allda. Denn da ich kam mit des Rößleins Rüstzeug und Mäntelein, floh die Muhme, so ich also anrede. Ist eine alte Schaffnerin. Ja, ein alt Weib ist geflohen. Sie hat meine Frau Mutter, da selbige noch ein klein Kind war, auf dem Schoß gehabt. Fort ist sie. Fort, ohne Hab und Gut, das sie sich ersparet und erdarbet für ihr Alter und ihre kommende Bresthaftigkeit zu jeder Stund. Sie ist fort.
Da mein Frau Mutter starb, hatt sie mich als wie ein Kind. Meine Tränen war ihr Ysop. Ihr Mantel hanget da als wie am Galgen. Die Ärmel hangen hernieder. Sie ist allein und zu Fuße gegangen.
Aber nicht allein und zu Fuß ist fort, wer allda seine schönen Tage im Garten verbracht hat, im Forst, im Weinberg und Acker. Fort sind die, die die Truthühner, Pfauen und gemeineren Geflügel in ihrer Obhut gehabt. Ja, die Küh sind allein auf der Wiesen. Da weiß ich eine, welche kalbet. War das gesehen, daß so schnelle ein Schloß samt Garten und Waldung verödet war?
Von der Kapellen sehe ich noch die letzte Fuhr. Jetzt stehet sie ... Jetzt holet der Fuhrmann aus ... Kann sein, daß mich einer erblickt und mein Kommen gefürchtet hat ... Oh, ihr treuen Diener und Knecht,

ihr Mägd, ihr Kind: ich verfolge euch nicht. Es ist eine Demut mir aufgezwungen worden als wie Chyrene das Kreuz. Heilige sind demütig von Herzen. Bettler aber sind es aus Not. Und die Aussätzigen, weil sie armseelige Kreaturen sind, Hunde ohne Herren.

Ja, ihr möget mich sehen. Von ferne möget ihr mich anschauen. Es ist ein gruslig Vergnügen, als keines ihm gleichet, weder Erdbeben noch Brandschatzung.
Ein Mensch ist zum Fluch Gottes worden. Nicht ein Volk, nicht eine Hausgemeinde, nein, ein alleiniger Mensch.
Nicht ein Armer in Lumpen, verstoßen in der Fremde, auf daß er eine andere elende Ruhestatt finde für seinen schwärigen Leib ... nein, ein adelig Kind, ein Kind, deß Reichtum ausgebreitet war wie ein Teppich zu seinen Füßen ...
Ihn verlässet ein jeglicher und machet dadurch, indem er fliehet, seine Pracht und seinen Reichtum zur Wildnis. Wo soll mehr Korn wachsen, so keines geschnitten wird? Wie soll ein Brot kommen, so der Müller sich verkreucht und unsichtbar machet vor seinem Herrn? Ja, ihr Lieben, von allem ist noch eine Ernt. Diese verfallet von selbst. Dann hat alles ein End. Wird Wildnis. Amen.
Da mir die Muhme, als ich ein zart Kindlein war, Liedlein gelehret und Gesetzlein, da wollt ich, daß sie kein End hätten. Ich klagete einer solchen Weis nach voll Unverstand. Einzig darum, weil sie ein End hat. Nun hab ich ein solches Gesetzlein und eine solche Weis. Die ist mein Leid. Das nimmt nie ein End.

Ja, ihr lieben Leut, wollet mich sehen ganz aus der Fern. Wenngleich es euch graut vor mir ... Denn die Nas ist aus dem Angesicht. Eine Nas als wie ein Pfirsich. Weich, gesund und gestülpt nach oben zu ihrer eigenen Lustigkeit und anderer Pläsier. Sie ist vom Aussatz fort. Sie ist aufgespeiset von selbiger Pestilenz. Ich aber bin noch ohne sie. Ich schau in mich hinein. Und werd zusehends von mir selbst aufgespeist, wenngleich ich nicht will.

Ich bin allein und schrei um mich. Ich schrei als wie ein Tier. Ich schreie Gott. Ich schreie ihm, als da die Not seinen Namen schreiet. Ich schrie immerdar und fürchterlich.
Aber Gott ist auch fort aus diesem Haus. Es hat mir mein Ingesind seine Kleider gelassen und seine Silberlinge, seine Truhen und Kasten. Aber sie haben mitsamt das Tabernakel aus der Kapellen des St. Georg gehoben und die Monstranz und das Ziborium, darinnen die heilige Speisung verwahret ist. Ist es da also nicht wahr und offenbar, so ich sag: Gott ist mit ihnen gangen, er ist fort aus diesem Haus. Ging er gleich auch gebunden und in Stricken ...
Nun kommet, ihr bösen Geisterlein, die ihr so gern in einem leer gewordenen Haus einziehet. Kommet und nehmet von mir Besitz. Auch ich bin leer und hohl. Mein Spiegel saget mir, wie hohl als ich bin.
Mein Herr Vater war ein vielgelehrter Mann. Meine Frau Mutter ist eine Heilige gewesen. Eine fromme Weltfrau. Solches find ich bei ihr, nun ich viel lange Zeit hab und alle meine Tage such, so ich verloren hab. Aber

nicht Brettspiel nutzet mir mehr, noch Erdkund und Sternkund. Keine Musik ist mehr in einem Instrument. Sie sind alle gesprungen. Aber Psalmen, so in grobem Pergament eingemalt sind, die scheinen wie für mich gedichtet. Einen Bruder fand ich darinnen, das ist der Hiob. Der hat all solchen Schmerz. Aber Gott hat ihm lassen seine Nas und seinen Mund. Er hat ihm lassen sein Angesicht.

Der Wein ist reif. Ohn eines Menschen Hand. Da mich gar sehr hungerte, ging ich zum Speisen in den Weinberg. Da kamen die Hunde. Aber es waren andere, wenngleich es die gleichen sind. Die kannten auch nicht mehr ihren Herrn. Sondern vermeineten, es sei ein Bettelmann. Fürchterlich fletschten sie mir nach und gingen in meiner Spur. Wenn ich eine Weintraub langen wollt, bissen sie mich. Eine Traub, hatt ich sie schon, riß mir einer von den größeren Weinberghunden mit dem Maul fort.
Solcherweis kam ich an das Pförtlein, von welchem aus man unsere Ortschaft siehet. Und da mir bei diesem Anblick ein groß Verlangen nach meinesgleichen erwachete und ein Hunger nach Menschenwort und nach Menschenart, öffnete ich die Pforte, so zu dem Fußsteig gehöret als wie eine Hand zu ihrem Arm. Aber war bislang nur ein Knurren und Fletschen der Weinberghunde hörbar, ein Schnappen und in der Fußspur Folgen, fand jetzund ein Kampf statt als wie mit wilden Tieren. Es blutete meine Hand und meine Füß, und sie fürchteten nicht meinen Aussatz.

Einer machte mich fallen, indem er mir zwischen die Beine lief. Darum ließ ich ab eine kleine Weil und rastete. Da ließen sie ab von dem Kampf und schaueten mit mir in das Tal. So erkannt ich, daß sie mich als einen rochen, der allein sein muß und nimmermehr unter die Menschen kann.
Da ließ ich mich an einem Stein nieder und weinete bitterlich. Und die Hund leckten an meinen Schwären und bewegten die Rute und heuleten gar noch mehr, als sie sahen, daß meine Tränen kein End nahmen. Da kam mir ein Trost. Ich streichelte ihr rauh Fell und lobete ihr klug Ansinnen, so seinen Ursprung allein in Gottes Ratschluß hat.
Ich allein bin vom Aussatz heimgesucht. Es ist niemand, der außer mir davon behaftet wäre. Ein Hund ist mein Herr. Er lässet nicht geschehen, daß ich zu Menschen gehe. Weder bei Tag noch bei Nacht.
Wenn meine Hund meine Herren sind, sag mir, Gottvater, als wer ich stehe vor dir.

Seit etlichen Tagen find ich nichts mehr zu essen. Bald ist Christmonat, und suchen die Tiere ihren Bau, ihr Erdloch, einen hohlen Stamm, oder aber der Menschen Wohnung. In meinem Haus tappet es von Eichhorn und Wiesel und Vogelart. Ein Kakadu, so meinen Eltern aus Afrika durch einen Gast geschenket worden, naget an Tisch und Polster, so nichts ist für seinen desperaten Magen, der Welschkorn mahlete alle Tage. Ein Rab ist in meinem Haus und fürchtet sich nicht. Er sitzet auf einem Brotlaib und fürchtet sich nicht,

konnt aber samt seinem harten Schnabel nichts von dem Brot haben, denn es ist hart als wie ein Stein. Schlag ich aber mit einem Stock nach ihm, so krächzet er, als ob er in einem Brachfeld wär.

Was ist nur aus dem Mägdlein worden, so der vergiftete Pfeil Amors so schwer verletzet hat? Ist es auch geflohen, gleich wie die anderen und also schnell und ohne ein Zeichen mir zu lassen. Ein armseelig kleines Pfand?
Es ist wohl fort. Solches habe ich selbst mit angesehen. Aber einer nahm es an seinem schönen Gelöck wie ein Lämmlein, es aber stand und hielt sich an der Hecke und fürchtete kein Schlagen und Dräuen. Aber helfen durft ich ihm nicht, sintemal es vom Aussatz behaftet werden konnte gleich mir. Darum mußt ich es geschehen lassen und mit ansehen, wie sie an ihm Gewalt übten in zu großer Lieb und es auf den Armen davontrugen. Nicht aber eher, bis daß ich ging, unritterlich, wider mich selbst in Streit.

Ich bin heut auf dem Dachfirst gewesen. Mir war, als wenn mich ein Gespenst dazu antrieb: da hab ich unter meiner Wiege eine Klapper gefunden, eine Klapper, so den Aussätzigen zugeteilet ist.
Ich hab geweint. Ihr wisset nichts vom Weinen. Ich hab nur mehr ein Aug, das andere ist wie ausgelöscht und fortgeschwemmt von meinem Tränenguß.

Der Weinberg ist verschneit. In einer Nacht.
Das Mägdlein ist wieder da. Wie ein klein Hündlein ist es zurückgelaufen, von wannen man es verkaufet hat.

Ei ja, wie gern hätt ich meine Arm ausgestreckt und es hineingedrückt. Nun ist es aber eine Straf Gottes, daß ich entbehren muß aller guten Worte und aller Gebärde. Solches gehet mir ein. Denn auch das Mägdlein schweiget als wie zuvor. Und ich fürcht meinen eignen giftigen Hauch so, daß ich nicht an die Hecke tret, so es sich derselben naht.
O, was ist eine warme Speis. Sie ist als wie ein Mäntelein.

Ich kenn den Sonntag. Da präludiert das Mägdlein auf seinem Instrument. Auch ist ein Honigkuchen gebacken auf der Hecken.
Wenn ich mit meiner Klapper nah, gehet sie von dannen. So habe ich es ihr angedeutet. Alsbald geh ich hin und speis, was sie gerichtet hat.
Ihre Eltern beide sind längst fort. Sie sind geflohen allesamt. Sie aber ist wiedergekommen. Gott lohn ihr diesen hohen Mut und die Barmherzigkeit, so sie geübt hat an meinem Elend.
Lieb hab ich nimmermehr. Die Lieb ist mir erloschen.
Aber ich hab ein Staunen und Gebet, als wie vor einem Engel.
Ich kniet einmal, da sie kam. Da ging sie rückwärts hinaus und kam eine Zeit nimmer.
Gott geb dir die ewige Fröhlichkeit. Hier auf Erden ist dann dein Glück dahin.
Von ferne sehe ich dich am Brunnen. Da wringest du, als wolltest du zeigen als ein Gleichnis deinen Schmerz um mich. O, ich verstehe dich wohl, wenn du schon nicht mit mir redest.

Eine Tanne ist entwurzelt und an den Dachfirst niedergestürzt. Nun ist ein Loch darinnen.
Eine Treppe hat sich losgelöst, als wie ein Schiff vom Land gehet. Nun steig ich von dieser Seit nicht mehr hinab. Ich fürchte mich. Ich kann solch einen Sprung nicht tun.

Hab keine Zung mehr zum Essen. Der Gaumen, so Freud der Mahlzeit bedeutet, ist hin. Und dennoch will ich nicht sterben, will an der Stufe nicht stürzen. Aber wäre das Mägdlein nicht, möchte ich tot sein. Es ist ein heiliger Samaritan.

Hab gelernet, im Freien nächtigen. Im Haus ist es fürchterlich. Da kommen die Mäus und die Ratten. Kein Schlaf ist da.
Eine Tanne, unter der ich ruh, ist nachts als wie ein silberig Dach vom Mond. Die Sterne sind zum Zählen.

Die Wasserkunst ist eingefroren. Es regnet. Alsdann gefrieret es. Alles siehet aus wie Glas. Aber grau und traurig.

Der Schornstein auf dem First meines Schloßnachbarn raucht nimmer.
Die Supp stand nimmer auf der Heck.
Auch nicht am zweiten Tag.
Am dritten Tag hör ich ein Singen als wie eine Stimm aus fallenden Tropfen.
Ich vermein, ich dürft ihr nicht nahn. Dieweil meine Pestilenz ein Atemhauch schon übertraget.

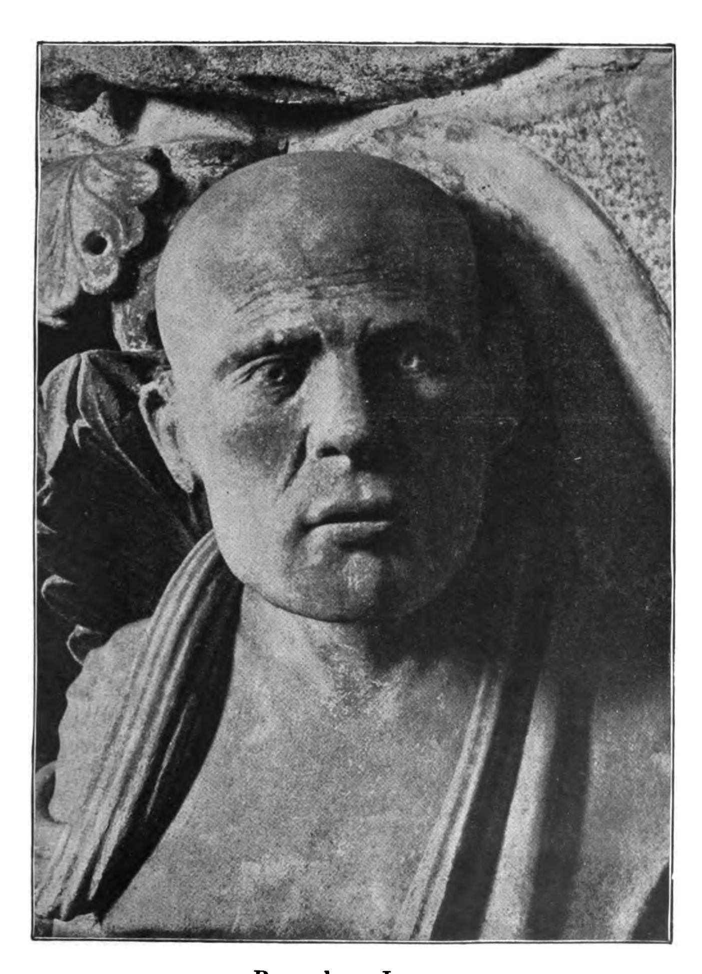
Und dennoch ist mirs schrecklich bange um die Maid.
Ich wach und brenn ein Licht. Da hör ich leis ein Weinen.
Wie wenn sie, schon von der Pest heimgesuchet, nicht wagte herfür zu gehen.
Im Mondlicht gehe ich mit meiner Klapper in ihren Garten.
Nirgends ist sie zu finden.
Aber an der Tür lieget sie. Das Schüßlein Suppe ist zerbrochen und die Speis verdorben.
So hab ich ein Fell geholt. Drauf mußt sie sich legen.
Und ein Fell darüber.
Nun bin ich ein Samaritan worden an ihr. Denn das Kind stirbt ohn meine Hilfe.
Zu viel Trost das.

Gott, du nimmst alles und lehrst uns, daß wir kein Trost haben sollen.
Ich fürchte Gott. Seine Strenge habe ich wohl kennen lernen. Da das Mägdlein wieder genesen sollt, begriff ich, daß ich seiner nimmer bedarf in Zukunft.
„Geh du!" sag ich mit meiner Hand. Ich sags zu dreien Malen. Dann gehet sie. Aber zögernd nur. Ich sehe, ihr tut das Herz weh. Ein Lieb der Barmherzigkeit lässet man ungern.
Wo ist ihres Bleibens fortan?
Unter Menschen nimmer. Einsiedlerin werden ist nichts für Weiber, keine christliche Übung für sie.
Mir kommt in Sinn, daß ein Kloster sechs Stund von da stehet, als wie eine Burg. Fromme Jungfrauen sind wohl

einhundert Stück darinnen. Das sag ich ihr. Ich sag es ihr, bis daß sie es versteht. Ich sag es ihr als wie ein Mysterienspiel. Ich mache es ihr vor. Ich zeig es ihr. Da gehet sie. Und kehrt nimmer um.

Nun bin ich allein. Ich bin von Wildnis umgeben. Ich bin als wie ein hohler Baum. Manchmal schreit Schmerz aus mir.
Viele Wildschweine sind durch meinen Forst gezogen. Fürchten mich nimmer. Jagd ist als wie zur Lust. Ich aber hab kein Bogen. Tod soll nicht mehr sein um meinetwillen.
Pfauenweiblein nächtiget am Fenster. Füchslein holet es. Blut ist. Aber habs nimmer mehr vergessen. Sind die Tiere, die jagen als ein Jäger. Pirschen voller List und Wachsamkeit.
Hörte einen Bär brummen.
Sechs Wölf als wie ein Schatten ziehen über den Schnee.
Hab zwei Raubvögel sich in der Luft töten sehn, bis daß der eine auf den andern herniederfiel in den Schnee. War gar schrecklich anzusehn. Leben um Leben. Ist gar bald dahin. Alle müssen gehen. Da ich noch selber Weidspiel trieb, merkte ich solches nicht. Dieweil ich selbst den Tod verursacht hab viel hundertmal.

Nun vergehet der Winter und ein gut Jahr beginnet. Brüten allda viel Tierlein.
Zeit ist um. Wieviel mal ist das Jahr wiedergekehret?
Sind keine Jäger da, kein Landmann, keine Knecht und Mägde. Ich Aussätziger, ich Gezeichneter bin alleinig.



Prophet Jonas
Relief im Dom zu Bamberg

Wann sind meine Eltern von dieser Erde gangen? Ich weiß es nimmer, und ihr Denkstein ist eingestürzt und völlig überwuchert.
Auch auf dem Friedhof sind die Füchslein.
Ein Mensch ist eine Kreatur, so ich nimmer glaub.
Meine Küh sind böse Tiere worden. Lassen mich nur schwer mehr an das Euter, so mir Nahrung gibt.
Ich zähl die Tage um des Sonntags willen, daß er mir verbleiben soll. Er bleibet nicht.
So ist ein Jahr ein Tag vor Gott.

Ich hab ein Grab gerichtet, da wo die Kapell für mein Rößlein stehet.
Da kommt eine Prozession.
Sind Männlein wie Weiblein. Sind Menschen. Sind lebendige Personen.
Nach Menschengedenken wieder meinesgleichen, so ich ihresgleichen noch bin.
Ich weiß es nicht.
Vermeinen sie denn, ich sei tot und sie können nun den Besitz antreten? Ich nehme meine Klapper und schrei ihnen entgegen fürchterlich.
Es kommet aber bald von da und bald von dort.
Als wie ein Echo.
Bis daß ich merke, daß es zwei Pilgrimzüge sind.
Mönche als wie Nonnen. Wollen allhier zwei Klöster errichten. Allwo meine Heimstatt ist und der Jungfrau Heimstatt ist.

Ich muß weinen. Menschen sind gar wunderbarlich. Diese hier sind gar tugendhaft. Die Jungfrau, welche meiner pflegte, hat sie dazu angestiftet. Sie fürchten sich allsamt nicht vor mir.
Jene Heck aber ist nach Jahr und Tag eine hohe Mauer worden.
So sehe ich nimmer mein Samaritan und Gespons, pfleget sie samt ihren heiligen Jungfrauen fernerhin der Barmherzigkeit an Gezeichneten und Ausgestoßenen.
Nur ein Instrument singt statt ihrer.
Und im Konvent wurde als Brauch beschlossen und als Wahrzeichen unserer Klostergründung, daß eine Nonn einmal des Jahres ein Tellerlein auf die Heck trägt.
Da speisen dann die Vögel.

Mein Weinberg ist geschnitten und gebunden.
Im Garten spielt wieder die Wasserkunst.
Die Mönche lesen in ihrem Brevier.
Ich knie an mein Grab und gedenk des Rößleins und des Spiegels.
Noch zu barmherzig ist unser Gott, noch zu gnädig. Ich fürcht mich um so vieler Güt. Ich fürchte Gott. Die Erd ist ein Paradies. Wenngleich sie auch ein Jammertal ist. Ein Paradies ist sie, so wir das Leiden verstehen. Ein Paradies ist sie, solches wir leiden müssen. Solches wir durchleiden müssen.

*

APHORISMEN
VON WILHELM HEINSE

VON DER ITALIENISCHEN REISE 1780—1783

Petrarca, Dante, Boccaz

PETRARCA war in den Augen der Vernunft ein schmachtender Narr sein Lebenlang, ohne alle Hofnung. Laura hätte ihn gewiß drüber gelassen, wenn er kein Poet gewesen wäre, und schon so viel Lärm geblasen hätte. Sie konnte nicht anders und mußte aushalten, so weh es ihr auch vielleicht in der Seele that; denn Petrarca war gewiß ein Mensch von dem feinsten Gefühl und außerordentlichem Talent. Nur äußerst schwach war er, und von allen Menschen seines Jahrhunderts umpfangen, die etwas zu bedeuten hatten; und dabey eben so eitel. Man muß gewiß Mitleiden mit ihm und der Laura haben; es war Schicksal; sie konnten nie zusammen, es war zu weltkundig. Er war am meisten Schuld aber, warum hörte er nie auf zu leyern? Großes hat er ganz und gar nichts sonst gethan, seine Poesie erhebt sich über andre, weil er beständig in guter Gesellschaft lebte.

Dante war ein Mann wie ein Fels, voll hohen Ehrgeitzes, deßwegen seine Theologie und Philosophie, er wollte über die berühmtesten seines Zeitalters hervorragen. Wenn er Kraft genug gehabt hätte, sie zu verachten, und einen bessern Plan zu seinem Gedicht genommen hätte, als so ein gothisches Gewirr: so wäre er der welsche Homer, oder ein ebenso originaler Mann für Italien wie Homer für Griechenland. Er hat Stärke, Feuer, tiefes

Gefühl, Einbildung, und männliche Würde; und Adel und Herrschungsgeist. Der Fürst unter den welschen Dichtern wird er deßwegen immer bleiben. Die Schicksale nach seiner Verbannung haben ihm nicht Ruhe und Heiterkeit genug gelassen.

Boccaz war unter beyden am mehrsten Mensch und der klügste. Er genoß das Leben, und wickelte sich durch die Welt, wie's am besten gehn wollte. Er lernte besser die niedrige Klasse von Leuten kennen, als jene, als Kaufmannsbursch, und Reisender mit allerley Art. Mit Leuten von Stande kam er aber nicht so zu recht, und vermochte wenig über sie. Deßwegen machte er auch so emsig den Bücherwurm, weil er wenig in Geschäften gebraucht wurde. Dante und er sind am mehrsten wahr; Petrarca geht meistens in der Luft mit den Füßen über der Erde. Der Mensch mit seinen fünf Sinnen hat mehr an ihnen.

Alle dreye sind wilde Stämme ihres Zeitalters, für sich selbst hervorgeschossen und nicht gesäet und gepflanzt. Sie haben Nahrung gesucht wie sie sie um sich her fanden aus Trieb ihrer Natur. Sie sind groß geworden und hernach hat sich alles unter ihren Schatten gesetzt. Dante und Boccaz sitzen eigentlich recht fest unter ihren Menschen und leben und weben mit ihnen, und sind nothwendig da und das was sie sind. Petrarca ist ein luftig Phantasiewesen, was zu jeder andern Zeit seyn konnte, wo gerad auch ein schönes reizendes Weib war, das sich nach Schicksal ihm nicht preis geben durfte; aber doch ist auch er bey seiner Laura aufgewachsen und kein Mäcen hat ihn gemacht.

[Goethes] Torquato Tasso

Ein geringes Haus mit den edelsten Materialien aufgeführt. Ein mittelmäßig Stück voll der lieblichsten Poesie, schönsten Bilder, sinnreichsten Gedanken.
Antonio, auf den alles gebaut ist, ist ein Unding, ein Widerspruch, sein Charakter außer aller poetischen Wahrscheinlichkeit. Grob bis zur Plumpheit in Gegenwart des ausgebildetsten Fürsten gegen einen seiner Günstlinge: und dabey ein ausgelernter Hofmann; ein Dichter ohne Ader und Phantasie: und spricht originel, in dem schönsten Ausdruck; alt und kalt wie ein Felsen: und will höllisch eifersüchtig die Gunst schöner Weiber mit Niemand theilen. – Welch ein Wort über die gesellschaftliche fast unbedeutende Krönung des Tasso im Garten: „Mir war es lang bekannt, daß im belohnen Alphons unmäßig ist!“ Welch ein bestialischer Neid!

Im 3ten Akt

„Der Lorbeer ist es und die Gunst der Frauen.“
Man sieht hier erst, daß Antonio als Dichter auf den Tasso neidisch ist. Und dann ferner bey dem, was Tasso von ihm sagt:

Er der mit steifem Sinn
Die Gunst der Musen zu ertrotzen glaubt?
Der, wenn er die Gedanken mancher Dichter
Zusammenreiht, sich selbst ein Dichter scheint.

So erscheint Antonio im ganzen Stücke nicht. Seine Sprache verräth einen ganz andern Mann.
Tasso ist am besten dargestellt. Doch sollte zur Täu-

schung mehr von seiner ersten unglücklichen Jugend gesagt werden, die ihn so mißtrauisch gemacht hat. Uebrigens erregt er bey seiner tollen Heftigkeit wenig Interesse. Es ging Göthen mit ihm wie mit seiner Maria, der Französin im Clavigo, auf diese sollte auch alles Interesse fallen. Das heißt sich sein Spiel selbst verhunzen. Marien machte er als eine schwindsüchtige Französin verächtlich und lächerlich, so daß es nicht mehr zu ersetzen ist: und so kann man nach der unbesonnenen heftigen Aufführung des Tasso auch kein Mitleiden mehr mit ihm haben; besonders wo er den Antonio zur Freundschaft zwingen will, welches überhaupt gegen seinen eignen Charakter und die Geschichte ist. Der Zweck eines Stücks ist nicht bloß Darstellung; diese ist nur Mittel.

Erhaben, und recht ins Ganze eingreifend wie Geist und Seele ist das Bild, das Tasso auf die letzt von sich gibt, mit der Welle, der sturmbewegten Welle:

In dieser Woge spiegelte so schön
Die Sonne sich, es ruhten die Gestirne
An dieser Brust, die zärtlich sich bewegte.

Die Prinzessin ist gar nicht theatralische Hauptperson, das sie doch seyn soll; sie weiß nicht recht, was sie will. Leonore San Vitale ganz gut, doch auch nicht theatralisch. Sie allein könnte Zweck haben, den Tasso in jeder Rücksicht zu gebrauchen. Der Herzog ist gut; nur zu geleckt. Alle drey gar zu gute Menschen; und Italiäner und Hofleute.

Göthe spricht übrigens zu sehr aus allen. Es spricht fast eins wie's andre.

Aus dem Stoffe hätte etwas ganz vortreflich hohes tragisches können gemacht werden: so bald Göthe den Tasso als großen Dichter aufstellen wollte, wie er gethan hat. Der Stoff ist ohngefehr, wie im wüthenden Ajax von Sophokles. Aber da ist Ulysses ein ganz andrer Mensch als Antonio. Und Ajax ohne Vergleich theatralischer als Tasso.
So gleicht dieser fast den neuern Italiänischen Stücken des sechzehnten Jahrhunderts, die man den Griechen nachmachte; kleinliche Leidenschaften.
Das Ganze ist eins von Göthens ausgearbeitetsten Werken; und es ist Schade, daß so viel göttliche gediegene Poesie für bloße müßige Lectüre ohne weitern Zweck verschwendet ist.
Die Personen kommen und gehen wieder, man weiß nicht, warum; sie fangen Gespräche und Abhandlungen an, man weiß auch nicht recht warum. Nichts im Zuge des Ganzen ist kräftig entschieden. Bloß das ist sichtbar: Tasso soll aus einem glücklichen Zustand durch seine Empfindlichkeit und Heftigkeit in einen unglücklichen gestürzt werden. Aber weder Glück noch Unglück ist theatralisch und bedeutend. Und die Mittel dazu unnatürlich, künstlich und unerheblich. Lächerlich ists so gar, wie auf die letzt die kleine Mittlerin Leonore, und dann der Herr Antonio und der Herzog durch die Scenen zucken, herbeygelaufen kommen und das armseelige Liebespaar überraschen. Ganz unweiblich ists, daß die Prinzessin der Leonore zuvor ihre Liebe gegen Tasso entdeckte, welche sie selbst gleich im Anfange mit ihrer Neigung gegen Tasso foppt. Eifersüchtig

hätten sie beyde auf einander seyn, und einander sich ihre Liebe verbergen sollen. Das ist Weiberart. Ueberhaupt ein paar matte gelehrte Creaturen. Das ganze Stück ist Widerspruch auf Widerspruch.
Göthe scheint immer eifersüchtig auf die Geschöpfe seiner eignen Phantasie zu seyn. Man merkt überall die Absicht, daß er der Meister und mehr seyn will, als sie – den Don Carlos im Clavigo vielleicht ausgenommen.

Aus Heinses sämtlichen Werken, Band VIII

*

EIN BRIEF

VON FRIEDERIKE TUGENDREICH VOLKMANN AN CHRISTIAN AUGUST HEINROTH IN LEIPZIG

GLEICH den Tag darauf als ich Ihren letzten, so reichhaltigen Brief bekommen hatte, mein theurer Freund! schrieb ich vier Seiten zur Antwort an Sie nieder. Mancherlei Störungen hinderten mich an der baldigen Vollendung des Angefangenen. – Jetzt will ich Ihnen schreiben, ohne mir vorzunehmen Ihnen gerade zu antworten. Vielleicht nähere ich mich zufällig der interessanten Bahn welche Sie mir eröffnen, u. wage um so unbefangener einige Schritte, wenn ich mir nicht bewußt werde, in welches erhabene Gebiet der herumschweifende Geist sich verlohren hat. In solch einer Art geistiger Mondsichtigkeit allein unternehme ichs einen Thurm



Caspar David Friedrich

Winterlandschaft

zu erklettern, aber wie selten überzeugen mich ein paar erbeutete, armselige junge Vögel, daß ich die Reise wirklich bestanden habe.

Innig freue ich mich, mein Freund! daß Sie uns nicht entrissen werden, wie es eine Zeitlang zu fürchten war. Ich weiß nicht, hat meine Begier nach geläuterter Seelennahrung, seit einigen Jahren noch mehr zugenommen, od. bin ich mich ihrer jetzt nur mehr bewußt? – Aber das weiß ich, daß ich mit heißer Sehnsucht nach Quellen umherblicke, den Durst zu kühlen. Mannigfaltiges both sich in dieser Hinsicht uns hier dar. In der Kunst hat sich mir ein ganz neues Feld eröffnet, Urtheil u. Gefühl zu beschäftigen. Eine Reihe interessanter Menschen, Fremde u. Einheimische sind in meiner Nähe vorübergegangen. Ich habe das charakterisirende der verschiedenartigen Wesen mit Gier aufgesogen, u. in meinem Gedächtnisse stehn eine Menge Menschen Skitzen die, obgleich unendlich von einander abweichend, wie die Formen in der bildenden Kunst, doch nach ein u. demselben Gesetze sind was sie sind. Was der messende Zirkel giebt, liegt den gröbern Umrissen der Figur zum Grunde, wie die bekannten Seelenvermögen der geistigen Gestalt des Menschen. Je nachdem aber die Natur bey der geistig. Formung ihres Lieblings mit dem Gesetzlichen frei umging, je nachdem sie die Augenlinien des Einen mehr oder weniger mit Urtheil, die Stirne mit Phantasie – die Brust mit Gefühl zeichnete, entstanden doch wohl einzig u. allein die zahllosen Verschiedenheiten, welche, bey aller Einfachheit der geistig. Elemente, die Menschenmasse zur buntesten Gallerie

machen. Auch der königliche Göthe – beneiden Sie mich — ist innerhalb meines Gesichtskreises aufgegangen.[1] Ehrfurchtsvoll habe ich nach dem herrlichen Sterne, leuchtend vor allen am Horizonte, gesehen, überzeugt, ich sähe eine Welt. Aber einen nähern Blick ließ die, schon äußerlich, erhabene Erscheinung in ihre innere Natur nicht leicht thun. Weder der almächtigen Harfe entfloh im Gesellschaftlich. Kreise nur ein leiser Ton, der die Hirten hätte ahnden lassen Phöbus weile unter ihnen, noch zeigte es der Lippen geflügelte Rede. Der Mann – der eine Sprache erfinden würde wie Raphael eine Maria dichtete, – fand selten den Ausdruck; mann mußte ihn oft errathen, u. im Ideen Reiche habe ich ihn gar nicht sich bewegen gesehn. Und doch war er heiter, sogar scherzhaft; das Letztere aber mit Schwerfälligkeit, u. ohne allen Witz. Dieser mächtige Geist, der sein Dasein in den dunkeln, durchborenden Augen verkündet, die in der That zuweilen einem tödlichen Geschoß gleichen, dessen Herrschaft sich in der ganzen ungeheuer despotisch. Gestalt ausspricht, daß mann meint, wenn die Thüren sich öffnen sie einzulassen, die Wände müßten eben so vor ihr zurückweichen — dieser Geist trägt doch auch seine Fesseln; – würde er sonst nicht überall Göthe sein? Daß auch solche Genien eine Bannung erfahren können, ist wohl einestheils beruhigend für uns dienende Schaaren, immer bleibt aber die mangelhafte Freiheit des Menschen ein Gegenstand meiner schmerzlichen Trauer. Erschöpft vom Ringen

[1] bei dem Besuch mit Riemer in Dresden 1810, von Teplitz kommend.

danach bin ich oft hingesunken. Bald hat meine moralische Gestalt Verwandlungen erfahren, daß ich bey den entgegengesetztesten Erscheinungen nicht gewußt habe, welche Physionomie mir eigentlich gehört? – Bald habe ich bey allem lebendigen Willen etwas Bestimmtes zu sein, meinen Zweck nicht zu erreichen vermogt, Unsinnig hat das Herz sich oft von der Einsicht getrennt – u. eben so oft ist mirs nur durch das Herbeyrufen guter Gefühle gelungen, den Spruch der Vernunft zu erfüllen. Ist das Freiheit wenn mann sich so durchs Leben betteln muß? – Was werden Sie sagen wenn ich Ihnen gestehe, daß ich Göthens Fähigkeit uns die verschiedenartigsten Erscheinungen mit gleicher Wahrheit zu zeichnen, weit mehr in – Charakterlosigkeit als Willkühr suche? Göthe, meine ich – drückt wie Faust, Himmel u. Hölle an seine Brust. In der lezten mag er nicht bleiben, in dem Ersten kann er sich nicht halten. Er ist selbst hoch wo er Hoch – platt wo er platt erscheint. Ich erschrecke wenn ich bedenke was ich Göthen durch diese Meinung abspreche, als Mensch u. Dichter, meine Meinung stützt sich aber auf Beobachtung der Menschlich. Natur. Und wie viel Verdienst bleibt Göthe als Dichter immer noch übrig. Wer als Er konnte eine Mariane zeichnen? Nach meiner Einsicht eins seiner größten Meisterstücke, u. ein Werk vollkommener Freiheit. Durch welche seine Organe der Mann dahin gekommen ist, die schöne einfache Mädchen Natur zu begreifen, ist mir ein unbegreifliches Wunder . . .
Ich habe Göthe recht wohl verstanden, mit seinem Gesetz der Anziehung im Geisterreiche; ähnlich dem in der

Physischen Natur; u. soll ichs Ihnen gestehn? Ich stimme ihm (wie ichs genommen habe) bey. Es werden uns oft Menschen, deren überwiegende Unvollkommenheiten wir einsehen, durch einen leisen, nicht zu benennenden Ton in ihrem Wesen, der eine Seite des unsrigen trift die in die dunkeln Hallen des Gefühls aufgezogen ist, unnennbar angenehm. Das Nahmenlose was von ihnen ausgeht, unser uns selbst Unbekanntes zu berühren, erregt ein so angenehmes Erzittern unseres Wesens, wie es sonst durch nichts hervorgerufen werden kann. Wir, die wir sonst so scharf rechnen mit den Leistungen unserer Nächsten, bemerken die Mängel unseres a. aber es ist uns doch theuer weil wir nun einmal b. sind. Damit ist ja aber unsere Freiheit nicht verlohren. Es ist ein ganz gewöhnlicher Tummelplatz wo die Vernunft mit dem Gefühle sich turniert. Charlotte u. der Hauptm. verhielten sich, von dem Augenblicke an wo es ihnen Licht über sich selbst geworden, als wäre der wunderbare Einklang nicht unter ihnen. Ist das nicht frey, dem Naturzwange zum Trotz? – Kann denn etwas Größeres geschehen als das physische Ich dem geistigen Ich opfern? Und zwar so daß in unserm Wirkungskreise nichts zertrümmert wird, durch unsere gewaltsame Bewegung, wie Ottilie durch ihre confulsivischen Bewegungen alles Glück zerriß, das von ihr ausgehn sollte. Charlotte zertrümmerte ihr Glück ja nicht, Ottilie u. ihr Mann zertrümmerten es ihr eine Zeitlang, aber die starke Seele hat es nothwendig in sich selbst wiedergefunden, weil das Geisterreich (dessen Unterthanin sie doch warlich war) beseeligte – ...

Der Mahler Friedrich hat für mein Gefühl wieder Etwas herrliches geschaffen. Zwei kleine Winterlandschaften. Dicker Schnee bedeckt auf beiden die Flur. Auf dem einen hängt der dunkelblaue ganz verschloßne Himmel voll Schnee, nirgends ein Lichtpunkt. Von einem gefällten Eichenheine, dessen Sturze zum Theil sichtbar sind, stehn noch zwei Steineichen, kräftig, u. doch leicht in die Luft hinein gezeichnet, u. füllen beinah das ganze Bild. Ein Greiß schwankt auf Krücken durch die Einöde u. den Schnee.
Auf dem 2ten Blatte sehen wir eine Gruppe junges Nadelgehölz von Schnee belastet sich über der weiten beschneiten Fläche erheben. Das warme Grün leuchtet frisch durch das kalte Weiß. Vor der Baumwand ist ein Kreutz errichtet. Bis hierher ist der Wanderer gekommen. Auf den Boden gestreckt, das Haupt auf einem Stein rnhend – die Krücken von sich geworfen, starrt er nach dem tröstenden Simbole. Ein rosiges Abendgewölk am Horizonte erhellt die Umrisse eines fernen gotischen Doms.[1] — Hier sage ich Ihnen u. Ihrer Geliebten Lebewohl! u. fühle bey Allem was heilig ist daß ich bin

Ihre Freundin

d. 22t. Juni 1811. Fr. Volkmann.

---

[1] Die beiden Bilder Caspar David Friedrichs waren nicht zu ermitteln. Nach dem zweiten existiert ein farbiges Aquatinta-Blatt, das auf einer Tafel (vgl. Seite 56) wiedergegeben wird.

Aus „Die Jugendfreunde des alten Mannes“, herausgegeben von Ludwig Volkmann.

*



ZWEI GEDICHTE

VON ERNST BERTRAM

DER WEISSE WALD

SCHÖN ist der Tod, der so weich aus der innigsten Luft
Flockt und flimmert herab. Stumm ist der Tann.
Schlafen, schlafen ist gut. Schwarz war der Wald.
O wie lieb ist das Licht! Weihnacht ist nun.

Heben Wolken mich auf, wollen mich leicht
Hin in die Heimat tun, die mich verlor?
Süß ist Ruhe dem Fuß, Fliegen dem Leib.
Ferne tobt schon die Jagd, ferner der Mord.

Tut sich das Tannichte auf? O du erscheinst,
Heilige Wiese des Tods! Siehe das Tier
Riesigen Blicks: zwischen dem wilden Geweih
Hoch das demantene Kreuz. Tötendes Licht —

*

NÖCK IM STROMFALL

Hört ihr ihn harfen im Fall?
Seht ihr den froschichten Mund
Klagen, den runden Blick
Gehn in dem regnenden Glas?
Schön ist das tödliche Lied.

Hört, wie die Weise ihm kehrt
Immer älteren Lauts,
Sonderbareren Grams.
Riesiger greift sein grün
Harfender Daumen das Lied.

Aber singt es nicht nach!
Säng es ein Menschenhaupt,
Tanzen müßte die Welt
Gräßlichen Tanz. O bewahrt!
Zucken würden die Berge
Und Gelächter aus Tieren gehn.
Hütet, hütet! Er schweigt
Runderen Augs. Sein Mund
Faltet sich.
Singt ihm nicht nach!

*

BEETHOVENS LIEDER AN DIE FERNE GELIEBTE

VON MAX FRIEDLAENDER

ALS Beethoven diesen Zyklus, seine persönlichste Liedschöpfung, i. J. 1816 komponierte, stand er im 46. Lebensjahre und im Zenit seines äußeren Ruhmes. Zwei Jahre zuvor hatte er jene berühmte Akademie im Redoutensaale abgehalten, unter deren 6000 Besuchern sich fast sämtliche zum Wiener Kongreß versammelten

Monarchen Europas befanden. Die wiederholte Aufführung der „Schlachtsymphonie“ – dieses äußerlichsten, aber effektvollsten seiner Orchesterwerke – hatte ihm gerade damals nicht nur die höchsten Ehren seines Lebens gebracht, wie z. B. die Ehrenbürgerschaft der Stadt Wien, sondern ihm auch bei den breiten Massen eine Volkstümlichkeit gewonnen, die sich manchmal in rührender Weise kundgab. Das Decrescendo seiner äußeren Umstände mag ihn für diese kleinen Freuden doppelt empfänglich gemacht haben, da ihm das Leben größere immer unerbittlicher versagte. Sein Gehörleiden, dessen erste Anzeichen ihn schon 19 Jahre früher beunruhigt hatten und das sich seitdem ständig verschlimmerte, schnitt ihn immer mehr von der Außenwelt ab. Es zeigte sich, daß er nicht mehr fähig war, eine Aufführung zu leiten. In dem erwähnten Konzert vom Jahre 1814 hatte er zwar vom Kapellmeisterpulte dirigiert, Orchester und Chor aber folgten dem Violinbogen des Konzertmeisters Umlauff. Von nun an war ihm Hören nur möglich, wenn man in seiner unmittelbaren Nähe stand und ihm laut ins linke Ohr sprach, – bis schließlich die tückische Krankheit sein Gehör auch dem letzten äußeren Hall und Schall verschloß. Fortan sah er sich des schönsten Lohnes des schaffenden Musikers beraubt, des Lohnes, sich die eigene Schöpfung in kräftiger Lebensfülle wie ein Fremdes entgegenkommen zu lassen – jenes Pygmalionwunders, das jeder Komponist bei der ersten Aufführung eines neuen Werkes erlebt.

Nächst den tiefen Seelenschmerzen, die dem Meister das Bewußtsein von der Unabänderlichkeit des Geschickes

schuf, nagten an ihm schwere Sorgen um seinen als Mündel angenommenen Neffen Karl, der alle aufopferungsvolle väterliche Liebe mit unwürdigem Verhalten belohnte und den Namen Beethoven schändete, – der empfindlichste Schmerz, der dem stolzen, tief sittlich empfindenden Meister bereitet werden konnte. Dazu kamen tausend Verdrießlichkeiten des Alltags, die ihm das Leben vergällten: Unregelmäßigkeit des Haushaltes, fortwährender Wechsel von Wohnung und Dienstpersonal, Geldverlegenheiten. Oft hatte Beethoven Schulden aufnehmen müssen, auch Vorschüsse bei der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, bei den Verlegern Steiner-Haslinger in Wien, bei Peters in Leipzig: Vorschüsse auf später zu schreibende Werke, die er aber zum Teil gar nicht, zum Teil erst lange nach der verabredeten Frist lieferte.

Es leuchtet ein, daß Beethovens Schaffenskraft durch die geschilderten Umstände stark beeinträchtigt wurde. Die Unerfreulichkeit seiner Lage verschärfte sich noch durch den Verlust und die Abwesenheit mancher Freunde, deren Teilnahme er gerade in jener kritischen Zeit schmerzlich entbehren mußte; seine einflußreichsten und zugleich kunstverständigsten Gönner: die Fürsten Lichnowsky und Kinsky, waren gestorben, Fürst Rasumowsky in materieller Bedrängnis, die Gräfin Erdödy lebte in Kroatien, Baron Zmeskall war krank, sein Schüler Ferdinand Ries in London, der große Geiger Schuppanzigh in Rußland, und von dem ihm ans Herz gewachsenen jüngsten Sohn seiner mütterlichen Bonner Freundin, Stephan von Breuning,

trennte ihn eine Entfremdung, die damals dauernd zu bleiben schien. Kein Wunder, daß der Arbeitsertrag jener Jahre verhältnismäßig gering erscheint, namentlich wenn man ihn an Beethovens sonstiger Fruchtbarkeit mißt; hatte doch der Meister seit 1795, als er aus der Schule Jos. Haydns und Albrechtsbergers ins Leben trat, volle 18 Jahre hindurch seine Werke in wahrer Eruption herausgeschleudert. Und was waren es für Werke: die Symphonien I bis VII, die Streichquartette op. 18, 59, 73, 95, Streichtrios op. 3, 8 und 9, das Violinkonzert, die fünf Klavierkonzerte, die 26 Klaviersonaten op. 2 bis 81a, die zehn Violinsonaten, die Klaviertrios op. 1, 70 und 97, der Fidelio, die Musik zum Egmont -- kein Semester war ohne reiche, beglückende Frucht geblieben, und noch das Jahr 1814 hatte neben der dritten Bearbeitung der Oper die schöne Klaviersonate op. 90, die Ouvertüre in C-Dur op. 115, den Elegischen Gesang und Bearbeitungen schottischer und irischer Volkslieder gebracht, daneben allerdings auch Nieten wie die Kantate „Der glorreiche Augenblick". Weniger reich war der Ertrag des Jahres 1815, der außer weiteren Bearbeitungen von Volksliedern nur noch die beiden Violoncellsonaten op. 102 und den Chor: „Meeresstille und glückliche Fahrt" aufweist, – ein überaus geringes Ergebnis, verglichen mit den vorangegangenen 18 Jahren. Und doch stellt die Periode nicht einen Stillstand dar. Ähnlich wie man in Rembrandts Schaffen in den fünfziger Jahren, der Zeit des Überganges zur letzten Periode der braunen gesättigten Farben, von produktiver Unfruchtbarkeit sprechen kann, in

der sich seine letzten gewaltigen Schöpfungen vorbereiteten, so auch bei Beethoven: begann doch auch bei ihm nach wenigen Jahren eine neue Eruption von Meisterwerken: die neunte Symphonie, die Große Messe, die letzten Sonaten, die letzten Streichquartette.
Seit dem Jahre 1815 zog sich Beethoven immer mehr von der Welt zurück; äußere Impulse regen ihn nur zu unbedeutenden Gelegenheitsarbeiten an, zu allen größeren Kompositionen nimmt er den Trieb zum Schaffen aus dem eigenen Innern. Dies aber war seit langer Zeit förmlich aufgewühlt durch eine reine Liebe zu einem Mädchen, dessen Namen bis jetzt nicht sicher festgestellt werden kann, – eine Liebe, die ihn viel tiefer als irgendeine seiner früheren ergriffen hat. Es ist keine andere als die „unsterbliche Geliebte“, an die Beethoven im Jahre 1812 den ergreifendsten Brief seines Lebens geschrieben hatte:

Am 6. Juli, morgens

Mein Engel, mein alles, mein Ich – nur einige Worte heute, und zwar mit Bleistift (mit Deinem) – Warum dieser tiefe Gram, wo die Notwendigkeit spricht – kann unsere Liebe anders bestehen als durch Aufopferungen, durch nicht alles verlangen, kannst Du es ändern, daß Du nicht ganz mein, ich nicht ganz Dein bin. — Ach Gott, blick in die schöne Natur und beruhige Dein Gemüt über das Müssende – die Liebe fordert alles und ganz mit Recht, so ist es mir mit Dir, Dir mit mir — nur vergißt Du so leicht, daß ich für mich und für Dich leben muß – wären wir

ganz vereinigt, Du würdest dieses Schmerzliche ebensowenig als ich empfinden.

... Die Brust ist voll Dir viel zu sagen – ach – es gibt Momente, wo ich finde, daß die Sprache noch gar nichts ist – erheitere Dich – bleibe mein treuer, einziger Schatz, mein alles, wie ich Dir; das übrige müssen die Götter schicken, was für uns sein muß und sein soll. –

Dein treuer Ludwig

Guten Morgen, am 7. Juli

... Schon im Bette drängen sich die Ideen zu Dir, meine unsterbliche Geliebte, hier und da freudig, dann wieder traurig, vom Schicksale abwartend, ob es uns erhört – Leben kann ich entweder nur ganz mit Dir oder gar nicht, ja, ich habe beschlossen in der Ferne so lange herumzuirren, bis ich in Deine Arme fliegen kann und mich ganz heimatlich bei Dir nennen kann, meine Seele von Dir umgeben ins Reich der Geister schicken kann. – Ja, leider muß es sein – Du wirst Dich fassen, um so mehr da Du meine Treue gegen Dich kennst, nie kann eine andere mein Herz besitzen, nie – nie – o Gott, warum sich entfernen müssen, was man so liebt, und doch ist mein Leben in W. so wie jetzt ein kümmerliches Leben – Deine Liebe machte mich zum Glücklichsten und zum Unglücklichsten zugleich – in meinen Jahren jetzt bedürfte ich einiger Einförmigkeit, Gleichheit des Lebens – kann diese bei unserm Verhältnisse bestehen? – Engel, eben erfahre ich, daß die Post alle Tage abgeht – und ich muß daher schließen, damit Du den B(rief) gleich erhältst – Sei ruhig – liebe mich – heute –

gestern — welche Sehnsucht mit Tränen nach Dir — Dir — Dir — mein Leben — mein alles — leb wohl — o liebe mich fort — verkenne nie das treuste Herz Deines geliebten

L.

ewig Dein
ewig mein
ewig uns.

Näheres über die in diesen ergreifenden, in ihrer Leidenschaft geradezu stammelnden Worten angeredete Geliebte erfahren wir durch zuverlässige Aufzeichnungen der Tochter des Wiener Schuldirektors Giannatasio del Rio, dem Beethoven seinen Neffen anvertraut hatte. Sie lauten:
„Mein Vater meinte, Beethoven könne sich von dem traurigen Übelstand seiner häuslichen Verhältnisse nur durch ein eheliches Band befreien, und ob er denn niemanden kenne usw. Da war denn unsere langgehabte Ahnung bestätigt: Er liebe unglücklich! Seit fünf Jahren habe er eine Person kennen gelernt, mit welcher er sich näher zu verbinden für das höchste Glück seines Lebens gehalten hätte. Jetzt aber sei nicht daran zu denken, fast Unmöglichkeit, eine Chimäre. ‚Dennoch ist es jetzt noch wie am ersten Tage.'"
Diese Harmonie, setzte er hinzu, habe er noch nicht gefunden! Doch es ist zu keiner Erklärung gekommen, er habe es noch nicht aus dem Gemüt bringen können.
Oben berichtete ich bereits, daß es trotz eifrigster Bemühung der Beethovenforschung bisher noch nicht gelungen ist, völlig Sicheres über die Persönlichkeit der

„Unsterblichen Geliebten“ festzustellen. Große Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß es die damals 37jährige Gräfin Therese Brunswick war, die Schwester eines der besten Freunde Beethovens, der er i. J. 1810 seine Fis-Moll-Sonate op. 78 gewidmet hatte und deren Bild mit der schönen, monumentalen Widmung:

Dem seltenen Genie
Dem großen Künstler
Dem guten Menschen von T. B.

sich in Beethovens Nachlasse fand. – Andere Spuren könnten auf eine ähnlich begabte und reizvolle junge Berlinerin führen: Amalie Sebald, deren Anmut bereits Carl Maria v. Weber bezaubert hatte. Von Beethoven, der ihr i. J. 1812 von neuem in Teplitz begegnet war, sind Briefe von ungewöhnlicher Wärme und Schalkhaftigkeit erhalten. Und wenn der in der folgenden Tagebuchnotiz stehende verschnörkelte Buchstabe wirklich A bedeutet (was beinahe sicher ist), so ließe sich daraus schließen, daß Beethovens Neigung zu Amalie alles in ihm aufgewühlt hat. Lückenlos ist aber noch kein Beweis geführt.

Früher einmal, als Beethovens Herz ähnlich bewegt und eine Hoffnung fehlgeschlagen war, hatte er in sein Tagebuch geschrieben:

„Du darfst nicht Mensch sein, für dich nicht, nur für andere, für dich gibts kein Glück mehr, als in dir selbst, in deiner Kunst – o Gott! gib Kraft, mich zu besiegen, mich darf ja nichts mehr an das Leben fesseln. Auf diese Art mit A. geht alles zugrunde!“

Aus den großen Schmerzen, die ihm Leben und Liebe brachten, hat er im allgemeinen nicht kleine Lieder gemacht, sondern mächtige Sonaten und Symphoniesätze. Diesmal aber sprach er sein Sehnen und sein Leid in einem Liederkreis aus, dem ersten wirklichen Zyklus von Liedern, den wir besitzen. Beethoven selbst gab ihm den Titel: „Liederkreis an die ferne Geliebte"....

Eigentümlich ist sein Verhältnis zu den Dichtungen. Beethoven schreibt Musik, und zwar wundervolle Musik zu den Worten, aber er saugt die Dichtung nicht so völlig auf, wie es vor ihm Mozart, nach ihm Weber, Schubert, Wagner taten. Vielmehr benutzt er den Text mehr als Grundlage zu selbständigem Musizieren. Und der Instrumentalmusiker verleugnet sich hier ebensowenig wie in seinen meisten größeren Vokalkompositionen....

Über die einzelnen Lieder des Zyklus mögen hier noch einige Worte folgen. Gleich in „Auf dem Hügel sitz ich spähend" tritt das Wesentliche des vorher erwähnten Variationsprinzips deutlich zutage: Beethoven verändert in diesem Eingangsliede nur die Begleitung, während die Singstimme im wesentlichen dieselbe bleibt.... Von Einzelheiten seien hervorgehoben zunächst der ausdrucksvolle Sprung der Melodie nach der unteren Sext zu den Worten: „spähend", „geschieden", „dringen", „weichet"; ferner in der 3. Strophe die drängende Synkope bei „glühend", wie auch die eindringlich malende Begleitung bei „Seufzer"; endlich der für Beethoven so charakteristische Übergang vom Crescendo zum Piano,

dem wir in seinen Symphonien und Sonaten so oft begegnen, der aber hier, wo es sich um das Wort „klagen“ handelt, von besonderer Wirksamkeit ist. Sehr eigen wirkt zum Schlusse der Übergang in die zweite Nummer des Zyklus.

Von wenigen Werken in kleinerem Format haben sich so zahlreiche Skizzen gefunden wie vom Liederkreis. Sie zeigen, daß Beethoven vom ersten Beginn an den gesamten Zyklus im Auge gehabt hat. Denn unmittelbar an die Entwürfe zum ersten Liede schließen sich in bunter Reihe die zum sechsten, zweiten und vierten, öfter unterbrochen durch wiederholte Ansätze zu: „Auf dem Hügel sitz ich spähend“. – Für die Beethovenforschung ist es ein besonderer Glücksfall, daß der Meister der Nachwelt tiefere Blicke in seine geistige Werkstatt gegönnt hat als irgendein anderer Komponist. Ihm war es Bedürfnis, alles aufzuzeichnen. Und so enthält die Fülle von Skizzenblättern und -büchern die oft unscheinbaren Keime seiner Melodien, unfertige Motive, die erst durch eine lange Zeit währende Umbildung ihre abschließende Gestalt gewinnen. Hier belauscht man Beethoven wirklich an seinem Schreibtisch, hier sieht man ihn im Schweiße seines Angesichts ringen, sieht, wieviel Not und Pein ihm jedes neue Werk schuf. Er arbeitete nicht alles in Gedanken aus, vielmehr scheint er das meiste am Schreibtisch geschaffen zu haben, und hier wurde das Papier unter seiner Feder zu einer Wüstenei, einem Dickicht von Strichen, Klecksen, unsicher taumelnden Buchstaben, und nur selten leuchtet, wie eine Blume aus der dürren Spreu, eine

reine, auf den ersten Wurf gelungene Melodie hervor. – Prüft man die Skizze zum ersten Liede, so ermißt man den Weg, der noch zurückgelegt werden mußte, bis die endgültige Fassung gefunden war.

In dieser ersten Skizze:



bewegt sich die Melodie vom hohen Es an abwärts und macht nicht gerade einen bedeutenden Eindruck. Auch der zweite Entwurf (a) erscheint fast trivial, und aus den folgenden, weiteren Versuchen (c, d, e, f bis h) ersieht man, wie der Sprung, der für das Wort „spähend" so charakteristisch ist, zunächst immer eine Septime umfaßt, gelegentlich auch eine Quint, bis endlich (i) der Sextensprung den Vorzug erhält. Es hat etwas Ergreifendes, auch in diesen Skizzen (und wieviel mehr noch aus denen der C-Moll-Symphonie) das prometheische Ringen des Meisters zu verfolgen.






land, nach den fer-nen Trif-ten se-hend,
c) oder
in das blau-e Ne-bel-
land, nach den fer-nen Trif-ten se-hend, wo ich
d)
dich, Ge-lieb-te. Auf dem Hü-gel sitz ich spä-hend.
e)
Auf dem Hü-gel sitz ich spä-hend in das
Änderung:
blau-e Ne-bel-
blau-e Ne-bel-land, nach den fer-nen Trif-ten se-hend.
f)
Auf dem Hü-gel sitz ich spä-hend in das
blau-e Ne-bel-
blau-e Ne-bel-land, nach den fer-nen Trif-ten


se - hend, wo ich dich, Ge - lieb - te, fand.
g) oder:
Auf dem Hü - gel sitz ich spä-hend in das blau - e Ne - bel-
land, nach den fer - nen Trif - ten se - hend, wo ich
(Klavier.)
dich, Ge-lieb - te, fand.
h)
Auf dem Hü - gel sitz ich spähend in das blau-e Ne-bel-
land, nach den fer-nen Trif-ten sehend, wo ich dich, Ge-lieb-te,
(Klavier.)
i)
fand.
Auf dem Hü-gel sitz ich
spä - hend in das blau - e Ne - bel - land, nach den



Aus Max Friedländers Nachwort zu Nr. 371 der Insel-Bücherei

*

DICHTUNGEN
VON RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER

BREMEN

URALTE Stadt am grauen Strom,
Verwittert Giebelwerk und Zinnen;
Und blickst doch zum bewölkten Dom
Des Norderhimmels auf voll Minnen,
Als wärest du die junge Braut,
Die sich begibt der spröden Wehre,
Daß sie vom Gott, vor dem ihr graut,
Halbgöttliches Geschlecht gebäre.

Wohl bricht der Quell, der dich verjüngt,
Aus Deutschlands mittem Herzensgrunde,
Wo's unterm Berg dem Alten dünkt,
Ihm schlage bald die neue Stunde,

Wo Eichen über dem Gebein
Erschlagner Überwinder rauschen
Und mit zerbröckelndem Gestein
Verschollenes Geheimnis tauschen.

Wohl raunt der Strom ohn Unterlaß
Und redet dir von Hermanns Mute,
Der seiner Welle nüchtern Naß
Wie Wein gefärbt mit welschem Blute,
Und raunt und redet Tag und Nacht
Vom Sachsenherzog und vom Kaiser,
Der ihn am Ende zahm gemacht,
Ein Dränger und ein Unterweiser.

Wohl wehn herein mit jeder Flut
Im salzigen Wind Tritonenchöre
Und murrn und murmeln von dem Gut,
Das in der Fremde dir gehöre,
Und singen mehr und sagen wahr
Von dem, das noch die Schriften weisen,
Da sie zuzeiten dunkel-klar
Des Nordens Leuchte dich geheißen.

Oh, wohl verstehst du solche Mär,
Du, die noch stets den Nacken straffte,
Und ob dir auch durch Schild und Wehr
Bis in den Leib die Wunde klaffte.
Ja, ob um deinen alten Ruhm
Manch stolzre Schwester aufbegehre,
Du stehst, der Freiheit Heiligtum,
Und herbergst Vaterlandes Ehre.

Ja, Vaterstadt, ja, sei gegrüßt
Und bleibe deinem Sohn gewogen,
Der keine Flur so selig wüßt,
Daß du ihn doch nicht heimgezogen.
Verging mit Leben und Gedicht
Der Dienst, drin ich dir, Mutter, fröne,
So sprich: er war der beste nicht,
Doch war er einer meiner Söhne.

*

AUS DEN „STANZEN" VON VOLTAIRE

Die Leiden des Alters

Wohl, ich weiß, es ist süß, auf eigner Flur zu schaun
Den reifen Inkarnat der Frücht' aus Oriente,
Der eignen Rebe Saft zu kosten und am Ende,
Was man bewundert, zu verdaun.
Ich liebe den Fasan, den man mit Sorgfalt briet;
Die bloße Witterung des Rebhuhns und der Ente
Verlockt mich – doch was hilfts? Mir fehlt der Appetit.

Auf dem beblümten Hang, durchrieselt von Kaskaden,
Durch dieser Wiese Schmelz, durch diese Wälder her
Flög ich – wie gern! – im Reihn mit etlichen Dryaden,
Nur – meine Wade will nicht mehr.

Gern laß ich ihren Wuchs, ihr Auge mich betören,
Den lieblichen Gesang, die Wange voller Scherz:
Nur freilich müßte man noch selber schaun und hören;
Verbirg dich, wenn du nichts mehr dein nennst als dein Herz!

Ihr werdet sein wie ich, fahrt ihr auf meiner Reise,
Abt, Bischof, Kardinal im purpurnen Ornat,
Prinz, König, Zöllner und Soldat,
Die Zeit macht jedermann auch wider Willen weise.

All unsre Lust ein Ungefähr,
Verweht woher, wohin – sagt an –, und wie genossen?
Erst Nichtigkeiten; dann – nichts mehr.
Du schufest uns. Das war, o Jupiter,
Die traurigste von deinen Possen.

An Herrn von Cideville

Du willst, daß ich von neuem liebe?
So ruf die Jugend mir herbei,
Mach, daß der Abenddämmrung Trübe
Noch einmal Morgenröte sei.

Da, wo der Gott der Reben sich
Und Amor in die Herrschaft teilen,
Am schönen Ort bedeutet mich
Die Zeit, ich dürfe nicht mehr weilen.

Ein unerbittlicher Bescheid. –
Wir wollen ihn als Lehre nutzen:
Wer seinen Jahren wagt zu trutzen,
Fühlt seiner Jahre ganzes Leid.

Vergönnen wir der holden Jugend
Ihr überschwenglich Wohlgedeihn;
Zween Augenblicke währt das Sein:
Gehöre einer denn der Tugend.

Ah! wollt ihr fliehn auf immerdar,
Entzückung, Schwärmerei – vergebens,
Daß euch der Himmel mir gebar,
Trost für die Bitterkeit des Lebens?

Das Herz, – nun weiß ich, zweimal brichts,
Nicht weiter Lieben, Liebe werben,
Das ist ein unerträglich Sterben;
Nicht weiter Leben, das ist nichts.

Also beweint ich, was vergangen,
Den Jugendwahn, der mir entbrach;
Und meine Seele voll Verlangen
Hing jeder alten Torheit nach.

Da, daß ich nicht verlassen bliebe,
Ließ Freundschaft sich zu mir herab.
An Sanftmut glich sie fast der Liebe,
Wiewohl sich jene muntrer gab.

Gerührt von ihrer neuen Schöne,
Gebändigt durch ihr sanftes Joch,
Folgt ich ihr nach – und weinte doch,
Daß ich nur ihr noch folgen könne.

An Madame du Deffant
(die blinde Achtzigjährige)

Wie? Nimmt dichs wunder, zu gewahren,
Nun achtzig Winter mir entflohn,
Daß meine Muse hoch an Jahren
Noch trällert den gewohnten Ton?

Zuweilen kommt ein wenig Grüne
Auf unsern Eisgefilden fort;
Es tröstet die verlassene Bühne
Und ist in kurzer Frist verdorrt.

Auch hörst du wohl noch Vogelsingen,
Da längst das Jahr sich abwärts neigt;
Doch wird sie nicht zu Herzen dringen,
Die Kehle, die von Liebe schweigt.

So rühr ich noch nach altem Brauche
Der Leier widerspenstigen Strang
Und übe stümpernden Gesang
Im Augenblick, da ich verhauche.

Ich will im letzten Abschiedsschmerz,
So sprach zu ihr, die sein Verlangen,
Tibull, dich drücken an mein Herz,
Mit Armen sterbend dich umfangen.

Doch wenn du spürst, es ist geschehn,
Wenn Seel' und Leben dich verlassen,
Hast du noch Hände, zuzufassen,
Und Augen, Delia zu sehn?

In dem Moment vergißt, ich wette,
Der alten Kurzweil jedermann;
Den möcht ich sehn, dem schmeicheln kann
Ein Stelldichein am Sterbebette.

Auch Delia geht ihrer Zeit
Ins Dunkel fort und hat vergessen,
Daß sie vor Tagen schön gewesen
Und nur gelebt um Zärtlichkeit.

Wir weilen, Schäferin, beim Feste,
Geboren, sterbend ohne Sinn.
Gekommen aus dem Nichts; wohin
Wir gehn? – Gott weiß es, meine Beste.

*

AUS DEM TRIPTYCHON VON DEN HEILIGEN DREI KÖNIGEN

VON FELIX TIMMERMANS

AUCH wenn das Mondlicht noch so klar über das tiefverschneite Land flutet, das aus sich selber Helligkeit verbreitet, – der Bettler Schrobberbeeck nimmt doch seine brennende Laterne in die Hand, um zur Mitternachtsmesse zu gehn.
Er tut es aus Angst vor Gott.
Es ist nun nicht so wie in den früheren Jahren, da er an diesem Tag mit seinen Freunden die heiligen drei Könige spielte und von Hof zu Hof den Stern drehen ging.
Das war der Tag, an dem er den meisten Spaß hatte und die meisten Groschen einsteckte.
Angst vor Weihnachten ist in ihn gefahren.
Angefangen hatte das schon vor zwei Jahren, als er, mit Pitjevogel dem Fischer und Suskewiet dem Hirten von der Dreikönigsfahrt kommend, die heilige Familie in einem Kirmeswagen gesehen hatte.

Das Jahr darauf hatte er mit Pitjevogel allein die Stern-Runde gemacht; und als sie angetrunken zurückkehrten, den Bauch voll von heißem Genever, da hatten sie Suskewiet, der seit dem Vorfall mit der heiligen Familie fromm geworden war, tot auf seinem Bette sitzen sehn, einen Stern in seinen Händen und umleuchtet von himmlischem Licht.
Die Christnacht wollte etwas von ihm; er fühlte in ihr Gottes Hände am Werk.
Die Angst umkreiste immerfort sein Herz, und aus Angst ging er nun alle Sonntag zur Messe. Jedesmal fürchtete er, daß ihm etwas Heiliges begegnen würde, und davor hatte er noch mehr Angst, als vor dem Teufel, mit dem sich Pitjevogel nun abgab.
Denn man erzählte sich, es sei, als der Fischer im letzten Sommer nackt zum Baden in die Nethe gegangen, plötzlich ein gewaltiges Unwetter ausgebrochen; Pitjevogels Kleider wehten fort, und in furchtbarem Schrekken lief er nackt über die Felder und geriet in ein Haus, worin ein abgesetzter Pfarrer wohnte, der Umgang mit dem Teufel hatte. Der Pfarrer dachte zuerst, der Teufel wäre es, da Pitjevogels Körper ganz mit schwarzen Haaren bedeckt war, und er sprach ihn an: „Sei gegrüßt, Satan!“ „Ich bin nur Pitjevogel“, sagte der Fischer schüchtern. Der Pfarrer hatte sich nun verraten und lehrte Pitjevogel mit dem Mirakelbuch „Der Höllenzwang“ die schwarze Kunst.
Seit jenem Tage gab der Fischer so viel silberne Taler aus, als man nur denken konnte, mußte aber alle Abend vor Sonnenuntergang zu Hause sein.

Saß Pitjevogel sonst in den schwülen Sommernächten, wenn der Aal gut anbeißt, in seinem Boote beim Angeln, so war nun, wenn die Sterne am Himmel erschienen waren, nichts mehr von ihm zu sehn, und kein Vergnügen war groß genug, um ihn aus seinem Hause herauszulocken, wenn es Abend geworden war.
Und Schrobberbeeck, der früher viel von Pitjevogel gehalten hatte, denn der Kerl konnte einen zum Lachen bringen, daß es sprudelte, ging ihm aus dem Wege.
Er mied ihn, um nicht Gottes Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.
Er stahl zwar nicht weniger, denn das saß ihm nun einmal in den Knochen; er brachte es nicht fertig, etwas liegen zu lassen, das er mitnehmen konnte. Und er trieb sich wie sonst in der Gegend umher, bettelte auf den Höfen, verzog das Blau seiner entzündeten Augen, so daß nichts mehr zu sehen war, als gelbweiß, und plapperte dann ein leieriges Paternoster herunter.
Er war nun auch zu einer Behausung gekommen, nämlich zu einer Holzhütte, worin der Bauer vom Wasserschanzenhof früher seine Gerätschaften aufbewahrte. Sie wurde nicht mehr benutzt, aber Schrobberbeeck nahm sie in Beschlag; schlief und wohnte dort und hamsterte darin zusammen, was er nur erbetteln und fassen konnte. Er hatte sogar eine Spiegelscherbe, worin er sein graurotes Gesicht mit dem brandroten Stoppelbart sehen konnte. Es regnete durchs Dach der Hütte, die Winde rüttelten und schüttelten sie wie ein Aushängeschild, aber er hatte doch das stolze Gefühl, ein Haus zu besitzen, und legte sogar ringsherum ein

Gärtchen an, wie einen Tisch so groß, um Radieschen darin zu ziehen.
Aber auch er kam abends nicht zum Vorschein, aus Furcht vor dem Heiligen, das ihn zu verfolgen schien.
Und wenn er tagsüber das Land durchbettelte, nahm er nun, immer aus demselben Grunde, nämlich sich gut mit Gott zu stellen, vor jedem Muttergottesbilde seinen schmierigen Hut ab. Und es standen viele Mütter Gottes in der Gegend, wohl an die zwanzig. Sie standen da in ihrem steinernen, hölzernen oder gipsenen Gewande; die eine in einem Kästlein, das an einem Baume hing, die andere auf einem Pfahl, wieder andere in steinernen Kapellen. Und indem er diesen Gruß Tag für Tag wiederholte, kannte er sie alle miteinander; er wußte aus dem Kopf, welche Farbe sie hatten, wie groß sie waren, wie sie hießen und wogegen sie halfen.
Er kannte sie alle, von der großen Muttergottes der Sieben Schmerzen aus dem Beginenwäldchen bis zur fingergroßen Muttergottes Zur Ruhe, die in der Vogelhöhle einer vom Blitz gespaltenen Kappweide stand.
Und er kannte auch den ragenden Christus am Kreuz, am Großen Tümpel, aus dem die Kühe zu trinken pflegten.
Voller Angst hatte er Weihnachten erwartet, denn er fürchtete, daß ihm etwas Heiliges begegnen würde. Erst hatte er die Absicht, die Nacht im Krug „Zur Wassernixe" zu verbringen. In eine Wirtschaft, wo geflucht und Genever getrunken wird, kommt Gott nicht, dachte er. Aber dann fürchtete er wieder, wenn er das täte, dann würde die Strafe in einer anderen Nacht nicht ausbleiben.

Ach, wo war seine Bettlerruhe geblieben? Lebte er früher nicht seelenvergnügt von einem Tag zum andern?
Aber Weihnachten rückte näher und näher. Er wagte nicht, mit dem Stern zu gehen, so gern er es auch getan hätte, denn es kam ihm vor, als wäre es nicht gut für ihn, mit einem Stern zu spielen, und so kam ihm der Gedanke, zur Mitternachtsmesse zu gehn. Nicht aus Liebe, Glaube oder Frömmigkeit, sondern um das Geheimnisvolle von sich abzulenken. Und um sich Mut zu machen in der weißen, mondbeschienenen Einsamkeit, zündete er die überflüssige Laterne an und ging zur fernen Kirche.
Er wäre am liebsten mit geschlossenen Augen gelaufen, um nur nichts von dieser seltsamen, feierlichen Schneenacht zu sehen, die ihn anblickte wie ein starres Katzenauge, worin es schwefelt.
Ganz in der Ferne läutete dröhnend die Glocke, und er suchte nach den anderen Menschen, die doch auch zur Messe gehen mußten; aber von ihnen war keine Spur zu sehen. Er war mutterseelenallein auf dem Weg. Sein Herz klopfte, und er fühlte sich kleiner und kleiner werden, als ob er ertränke in der mondhellen, weißen Einsamkeit. Als er an der schwarzen, beschneiten Mühle vorbeigekommen war, schien die Ferne ihm noch einmal so fern, und die Angst preßte ihm wie eine Klammer das Herz.
Er schritt aus, so schnell er konnte, wagte aber nicht zu laufen. Warum wagte er denn nicht zu laufen?
Ach, da kam er an den Baum, wo die Muttergottes Zur Zuflucht hing, ein Porzellanfigürchen mit goldenen

Lilien auf dem Kleid. Das gab ihm Vertrauen; er zog seinen Hut und sah flehend hinauf. Aber die Muttergottes war nicht mehr da! Und eben, da er Laternenöl zu holen gegangen war, stand sie doch noch in ihrem Kästchen! „Heruntergefallen", dachte er; aber der Schnee lag glatt und unberührt da, nur bemerkte er, daß just ein Mäuschen über den Schnee gelaufen war, denn man sah Spuren von zierlichen Schritten.

„Es wird gestohlen sein", sagte Schrobberbeeck und ging hastig weiter.

Er überquerte die Landstraße, um schneller zur Kirche zu gelangen. Und er dachte, an der Brücke jenseits des Baches die Muttergottes Zur Anbetung zu grüßen, die auf einem Pfahl stand; aber die war auch nicht da! Er blieb erstaunt stehen, die Glockentöne erstarben, und wieder drückte die Stille auf das Land, die geheimnisvolle Stille. Er leuchtete mit seiner Laterne, und wieder sah er die Spuren von zierlichen Schritten im Schnee.

Die Schweißperlen blinkten ihm auf der Stirn. Aber nun fing er an zu laufen! Oh, nun kam das Wunder, nun wollte es ihn erwürgen! Und in all seiner Angst war er neugierig wie ein Weib, ob wohl das Muttergottesbild Für den guten Tod sich noch in der steinernen Kapelle hinter dem Gitter befände.

Nein, es war auch verschwunden! Der verschnörkelte Sockel aus nachgemachtem Marmor war leer, und zwecklos standen nun die silbernen Blumen unter Glasglocken drum herum, die wächsernen und die blau ausgeschlagenen silbernen Votivgeschenke und die verräucherten Engelköpfe.

Schrobberbeeck war in seinem Leben noch nicht so schnell gelaufen; aber wie schnell er auch lief, er nahm sich doch das Herz, einen Blick auf die Muttergottesbilder, an denen er vorbeikam, zu werfen: – sie waren alle verschwunden!

Es war etwas geschehn, ja, es war etwas furchtbar Heiliges geschehen!

Wenn er das Tannenwäldchen da drüben mit seinem Saum von silbernen Birken hinter sich hätte, dann würde er die Kirche erblicken, mit ihren schön und einladend erleuchteten Fenstern.

Jeden Augenblick konnte es nun zwölf Uhr schlagen.

Er lief an den geheimnisvoll schweigenden Tannenbäumen hin. Aufzublicken wagte er nicht. Noch eine halbe Minute, dann kamen die Kirche und die Häuser zum Vorschein, und dann war die Gefahr vorüber.

Aber da hörte er von links her, immer näher, ein Geräusch, und nun kam durch den Schnee keuchend eine kleine Gestalt, einen halben Meter groß, angelaufen. Sie hatte ein rotes Kleid und einen lichtblauen, wehenden Mantel an, und in der keuchenden Brust staken sieben blecherne Schwerter!

„Unsere Liebe Frau aus dem Beginenwäldchen!" stammelte Schrobberbeeck. Und er glaubte vor Schreck tot hinzufallen, als plötzlich diese Gestalt auf ihn zukam und ihm mit ganz alltäglicher, ängstlicher Stimme, die nichts Muttergottesartiges hatte, zurief: „Ach, Herr Schrobberbeeck, liebster Freund, Ihr grüßt mich ja immer, wenn Ihr an mir vorübergeht, helft mir, helft mir! Ich laufe schon eine Stunde lang, meine Füße tun mir so

weh, mein Herz bricht, tragt mich doch bitte zu meinem gekreuzigten Sohn am Großen Tümpel! Sonst komme ich zu spät, um sein Weihnachtsfest zu feiern!"
Und sie streckte flehend ihre Arme aus, der Mantel fiel in schönen Falten an ihr herab, und Veilchendüfte umschwebten sie wie Falter.
Schrobberbeeck stand starr vor Schreck, er stammelte, konnte aber kein Wort herausbringen. Das Heilige war wieder da in all seiner Furchtbarkeit! Er sah sie stumm, verstört an, die Haare sträubten sich ihm unter dem Hut, und seine Augen quollen aus den entzündeten Rändern.
Aber Unsere Liebe Frau flehte verzweifelt weiter: „Ach, tragt mich doch, Herr Schrobberbeeck! Ihr könnt fix laufen, ich bin so leicht wie eine Feder. Wenn ich alleine gehen muß, so dauert es noch eine Stunde, und dann ist das Fest vorüber! Oh, helft mir, ich will auch alles für Euch tun! Aber ich konnte nicht weg, seht Ihr, es saß da ein Mann vor mir an meinem Kapellchen, ach Gott, und betete: jemand, der um einiger Taler willen seine Seele dem Teufel verschrieben hat, jemand, der in einem Unwetter zu einem abgefallenen Priester hineingelaufen und da an die schwarze Kunst geraten ist. Ach, der Mann flehte so in die Tiefe der Nacht hinein um meinen Beistand, daß er vom Teufel erlöst würde, der kerzengerade hinter ihm stand, wie eine Schlange auf der Spitze ihres Schwanzes! Ich mußte ihm doch erst helfen, nicht wahr, Schrobberbeeck? Ach, ich habe fürchterlich mit der Schlange kämpfen müssen, um den Mann zu retten!"

„Ist Pitjevogel denn gerettet?“ fragte Schrobberbeeck auf einmal zutraulich.
„Ja,“ sagte die Muttergottes der Sieben Schmerzen; „aber jetzt tragt mich zu meinem Sohn am Großen Tümpel.“
Nun überfloß ein schönes Licht Schrobberbeecks Seele.
„Ach liebste Liebe Frau,“ klagte er, „ich wage nicht, Euch zu tragen, meine Seele ist so schwarz wie meine Füße!“
„Ich will sie bescheinen, bis sie glänzt! Aber nun tragt mich, nun tragt mich!“
„Wenn es das nur ist!“ sagte Schrobberbeeck und nahm die Muttergottes auf, trug sie leicht wie ein Kind auf seinem Arm und rannte, soviel seine langen Beine nur hergeben wollten, durch den finsteren Tannenwald, über das Feld, auf den Großen Tümpel zu.
Dahinten stand das Kreuz in mildem Licht!
„Nun laßt mich nur, und schönen Dank, Schrobberbeeck!“ Ganz verdutzt setzte er die Muttergottes nieder, die eilig davonlief.
Es war Schrobberbeeck, als wäre er im Himmel gegangen, so süß war es ihm ums Herz gewesen, solange er dies Bild getragen hatte. Gedankenlos lief er weiter, aber was sah er nun! Er kniete in Verzückung nieder.
Das Kreuz stand leuchtend da, der Christus schien ein lebender Leib zu sein, und in einem Halbkreis standen vor dem Kreuz beieinander all Unsere Lieben Frauen der Gegend, jede in ihrer Größe, aber nun in echten, nicht in gemalten, steinernen oder hölzernen Kleidern.

Er kannte sie alle: die porzellanene Zur Zuflucht, die aus Gips Zur Anbetung, die der Fünf Wunden, die Für den guten Tod, die der Roten Rosen, die der Liebenden, die Fürs gute Brot, die Fürs Fegefeuer, die Für den Weizen, Für die Kartoffeln, Für den Regen, ja sogar die fingergroße Zur Ruhe, die ganz vorne stand, weil sie so klein war. Alle standen sie da und warteten. Sie hatten den Kopf dem Tannenwäldchen zugekehrt, doch da sahen sie die Muttergottes der Sieben Schmerzen angelaufen kommen, und plötzlich kam frohe Bewegung in die fünfundzwanzig lebendigen Standbilder. Und als die Muttergottes der Sieben Schmerzen angelangt war und ihren Platz in der Mitte eingenommen hatte, da knieten sie alle nieder und hoben ihre Hände lobpreisend auf zu ihrer aller Sohne, der seine schönen Augen aufschlug und sie alle freundlich anblickte.

In dem Kranz von Licht sah Schrobberbeeck, wie die Wunde in der Brust des Herrn Jesus wie eine Traube barst und langsam blutete.

Und Schrobberbeeck bat, daß es ewig so bleiben möchte. Denn das war der Himmel.

- -

Am andern Tag standen all die Lieben Frauen wieder in ihrem steinernen und hölzernen Gewande in ihren Kästen, Bäumen und Kapellen.

Aber vor der Kapelle Unserer Lieben Frau der Sieben Schmerzen, im Beginenwäldchen, fand man Pitjevogel tot auf den Knieen liegend; seine Hände hielten noch krampfhaft die eisernen Stäbe des Gitters umklammert.

Eine gelbe Schlange, wie ihrer so viele in dem Beginenwäldchen leben, lag tot neben ihm, mit aufgerissenem Bauch, fürchterlich anzuschauen.

— —

Schrobberbeeck war nun ein ganz anderer Mensch geworden, innen, in seinem Herzen. Er hatte all seine Angst verloren und sehnte sich nach mehr so hohen Augenblicken. Des Nachts saß er sogar und wartete darauf, und auch in der Kirche schaute er danach aus.
Äußerlich aber blieb er derselbe, wohnte in seiner verfallenen Hütte, bettelte, und wenn er etwas mitnehmen konnte, was nicht niet- und nagelfest war, so ließ er es nicht liegen.
Das saß ihm nun einmal in den Knochen, und das brachte auch die stärkste Erschütterung seiner Seele nicht aus ihm heraus.

Aus Nr. 362 der Insel-Bücherei, übertragen von Anton Kippenberg.

*

ECKERMANNS KÜNSTLERISCHE LEISTUNG

VON JULIUS PETERSEN

GEGEN die verbreitete Geringschätzung seiner Produktivität und schriftstellerischen Eigenleistung hat Eckermann 1844 in einem offenen Brief an Heinrich Laube Verwahrung eingelegt. Er hat dabei sein intuitives Verfahren durch Vergleich mit einem Bildhauer veranschaulicht, der eine antike Statue aus ein paar Bruchstücken zu ergänzen weiß. Er will sein Werk

nicht als maschinenmäßige Reproduktion eines guten Gedächtnisses angesehen wissen und lehnt die photographische Wirklichkeitstreue ab: „Wäre bloß diese eine Fähigkeit bei der Hervorbringung des gedachten Buches wirksam gewesen, so würde etwas entstanden sein, ohne alle höhere Wirkung, ähnlich der ganz gemeinen Realität der Licht-Bilder."

Als Gegenstück zu diesem Verhalten des Halbkünstlers darf man den Vollkünstler Arnold Böcklin anführen, der die Frau eines Freundes zehn Jahre nach ihrem Tode zu malen hatte und dem Witwer die Photographie ungenutzt zurückschickte mit dem Bemerken, er bedürfe ihrer nicht. Das Gemälde gewann trotzdem volle Ähnlichkeit. „Die Erinnerung an die teure Gestalt hatte ihm den Pinsel geführt und ihm alle Züge der Verstorbenen vor die Seele gezaubert."

Eckermanns Arbeitsweise war nun eigentlich eine Vereinigung der drei hier gegeneinandergestellten Methoden: teils materielle Wirklichkeitstreue des Lichtbildes, teils einfühlende Rekonstruktion einer plastischen Ergänzung, teils freie Neuschöpfung aus farbiger, lebensvoller Gesamtauffassung. Wie jenes Böcklinsche Porträt, so hat auch sein Goethebild gerade bei den Nächststehenden die Anerkennung vollkommener Ähnlichkeit gefunden. Das war nur möglich, weil die Verschmelzung der drei Elemente zu einer gewissen Einheit gelang, indem das Erinnerungsbild stark genug war, auch den erstarrten Rohstoff des ersten Niederschlages noch nach einem Jahrzehnt großenteils neu in Fluß zu bringen und zu beleben.

Eckermann hatte sich während der neun Jahre so vollgesogen von Goethe, daß auch für den Rest seines Lebens nur Goethisches in Anschauung und Wort aus ihm hervorgehen konnte. Dieses Hineinwachsen in Goethes Denkform war durch eine weiche Natur und leichte Anpassungsfähigkeit des Autodidakten begünstigt, der keine starke eigene Individualität zu opfern brauchte. Sein niederdeutscher Sinn für Ordnung und Klarheit, der bei einem frühen Hang zu versonnener Mystik wenig stürmisch gärende Jugendlichkeit hatte, gab von vornherein eine Disposition zur Aufnahme von Goethes Altersanschauungen. Schon bei seiner Erstlingsschrift, den „Beiträgen zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe", ist die Anpassung an Goethes Altersstil bemerkenswert; er schreibt wie Goethe, noch ehe er ihn hat sprechen hören; er bevorzugt dabei eine aphoristische Form, in der sich Goethe gerade im letzten Jahrzehnt seines Lebens mit Vorliebe ergehen sollte, während damals erst die Gedanken „Aus Ottiliens Tagebuch" und die Kunstbetrachtungen der ersten drei Bände von „Kunst und Altertum" öffentlich vorlagen. Auch in der von ihm vertretenen konservativen Kunstauffassung hat Eckermann Goethische Gedanken nicht nur weitergebildet, sondern geradezu vorausgedacht, und R. M. Meyer hatte gewiß recht, wenn er in dieser Gabe produktiven Lesertums den anziehenden Reiz erblickte, den Eckermanns Persönlichkeit für Goethe besaß. Auf diese Einfühlung gründet sich auch die von Goethe besonders geschätzte Fähigkeit, „literarische Leistungen zu extorquieren".

Den formgebenden Einfluß, den Goethe auf seine Umgebung ausübte, hat sogar Achim von Arnim, der doch nur gelegentlicher Besucher war, an sich selbst beobachtet: „Den Ton seiner Stimme, seine Haltung und Bewegung, sogar Lieblingsausdrücke sah ich unwillkürlich zu den Besuchenden übergehen, ja, sie überraschten im eigenen Munde.“ Bei Eckermann ist diese Einwirkung von einer so ununterbrochenen Stetigkeit gewesen, daß sie ihm kaum mehr in vollem Umfange bewußt war; jedenfalls tat er nichts, um ihr gegenüber seine Eigenart zu behaupten; er stellt sogar einmal Auguste Kladzig gegenüber mit Befriedigung die Sympathiewirkung fest, durch die ihre Handschrift sich nach der seinigen entwickelt und damit auch der Goethischen genähert habe. Wie wenig er aber zwischen Goethes Sprachgebrauch und dem eigenen einen Unterschied machte, beweisen die Gespräche, in denen er selbst das Wort führt; so wenig er den Versuch gemacht hat, Goethes Redeweise direkt zu charakterisieren, so wenig ist die eigene ihm gegenüber nuanciert.
Wenn Ewald A. Boucke die sichere Handhabung der Prägnanzen wie die Erfassung und Nachbildung feiner Wortnuancen und typischer Ausdrücke als einen ganz einzig dastehenden Fall restlosen Aufgehens im fremden Muster ansieht und dabei die Tatsache für gegeben hält, daß Goethe genau so sprach, wie er schrieb, so bedarf mindestens die letzte Bemerkung einer vorsichtigen Nachprüfung. Die Meinung, daß Goethes mündliche und schriftliche Ausdrucksweise im Alter identisch war, beruht ja zum guten Teil auf der Übereinstimmung zwischen Eckermanns Gesprächüberlieferung und

Goethes Schreibweise. Um dem circulus vitiosus zu entgehen, müssen wir andere Zeugen für die Sprechweise des alten Goethe heranziehen, und dabei verdienen gerade die einmaligen Besucher, die das Charakteristische des ersten Eindrucks festhielten, besondere Beachtung. Ein scharfer Beobachter ist z. B. der Maler W. Zahn, der im September 1827 in Weimar weilte. Er beschreibt die gedrungene Redeweise, bei der die Pronomina gern wegblieben, und gibt dafür anschauliche Beispiele: „Waren also in Italien? . . . Freut mich! Höre das gern! . . . Haben wohl einige Zeichnungen in Ihrem Reisekoffer?“ Solche Abbreviaturen hat Goethe auch in vertraulichen Briefen des Alters gern gebraucht, z. B. gegenüber Zelter, der sich gleiches angewöhnte: „Nur mit wenigen Worten begleite Beikommendes“ (6. Juni 1825), „Auf das Publikandum habe nichts zu erwidern“ (29. April 1830), „Um nunmehr mit dem unternommenen Wappen abzuschließen, sende das Modell unsrer guten Künstlerin zurück und lege noch ein anderes bei“ (9. Juni 1831). Eckermann hat die naturalistische Wiedergabe dieser Redeweise vollständig verschmäht, ebenso wie das heftige Sichgehenlassen ärgerlicher Erregung und die Freude an Paradoxien, wovon andere zu berichten wissen. Eher kann man einmal eine Nachahmung des schwerfälligen Amtsstiles, in dem Goethe diktierend sich erging, beobachten, z. B. 11. Juni 1823: „Demnächst, bey einer sorgfältigen Redaction, würde sich denn auch finden, ob man nicht gut thue hie und da eine Kleinigkeit auszulassen, oder nachzuhelfen, ohne im Ganzen dem Character zu schaden.“

Von jenen überflüssigen Wendungen und Flickwörtern der Umgangssprache, die Goethe für Kunst und Altertum zusammengestellt hat als „Redensarten, welche der Schriftsteller vermeidet, sie jedoch dem Leser beliebig einzuschalten überläßt“, ist Eckermanns Dialog arm. Aber auch von den Lieblingswendungen Goethes, die Riemer als sogenannte „Brocardica“ sammelte, kommt bei ihm nicht viel vor; die Gewohnheit, italienische und lateinische Brocken einzustreuen, hat er nicht wiedergegeben, und die aus dem Französischen stammende Redensart: „Es ist ein Meer auszutrinken“ ist das einzige Brocardicum Riemers, das sich auch bei Eckermann findet. Dagegen hat Eckermann eine von Riemer nicht bemerkte Redewendung gern festgehalten, nämlich den absoluten Gebrauch des Wortes „etwas“ im Sinne des lateinischen „aliquid esse“, z. B. „es hat etwas“ (23. März 1829), „es ist was“ „es war etwas“ (22. März 1825 im 3. Teil).
Ein Wörterbuch der Sprache Goethes oder eine reicher belegte Sammlung seiner gebräuchlichsten Wendungen würde Eckermanns Anlehnung an Goethes Sprache sicherer überschauen lassen und zugleich alles Ungoethische, das er aus seinem eigenen Sprachgebrauch beibehalten hat, kenntlich machen. Denn nicht nur in Taktgebung, Rhythmik, Satzbau und Wortfolge blieb Eckermann schließlich doch an seine eigene in der Beckingschen Personalkurve erkennbare Lautmelodie gebunden, sondern bei aller äußeren Anpassung an Goethes Redeweise und Einfühlung in die innere Form seiner Sprache konnte er auch in der Wortwahl von seinem

persönlichen Sprachgebrauch nicht ganz loskommen. Auf ein Beispiel dafür hat mich Otto Pniower zuerst aufmerksam gemacht. Der alte Gebrauch von „überall" im Sinne des Wortes „überhaupt", das erst seit Ende des 17. Jahrhunderts in der Schriftsprache zu allmählicher Aufnahme und Verbreitung kam, herrscht in Eckermanns Schriften und Briefen durchaus vor. Er hat sich am längsten in Niederdeutschland erhalten, z.B. bei Hebbel; zu Goethes Zeit findet er sich auch noch in Oberdeutschland; am frühesten scheint er sich in Mitteldeutschland verloren zu haben. Für Goethe bringt das Grimmsche Wörterbuch (11, 2, Sp. 128) nur zwei Belege, die beide zu Unrecht herangezogen sind, denn der eine hat einen andern Sinn, während der andere nicht auf Goethe, sondern auf Eckermann zurückgeht. Dieser Gebrauch des Wortes ist also nicht als Goethisch zu erweisen. In den „Gesprächen" aber ist es Goethe nicht weniger als fünfmal in den Mund gelegt, während das Wort „überhaupt" sich zufällig nur in einer Rede Eckermanns nachweisen läßt, und zwar in einem Gespräch des dritten Teiles (20. Juni 1831), das nach Castles richtiger Beobachtung die Dialogisierung eines Goethischen Aufsatzes ist. So sehr sind also Eckermanns und Goethes Sprachgebrauch bis zum Rollentausch miteinander vermischt.

Wenn auch durch mancherlei Mittel, z. B. durch die Anredeformen „Liebes Kind" und „Mein Guter" oder durch das vertrauliche „ihr" („Geht nur und laßt mir das Publikum"), oder durch zahlreiche rhetorische Fragen für den Eindruck eines lebendigen Konversationstones

gesorgt ist, so bieten sich die eigentlichen Aussprüche nicht in Goethes Redeweise, sondern in der prägnanten Schreibweise der „Maximen und Reflexionen" dar, an deren Formgebung Riemer sowohl als Eckermann so viel Anteil hatten, daß ihre Besonderheit nicht ohne weiteres herauszulösen ist. Beim Kanzler v. Müller gibt sich Goethe ganz anders. Da bestehen seine Aussprüche aus viel kürzeren, oft durch Interjektionen wie „ei ei" oder „o Gott!" belebten Sätzen, während manche lange Pause nur durch ein „hm! hm!" ausgefüllt wird. Da werden Wörter in den Mund genommen, die niemals geschrieben worden wären. Niemals hätte Eckermanns Goethe seinen Wilhelm Meister als einen „armen Hund" bezeichnet, und wenn er einmal von sich und Schiller als ein „paar Kerlen" spricht, ist das schon weitgegangen, aber wie anders klingt es beim Kanzler v. Müller, „daß die Apostel und Heiligen auch nicht bessere Kerls als solche Bursche wie Klopstock, Lessing und wir anderen armen Hundsfötter gewesen".

Dabei hat der Kanzler alle wechselnden Stimmungen Goethes verzeichnet; wenn er ihn an einem Tage (24. April 1830) „lebhaft, aufgeregt, geistreich, aber mehr ironisch und bizarr als gemütlich, mehr negativ als positiv, mehr humoristisch als heiter" gefunden hat, so bewundert er „seine Proteusnatur, sich in alle Formen zu verwandeln, mit allem zu spielen, die entgegengesetzten Ansichten aufzufassen und gelten zu lassen". Bald findet er ihn „einsilbig und abgespannt", bald „überreich an Witz, Humor, Gemütlichkeit und Phantasie", bald „nichts weniger als zutulich", bald „negierend, ironisch,

widersprechend“, bald „innerlich gedrückt, sichtbar leidend“, bald „aufgebracht und zornig“, wobei er in seiner Heftigkeit „immer beredeter, immer geistreicher, immer aufrichtiger und dabei wohlmeinender in der Richtung seiner Aussprüche“ sich zeigte. Diese Schärfe scheint sogar so weit Regel gewesen zu sein, daß Müller einmal (31. März 1824) ausdrücklich bemerkt: „keine Piken, keine Ironie, nichts Leidenschaftliches oder Abstoßendes“.

Solche Schattierungen fehlen bei Eckermann vollständig. Von dem lebhaften, zornigen, ironischen, sarkastischen Goethe hat er kein Bild gegeben; das einzige Mal, wo er ihn in mephistophelischer Laune erscheinen läßt, ist es ein durch Soret überliefertes Gespräch (17. März 1830); bei dem einzigen Mal, wo sein erhaben-heiteres Wesen sich verfinstert, ist eine Einwendung gegen die Farbenlehre an der Verstimmung schuld (19. Februar 1829), aber diese Disharmonie ist nur deshalb erwähnt, weil sie durch späteres Einlenken wieder gelöst wird (20. Februar 1829, 20. Februar 1831).

Gewiß stand Goethe immer in einer gewissen Abhängigkeit von seinen Besuchern und hat sich ihnen gegenüber verschieden gegeben; gerade der Kanzler v. Müller hat z. B. beobachtet, daß Goethe in Heinr. Meyers Gegenwart sich scheute, Gefühl zu zeigen. Auch Eckermann gegenüber mag er sich, namentlich in den ersten Jahren, gemessener verhalten haben. Die Gesprächsthemen wurden in mancher Hinsicht auf Eckermanns Persönlichkeit und Aufnahmefähigkeit zugeschnitten; die Ratschläge beispielsweise, in der Dichtung alles

Große beiseite zu lassen, galten, wenn sie überhaupt in dieser Weise ausgesprochen wurden, nur dem bescheidenen Talent Eckermanns und sollten gewiß keine allgemeinen Maximen darstellen, sonst hätte Hebbel mit seiner Verzweiflung recht gehabt.

Wenn die stille Andacht seines Hörers eine dämpfende Wirkung auf Goethe ausübte, so hat umgekehrt der Hörer gerade die Stimmungen in sich aufgenommen, die seiner Seelenlage entsprachen; er glich dem Geiste, den er begriff, ohne vor der gewaltigen Totalität, der er gegenübergestellt war, faustisch zusammenzubrechen. Die Frage, welche Seiten seines Wesens Goethe vor Eckermann enthüllte, ist deshalb kaum zu trennen von der andern, welche Seiten der Empfangende sehen wollte, weil sie seinem feststehenden Bilde entsprachen. Gewiß hat Eckermann mit der Zeit den ganzen Goethe kennen gelernt; er hatte Gelegenheit, auch seine unberechenbaren Stimmungen und Launen, seine dämonischen Temperamentsausbrüche und seine unzugängliche Verschlossenheit zu beobachten. Aber das alles schien ihm an der Peripherie zu liegen, während er das von allen Zufälligkeiten geläuterte Wesen schauend offenbaren wollte in künstlerischer Einheit. Daß Goethe manchmal stumm und einsilbig, ja von eisiger Kälte gewesen sei, gibt die Vorrede zum dritten Teil wohl zu, aber an derselben Stelle ist auch ausgesprochen, daß es nur darauf ankam, die glücklichen Momente festzuhalten, in denen sein Gespräch jugendlich frei dahinbrauste gleich einem aus der Höhe herabkommenden Bergstrom.

Mit dieser festgehaltenen Vorstellung ewiger Jugend verträgt sich kein äußerer Verfall. Während der Kanzler v. Müller beim Achtzigjährigen mit Schmerz bemerkt, wie die Augen sich immer mehr umgrauen und die Pupille sich verknöchert, während er über peinliche Stunden der Abspannung klagt, wo kein Gespräch mehr Interesse erregt und jede Frage abgelehnt wird mit den Worten: „da mögt ihr jungen Leute zusehen, ich bin zu alt dazu", läßt Eckermann die neun letzten Jahre dieses Lebens vor seiner Ewigkeit wie ein Tag sein. Ohne ein fortschreitendes Symptom des Alters ziehen die Jahre spurlos an dem Greise vorüber, und an den Schluß des Werkes tritt als großes Symbol körperlich-seelischer Harmonie die Enthüllung des nackten Leibes in seiner göttlichen Gliederpracht: „Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir."
In glücklichen Stunden, wo das eigene Innere „an geistiger Kraft und sinnlichem Behagen auf einer Höhe stand, um zur Einkehr Goethischer Gedanken und Empfindungen eine würdige Behausung zu sein", ließ Eckermann die in ihm lebendige Idee Wort werden. Sein Held durfte in keiner Weise sinken. „In der ganzen Milde der Gesinnung, in der vollen Klarheit und Kraft des Geistes und in der gewohnten Würde einer hohen Persönlichkeit mußte er erscheinen, um wahr zu sein." Diesen Worten ist in dem offenen Brief an Laube, wo sie sich zuerst finden (Zeitung für die elegante Welt 1844), noch ein Nachsatz beigefügt, der bei der Wiederholung in der Vorrede zum dritten Teil wegfiel: „Ich stellte mir die Aufgabe, alle Kunst zu verbergen und

bloß den reinen Eindruck eines Naturwerkes hervorzubringen.“ Dieser Satz war in der Tat mißverständlich, weil er auf ein realistisches Prinzip hätte gedeutet werden können, während Eckermann, wenigstens in den Jahren nach Goethes Tod, bei der Idealisierung angelangt war. Je ferner ihm der lebendige Goethe rückte, desto lebendiger wurde ihm die Nähe der Idee. Er sah sie in der majestätischen Heiterkeit vollendeten Menschentums. Unter der verhältnismäßig geringen Zahl von Ausdrucksbewegungen, die er zeichnete, überwiegt das erhabene Lächeln. Das Bild des Olympiers Goethe, gegen das sich nachmals der stürmische Lebensdrang junger Generationen immer wieder aufgelehnt hat, ist recht eigentlich von Eckermann der Nachwelt übermittelt worden; es war seine Schöpfung; es war der Ton, in dem sein Instrument allein nachklingen konnte; es war sein Leben; es war, um ein Wort Börnes über Bettina anzuwenden, nicht sein Gott, aber sein Tempel.

Dieses Goethedenkmal, dessen subjektive Geltung sein Schöpfer selbst zugab, darf das Recht einer künstlerischen Leistung beanspruchen, auch wenn es kein reines Kunstwerk ist. Die gebrochene Persönlichkeit Eckermanns zeigt ein doppeltes Gesicht; der treue Diener am Wort und der Künstler stehen nebeneinander. Keines von beiden ist er ganz gewesen; und wo er überhaupt keines von beiden sein konnte, wo sowohl die zuverlässige Grundlage unmittelbarer treuer Überlieferung alsdie Fähigkeit gestaltbildender Intuition versagte, wurde er ein Drittes, nämlich Kompilator, und füllte die Form seiner Konzeption, indem er fremdes Material in die Masse hineinwarf.

Es wäre ein Unrecht, ihn einseitig als den Gewährsmann wörtlicher Zuverlässigkeit zu kritisieren und damit einem Gericht zu unterstellen, das für seinen Fall nicht zuständig ist. Wenn seine Berichte zum großen Teil der strengsten historischen Glaubwürdigkeit entzogen werden müssen, so rücken sie vom Kanzler v. Müller ab in die Nähe Bettinas, und damit kommen sie Goethe selbst nur näher. Wenn meine Untersuchung an ihrem Eingang Eckermanns Gespräche neben Goethes Selbstbiographie stellte, so neigt sie am Ende dazu, ihnen denselben Titel zu geben: Dichtung und Wahrheit.

Vielleicht hat Eckermann bei den letzten Worten, die er Goethe in den Mund legte, an sein eigenes Werk gedacht. Sein letztes Gespräch im dritten Teil stellt eine Verteidigung der biblischen Apokryphen dar, und daran knüpft sich eine grundsätzliche Ablehnung der Frage ‚echt oder unecht' überhaupt: „Was ist echt als das ganz Vortreffliche, das mit der reinsten Natur und Vernunft in Harmonie steht und noch heute unserer höchsten Entwickelung dient! Und was ist unecht als das Absurde, Hohle und Dumme, was keine Frucht bringt, wenigstens keine gute!" Gilt dieser Satz und darf er hier zur Anwendung kommen, so tragen Eckermanns Gespräche in ihrer Wirkung den Beweis der Echtheit. Auch aus ihnen leuchtet, wie es in der Fortsetzung dieser Rede heißt, der Abglanz einer Hoheit, die, wenn nicht Erscheinung des Göttlichen, so doch höchste Vollendung des Menschlichen auf Erden gewesen ist.

FÜNF GEDICHTE
VON RAINER MARIA RILKE

VORFRÜHLING

HÄRTE schwand. Auf einmal legt sich Schonung
an der Wiesen aufgedecktes Grau.
Kleine Wasser ändern die Betonung.
Zärtlichkeiten, ungenau,

greifen nach der Erde aus dem Raum.
Wege gehen weit ins Land und zeigen's.
Unvermutet siehst du seines Steigens
Ausdruck in dem leeren Baum.

*

SPAZIERGANG

Schon ist mein Blick am Hügel, dem besonnten,
dem Wege, den ich kaum begann, voran.
So faßt uns das, was wir nicht fassen konnten,
voller Erscheinung, aus der Ferne an —

und wandelt uns, auch wenn wirs nicht erreichen,
in jenes, das wir, kaum es ahnend, sind;
ein Zeichen weht, erwidernd unserm Zeichen . . .
Wir aber spüren nur den Gegenwind.

*

EROS

Masken! Masken! Daß man Eros blende.
Wer erträgt sein strahlendes Gesicht,
wenn er wie die Sommersonnenwende
frühlingliches Vorspiel unterbricht.

Wie es unversehens im Geplauder
anders wird und ernsthaft... Etwas schrie...
Und er wirft den namenlosen Schauder
wie ein Tempelinnres über sie.

O verloren, plötzlich, o verloren!
Göttliche umarmen schnell.
Leben wand sich, Schicksal ward geboren.
Und im Innern weint ein Quell.

*

DER MAGIER

Er ruft es an. Es schrickt zusamm und steht.
Was steht? Das andre; alles, was nicht er ist,
wird Wesen. Und das ganze Wesen dreht
ein raschgemachtes Antlitz her, das mehr ist.

O Magier, halt aus, halt aus, halt aus!
Schaff Gleichgewicht. Steh ruhig auf der Wage,
damit sie einerseits dich und das Haus
und drüben jenes Angewachsne trage.

Entscheidung fällt. Die Bindung stellt sich her.
Er weiß, der Anruf überwog das Weigern.
Doch sein Gesicht, wie mit gedeckten Zeigern,
hat Mitternacht. Gebunden ist auch er.

*

VERGÄNGLICHKEIT

Flugsand der Stunden. Leise fortwährende Schwindung
auch noch des glücklich gesegneten Baus.
Leben weht immer. Schon ragen ohne Verbindung
die nicht mehr tragenden Säulen heraus.

Aber Verfall: ist er trauriger als der Fontäne
Rückkehr zum Spiegel, den sie mit Schimmer bestaubt?
Halten wir uns dem Wandel zwischen die Zähne,
daß er uns völlig begreift in sein schauendes Haupt.

*

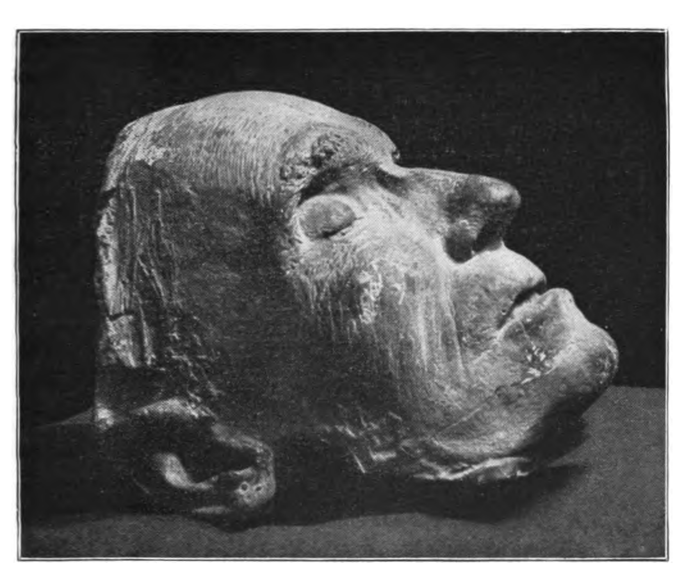
GESANG DES MAGISCHEN HAHNES
VON GIACOMO LEOPARDI

Es gibt jüdische Lehrer und Schriftsteller, die behaupten, zwischen Himmel und Erde, oder besser noch halb im einen und halb auf der andern, lebe ein magischer Hahn; und zwar stehe er mit den Füßen auf der Erde, und mit Kamm und Schnabel stoße er an den Himmel. Dieser riesige Hahn hat, abgesehen von mehreren Besonderheiten, über die man bei den genannten Schriftstellern lesen kann, die Gabe des Verstandes, oder es ist ihm von irgend jemandem wie einem Papagei gelehrt worden, menschliche Worte hervorzubringen. Denn man hat auf einem alten Pergament, mit hebräischen Lettern und in einer aus Chaldäisch, Targumisch, Rabbinisch, Kabbalistisch und Talmudisch zusammengesetzten Sprache geschrieben, einen Gesang mit dem Titel: Scir detarnegòl bara letzafra gefunden, was soviel heißt wie: „Morgendlicher Gesang des magischen Hahnes“. Es ist mir, nicht ohne große Anstrengung und nicht ohne mehr als einen jüdischen Rabbiner, Kabbalisten, Theologen, Rechtsgelehrten und Philosophen zu befragen, gelungen, diesen zu entziffern und in unsere Sprache zu übertragen, wie man hier sieht.

Bisher habe ich nicht ermitteln können, ob dieser Gesang vom Hahn von Zeit zu Zeit oder allmorgendlich wiederholt wird, oder ob er nur einmal gesungen worden ist, auch nicht, wer ihn singen hört oder gehört hat, noch ob die genannte Sprache dem Hahn eigen ist, oder ob der Gesang aus einer andern in sie übertragen wurde. Was die untenstehende Übersetzung angeht, so habe ich, um sie so getreu wie möglich zu gestalten, was ich auch sonst in jeder Weise angestrebt habe, lieber Prosa als Vers anwenden wollen, wenngleich der Stoff ein poetischer ist. Den abgerissenen, manchmal vielleicht geschwollenen Stil darf man mir nicht anrechnen, da er dem Original entspricht, das darin den orientalischen Sprachen, besonders deren dichterischem Stil gemäß ist:

Auf, Sterbliche, erwacht! Der Tag erneuert sich. Die Wirklichkeit kehrt auf die Erde zurück, und es verflüchtigen sich die leeren Traumbilder. Erhebt euch! Ladet euch die Bürde des Lebens wieder auf! Tretet aus der Welt des Truges in die der Wirklichkeit!

Jeder sammelt und durchläuft jetzt im Geiste alle Gedanken an sein gegenwärtiges Leben, ruft sich Pläne, Arbeiten und Geschäfte ins Gedächtnis, hält sich die Freuden und Leiden vor, die ihm im Laufe des neuen Tages begegnen können. Jeder wünscht jetzt mehr als sonst frohe Aussichten und freundliche Gedanken im Geiste zu finden. Aber wenigen wird dieser Wunsch erfüllt, und für jeden ist das Erwachen ein Schade. Der Elende ist kaum rege, so fällt er seinem Unglück wieder in die Hände. Das Süßeste ist der Schlaf, den zu beglücken Heiterkeit oder Hoffnung sich bemüht hatten.



Adalbert Stifters Totenmaske

Diese erhalten sich rein und unversehrt bis zum Anbruch des folgenden Tages; dann aber versagen sie oder schwinden hin.

Wäre der Schlaf der Sterblichen ein dauernder und so lang wie das Leben selbst: und unter dem Tagesgestirn, weil auf Erden alles Leben in tiefster Ruhe dahindämmerte, wäre kein Wirken; kein Rindergebrüll zöge über die Wiesen, kein Toben wilder Tiere durch die Forste, Gesang der Vögel nicht durch die Luft und nicht das Summen der Bienen und das Schwirren der Falter über das Land; und nie und nirgend höbe sich eine Stimme, eine Bewegung, außer von Wasser, Winden und Unwettern: gewiß wäre das All dann unnütz, aber gäbe es darum wohl eine geringere Menge Glück oder mehr Elend, als man jetzt findet? Ich frage dich, Sonne, Schöpferin des Tages und Lenkerin der Nacht: sahst du im Laufe der Zeiträume, die du unterschieden und vollendet hast, zwischen deinen Aufgängen und deinen Untergängen bis heute jemals einen einzigen Lebenden glücklich? Glaubst du, daß von den zahllosen Werken der Menschen, die du bis jetzt erblickt hast, auch nur eines seinen Zweck erreicht hat, nämlich dauernde oder vorübergehende Befriedigung dessen, der es schuf? Und siehst du in diesem Augenblick, oder sahst du jemals das Glück innerhalb der Grenzen der Welt? Auf welcher Flur hält es sich auf, in welchem Haine, in welchen Bergen, in welchem Tal, in welchem bewohnten oder verlassenen Weiler, auf welchen der vielen Planeten, die dein Feuer erleuchtet und wärmt? Versteckt es sich vielleicht vor deinem Anblick und

hockt im Finster der Höhlen oder in den Tiefen der Erde oder des Meeres? Welches beseelte Wesen hat an ihm teil, welche Pflanze oder was du sonst ins Leben rufst, welches Geschöpf, mag es pflanzliche oder tierische Eigenschaften haben oder ihrer entbehren? Und du selbst, die du wie ein unermüdlicher Riese geschwinde Tag und Nacht ohne Schlaf und Ruhe den unermeßlichen Weg durchläufst, der dir vorgeschrieben ist: bist du glücklich oder unglücklich?

Sterbliche, erwacht! Noch seid ihr nicht vom Leben frei. Einst kommt eine Zeit, wo keine äußere Kraft, keine innere Bewegung euch der Ruhe des Schlafs entreißen wird; und so werdet ihr dann immer und ohne Sättigung verharren. Noch ist euch aber der Tod nicht vergönnt. Nur in Abständen wird euch für kurze Zeit etwas zugestanden, das ihm ähnlich ist. Denn das Leben könnte sich nicht erhalten, würde es nicht häufig unterbrochen. Zu langes Ausbleiben dieses kurzen und vergänglichen Schlafes ist an sich schon ein tödliches Übel und führt zum ewigen Schlaf. So ist das Leben: um es zu ertragen, muß man es von Zeit zu Zeit abtun, ein wenig Atem schöpfen und sich mit einem Vorschmack und sozusagen Teilchen des Todes wiederherstellen.

Das Dasein scheint als ihm eigenes und einziges Ziel den Tod zu haben. Weil das, was nie war, nicht sterben kann, so brach das Vorhandene aus dem Nichts hervor. Sicherlich ist nicht Glück der letzte Zweck des Seins; denn nichts ist glücklich. Wohl setzen die beseelten Wesen sich dieses Ziel bei jedem ihrer Werke, sie gelangen aber bei keinem dazu, und wie sie sich während

ihres langen Lebens auch mühen, anstrengen und leiden: sie dulden und quälen sich für nichts anderes, als um den einzigen Zweck der Natur zu erreichen: den Tod.
Doch ist die frühe Tageszeit für die Lebenden meistens am erträglichsten. Wenige finden beim Erwachen freundliche und heitere Gedanken, aber fast alle schaffen und bilden sich welche in diesem Augenblick. Denn das Gemüt neigt zu dieser Stunde, auch ohne besondere und entschiedene Veranlassung, mehr als gewöhnlich zur Freude und ist mehr als sonst zum Tragen des Unglücks bereit. Wer von Verzweiflung beherrscht war, als der Schlaf ihn überwältigte, läßt im Gemüt die Hoffnung wieder zu, wenn er wach wird, mag sie sich auch noch so wenig für ihn schicken. Manches eigene Unglück und mancher eigene Kummer, manche Veranlassungen zu Angst und Sorge erscheinen nun viel geringfügiger, als sie am Abend vorher erschienen waren. Oft haben sich auch die Ängste des vorhergehenden Tages in Nichtachtung oder wohl gar in Lächeln verwandelt, als seien sie nur eine Folge von Irrtümern und Hirngespinsten. Der Abend ist dem Alter vergleichbar, der frühe Morgen aber der Jugend ähnlich. Dieser meistens voll Trost und Vertrauen, der Abend traurig, mutlos und zur Verzweiflung neigend. Aber wie die Jugend des gesamten Lebens, so ist auch die von den Sterblichen täglich empfundene sehr kurz und vergänglich. Und schnell rückt auch der Tag für sie in ein vorgeschrittenes Alter.
Die Blüte der Jahre, wiewohl das Beste im Leben, ist doch etwas Erbärmliches. Denn auch dieses armselige

Gut schwindet in so kurzer Zeit, daß der Lebende, wenn er den Höhepunkt noch kaum erfahren hat, an etlichen Anzeichen schon ein Abnehmen seines Daseins bemerkt und die eigene Kraft schon nachläßt, ehe er sie voll hat empfinden und erkennen können. Bei sterblichen Geschöpfen jeder Art ist das Leben zum größten Teil ein Dahinwelken. So sehr ist die Natur bei allen ihren Werken auf den Tod bedacht und gerichtet, und aus keinem anderen Grunde ist auch das Alter im Leben und in der Welt so offenbar und so weitaus überwiegend. Jeder Teil des Alls drängt unermüdlich zum Ende, mit erstaunlicher Eilfertigkeit und Hast. Nur das All selbst scheint vor Verfall und Ermüdung geschützt. Denn, zeigt es sich auch im Herbst und Winter gleichsam krank und alt, so verjüngt es sich doch immer wieder in der neuen Jahreszeit. Aber wie die Sterblichen, obschon sie zu Anfang jedes Tages einen Teil ihrer Jugend zurückgewinnen, trotzdem täglich altern und zuletzt vergehen, so wird auch das Universum, wenngleich es sich mit dem beginnenden Jahre erneut, beständig älter; und eine Zeit wird kommen, wo selbst das All und die Natur erloschen sind. Und wie von den gewaltigsten Königreichen und Kaiserreichen der Menschen und ihren wunderbaren Äußerungen, die zu anderen Zeiten den größten Ruhm genossen, heute nicht Zeichen noch Kunde geblieben ist, desgleichen wird auch von der gesamten Welt und dem unendlichen Schicksalswechsel und Elend der Schöpfung nicht eine Spur bleiben, sondern reines Schweigen und tiefste Ruhe werden den unermeßlichen Raum füllen. Und so wird

das wundersame, furchtbare Geheimnis alles Daseins, bevor es erklärt und begriffen wurde, schwinden und vergangen sein.

Aus Leopardis „Ausgewählten Werken“ übertragen von Ludwig Wolde.

*

MYSTISCHE DICHTUNG

HEINRICH VON NÖRDLINGEN AN MARGARETA EBNER
15. August 1346

„. . . Ich winsch dir ze stüir zu diser heiligen zit ain unschuldigs leben, ein luter hertz, ein durchglestig sel, ain minenden geist, ein brinenden ernst, ein senenden jamer, ein stetigs hinziehen, ein begirigs gejegd, ain wises schawen, ein warhaftz bekenen,

ein heimlichs dringen, ein creftigs uberspringen,
ein gewaltigs vahen, ein lieblichs begriffen,
ein tieffes sincken, ein lustigs trincken,
ein früintlichs enpfahen, ein gütigs widerschawen,
ein süezes grüszen, ein zartlichs niessen,
ein inners intrucken, ein wilds ufflucken,
ein parmhertzigs umbfahen, ein unschidlichs nahen,
ein geschwindes durchplicken, ein ewigs zusamen stricken

dein und sein in drier person drutkemerlin.
ob du macht, da gedenk mein . . .“

---

ze stüir: als Aussteuer. – durchglestig: durchleuchtet. – niessen: genießen. – ufflucken: auflodern. – ob du macht: wenn du vermagst.



AUS DEN OFFENBARUNGEN DER SCHWESTER MECHTHILD VON MAGDEBURG

Herre, min schult, damite ich dich verloren han,
Die stat vor minen ougen gelich dem groesten berge
Und hat lange vinsternisse gemachet zwischent mir und dir
Und ewige verrunge von dir und von mir.
Eya liep vor allen liebe,
Ziuch mich wider in dich.
Aber herre, der zuokünftige val
Stât ouch vor minen ougen, gelich
Einem fürinen trakenmunde,
Der mich ze allen ziten gerne versclunde.
Eya min einiges guot, nu hilf mir, daz ich
Unbefleket möge vliessen in dich.

Herre, min irdensch wesen stat vor minen ougen,
Gelich einem dürren akker,
Da wenig guotes uffe ist gewahsen.
Eya suesser Jesu Christe,
Nu sende mir den suessen regen diner menscheit,
Und die heisse sunnen diner lebendiger gotheit
Und den milden towe des heligen geistes,
Daz ich verclage min herzeleit.

Herre, din ewig rich
Stat offen vor minen ougen gelich
Der edelstein brutlofte und der groesosten hochgezit
Und der langesten wirtschaft.

Eya min trut,
Dar solt du ane underlas
Zu dir voegen din minnelustige brut.

Herre, alle dine gabe,
Die ich enpfangen habe
Von dir, die ist vor minen ougen
Glich einem ellendigen orschlage an mich,
Wan mich nideret hie din hoheste gift.

Alsus antwurt got, der es alles gibet:
Din berg sol versmilzen in der minne.
Dine viande sollen keinen teil an dir gewinnen.
Dinen aker hat heisse sunne durschinen,
Und din fruht ist doch unverdorben bliben,
Und in minem riche soltu ein niuwe brut wesen,
Und da wil ich dir ein süsses muntküssen geben,
Das alle min gotheit
Dur din sele sol sweben,
Und mine drivaltigen ougen
Sollent jemerme ane underlas
In dinem zwivalten herzen spilen.
Wa ist denne din truren bliben?
Betest du denne tusent jar,
Ich woelte dir nit einen siufzen geben dar.

---

verrunge: Fernung. — fürinen trakenmunde: feurigen Drachenmunde. — versclunde: verschlänge. — towe: Tau. — verclage: ausklage, verschmerze. — edelstein brutlofte: edelsten Brautlauf (d. i. Hochzeit). — wirtschaft: Fest. — voegen: fügen. — brut: Braut. — orschlage: Ohrfeige. — gift: Gabe. — viande: Feinde. — jemerme: immermehr. — siufzen: Seufzer.

AUS DEM 62. KÜHLPSALM VON QUIRINUS KUHLMANN

In einer dunkler Nächte,
Als Liebesangst beflammend mich durchwerkt,
(O Fall vom Glücksgeschlechte!)
Entkam ich, allen unbemerkt,
Da schon mein Haus die Still und Ruh verstärkt.

Im Dunkeln, doch satt sicher,
Die Treppen warn geheim und ich verkleidt,
(O Fall vor Glückesbücher!)
Das Finstre gab Verhohlenheit,
Da schon mein Haus gestillt zu dieser Zeit.

In jener Nacht voll Segen,
In dem geheim, da keiner mich erblickt,
Noch ich sah was bewegen,
Da A.L.L.E.S. Licht und A.L.L.S. entrückt,
Ohn das im Herz auslodernd mich beglückt:

O lebend Liebesflamme,
Die lieblichst trifft den tiefsten Seelengrund!
Nun bäumst du sanft im Stamme!
Ei Lieber, mach das Ende kund!
Reiß das Geweb im süßen Anlaufsrund!

O lieblichzartes Brennen!
O sanfte Hand! O überzarter Griff!
Er schmeckt ein ewigst Kennen,
Löst alle Schuld, die mir nachlief!
Du tötst den Tod, durchlebst ihn ewigtief.

O feurge Lampenfeuer!
In deren Glanz die tiefsten Sinngrüft licht!
Vor: – dunkle Nachtgeheuer,
Nun: – voll gewohnter Prachtgesicht!
Ihr Hitzlicht strahlt dem Liebsten gleicher Pflicht.

Wie sanftmutvoller Liebe
Erwachst du mir, Geheimster, auf der Schoß?
Welch süßte Atemtriebe?
Voll Guts und Ehr, die sinnenlos!
Entzündst du so? Ich sink auf dich, mir bloß.

Das Bett ist ganz durchblümet,
Mit Löwen ist behöhlet rings sein Ring!
Bepurpurt, als geziemet,
Im Fried erbaut, voll Wunderding!
Ja tausend Schild von Gold warn hier gering.

Aus Blumen und Gesteinen,
Die höchster Früh erlesen aller Art,
Laß uns die Kränze feinen!
Sie blühn in Lieb aus dir gepaart:
Dies ein'ge Haar hat sie sehr fest bewahrt.

Zu Felses Höhlen Höhen
Eiln wir zugleich still zum Granatmoosstein.
Des Feindes sein Vergehen
Entlägert uns. Das Feld ist rein.
Der Wasser Schall macht A.L.L.E.S. dein und mein.

Aus dem Dombande „Mystische Dichtung aus sieben Jahrhunderten deutscher Vergangenheit“

DIE
PATHOLOGIE DES GEFÜHLS BEI KLEIST
VON STEFAN ZWEIG

„Verflucht das Herz, das sich nicht mäßigen kann.“ *Penthesilea*

DIE Ärzte, die, von Berlin hergeeilt, den noch warmen Leichnam des Selbstmörders untersuchten, finden den Körper gesund und lebenskräftig. In keinem Organ ist ein Gebrest sichtbar und keine andere Todesursache erkennbar als die gewaltsame, als die Kugel, die sich der Verzweifelte mit zielsicherer Hand in den Schädel gejagt. Um aber den Befund mit irgendeinem gelehrten Wort zu verbrämen, schreiben sie in das Protokoll, der „p. p. Kleist“ sei ein „sanguino-cholericus in summo gradu“ gewesen und daß man „auf einen krankhaften Gemützustand“ schließen könne. Man sieht: verlegene Worte, ein Befund a posteriori ohne Zeugnis und Beweis. Nur die Vorbedingung ihres Protokolls ist psychologisch wesenhaft, nämlich, daß Kleist körperlich gesund und lebensfähig, daß seine Organe durchaus intakt waren. Dem widersprechen auch die andern Zeugnisse seiner Biographie nicht, die von geheimnisvollen Nervenzusammenbrüchen, von der Stockigkeit seiner Verdauung, von mancherlei Leiden häufig berichten. Kleistens Krankheiten waren (um einen Terminus der Psychoanalyse zu gebrauchen) wahrscheinlich mehr Flucht in die Krankheit als eigentliches Gebrest, vehemente Ruhebedürfnisse des Leibes nach den ekstatischen Überspannungen der Seele. Seine preußischen

Ahnen hatten ihm eine solide, fast allzu harte Physis vererbt: sein Verhängnis stak nicht im Fleisch, zuckte nicht im Blut, sondern schwärmte und gärte unsichtbar in seiner Seele.

Aber er war auch eigentlich nicht ein Seelenkranker, eine hypochondrische, misanthropisch-verdüsterte Natur (obwohl Goethe einmal absprechend sagt, „sein Hypochonder sei doch schon gar zu arg"). Er war nicht belastet, war nicht wahnsinnig, höchstens überspannt, wenn wir das Wort im sinnlichsten wörtlichsten Sinn seines Ursprungs richtig aussprechen wollen (und nicht im verächtlichen wie der aufgeplusterte Primanerdichter Theodor Körner bei der Nachricht seines Freitodes vom „überspannten Wesen des Preußen" spricht). Kleist war über-spannt, im Sinn von: zu viel gespannt, er war von seinen Gegensätzen ständig auseinandergerissen und beständig bebend in dieser Spannung, die, wenn der Genius sie berührte, wie eine Saite schwang und klang. Er hatte zu viel Leidenschaft, eine maßlose, zügellose, ausschweifende übertreiberische Leidenschaft des Gefühls, die beständig zum Exzeß drängte und doch nie in Wort oder Tat durchbrechen konnte, weil eine ebenso stark aufgetriebene und übertriebene Sittlichkeit, ein kantisches überkantisches Pflichtmenschentum mit gewaltsamen Imperativen die Leidenschaft zurückstieß und versperrte. Er war leidenschaftlich bis zur Lasterhaftigkeit bei einem fast krankhaften Sauberkeitsempfinden, er wollte immer wahr sein und mußte sich immer verschweigen. Daher dieser Zustand ständiger Spannung und Stauung, diese unerträgliche Qual

seelischen Auftriebs bei verpreßten Lippen. Er hatte zuviel Blut bei zuviel Hirn, zuviel Temperament bei zuviel Zucht, zuviel Gier bei zuviel Ethos und war ebenso übertreiberisch im Gefühl wie überwahrhaftig im Geist. So spannte sich der Konflikt immer gewaltsamer durch sein ganzes Leben: allmählich mußte der Druck zur Explosion führen, wenn sich kein Ventil auftat. Und Kleist (das war sein Verhängnis im letzten) hatte kein Ventil, keinen Ausstrom: im Wort gab er sich nicht her, nichts von seinen Spannungen floß ab in Gesprächen, in Spielen, in kleinen erotischen Abenteuern oder verschwemmte sich in Alkohol und Opium. Nur in den Träumen (in seinen Werken) tobten sich schwelgerisch seine wüsten Phantasien, seine überhitzten (und oft dunklen) Triebe aus: wenn er wach war, duckte er sie mit eherner Hand, ohne sie aber ganz töten zu können. Ein Schuß Laxheit, Indifferenz, Knabenhaftigkeit, Sorglosigkeit, und seine Leidenschaften hätten das böse Gehaben eingesperrter Raubtiere verloren; aber er, der Ausschweifendste, Schwelgerischeste im Gefühl war ein Fanatiker der Zucht, er übte preußischen Drill gegen sich selbst und stand mit sich selbst ständig im Widerstreit. Sein Inneres war wie ein unterirdischer Käfig niedergeduckter, aber nicht gezähmter Gelüste, die er mit dem rotglühenden Eisen gehärteten Willens immer zurückstieß. Aber immer sprangen die hungrigen Bestien wieder in ihm auf. Und schließlich haben sie ihn zerrissen.

Dieses Mißverhältnis zwischen wahrem und selbstgewolltem Wesen, diese ständige Überspannung von Trieb

und Widertrieb schuf seine Qual in Schicksal um. Seine Hälften paßten nicht zusammen und rieben sich ständig blutig: er war ein russischer Mensch, ein Maßloser, lechzend nach Überschwang und dabei eingeschnürt in den Waffenrock eines märkischen Adeligen; er hatte große Begierden und dabei das strikte imperativische Bewußtsein, er dürfe ihnen nicht nachgeben. Sein Intellekt verlangte nach Idealität, aber er forderte sie nicht wie Hölderlin (ein anderer Tragiker des Geistes) von der Welt: Kleist postulierte das Ethos niemals für die andern, sondern einzig für sich. Und wie alles, so übertrieb er – der furchtbarste Übertreiber jedes Gefühls, jedes Gedankens – auch diese Forderungen der Sittlichkeit: selbst die starre Norm hitzte er sich rotglühend bis zur Leidenschaft. Daß ihm keiner unter den Freunden, den Frauen, den Menschen genügte, hätte ihn nicht zerstört. Daß er sich selbst aber, diesem innern Schwall von Gier und bösem Gelüst nicht gewachsen war, daß er sich, so heiß er war, nicht formen konnte, das vernichtete ihn immer wieder: daher das Anklägerische seiner Briefe, dies Gefühl des Selbstekels und der Selbstverachtung, dies Verbrechergefühl, das ihm den Blick nach innen verdeckt, den Mund verschlossen und die Seele wund macht. Ewig führt er (immer nur Ankläger) Prozeß mit sich selbst. Ständig hält er über sich Gericht, ein harter Richter – „es ging streng um ihn her“, wie die Rahel sagte, und am strengsten in ihm selbst. Wenn er in sich hineinsah – und Kleist hatte den Mut, wahr zu sehn und bis in die letzte Tiefe zu sehn –, dann graute ihm wie einem, der Medusa erblickt. Er war ganz

anders, als er sich wollte: und niemand wollte mehr von sich; kaum hat je ein Mensch höhere moralische Prätensionen an sich gestellt (bei so geringer Fähigkeit, ein kategorisches Ideal zu erfüllen) als Heinrich von Kleist. Denn wirklich: ein ganzes Schlangennest von Dämonien brütete unter dem kühlen, verdeckten, undurchdringlichen Fels seiner äußern Starre, und eine hitzte sich an der andern. Die Fremden haben niemals diesen höllischen Knäul geahnt unter Kleistens kühler, beherrschter Verschlossenheit, aber er selbst kannte es furchtbar gut, dies verknäulte, züngelnde Gezücht von Leidenschaft im untersten Schatten seiner Seele. Der Knabe schon hatte es entdeckt und blieb ein ganzes Leben davon verstört: die sinnliche Tragödie Kleistens beginnt früh, Überreiztheit war ihr Anfang, Überreiztheit ihr Ende. Es besteht kein Anlaß, prüde dieser intimsten Krise seiner Jugend auszubiegen, nachdem er sie selbst seiner Braut und seinem Freunde vertraut; und dann: sie ist der dichterische Einstieg hinab ins Labyrinth seiner Leidenschaft. Als junger Kadett hatte er, vor der Kenntnis der Frau, das getan, was so ziemlich alle leidenschaftlichen Knaben seines Alters im Frühlingserwachen der Sexualität tun. Da er ein Kleist war, frönte er maßlos diesem Knabenlaster; da er ein Kleist war, litt er maßlos moralisch an dieser Schwäche seines Willens. Er fühlte sich von dieser Wollüstigkeit seelisch befleckt, körperlich schon zerrüttet, und seine gräßlich übertreibende Phantasie, die immer in furchtbaren Bildern schwelgt, täuscht ihm entsetzliche Folgen seines Knabenlasters vor. Was andere leicht

überwachsen wie eine nichtige Schramme der Jugend, das frißt sich bei ihm wie ein Krebsgeschwür bis tief hinein in die Seele: schon verzerrt der Einundzwanzigjährige den (wohl bloß imaginären) Defekt seines Sexus zu Gigantenmaßen. Er schildert in einem Brief jenen (gewiß erfundenen) Jüngling im Spital, der an den „Verirrungen seiner Jugend" zugrunde geht wie er, „mit nackten, blassen, ausgedörrten Gliedern, mit eingesenkter Brust, kraftlos niederhängendem Haupt" sich selbst zur Warnung und Schrecknis; und man fühlt, wie dieser stolze Junker zerfressen sein muß von Selbstekel und Scham über die Erniedrigung, daß er sich nicht selbst gegen die eigene Lust zu verteidigen wußte. Und dazu kommt noch die wahrhaft tragische Steigerung, daß er, der sich sexuell unfähig fühlt, verlobt war mit einem keuschen, unwissenden Mädchen, der er Sittlichkeit in spaltenlangen Exerzitien dozierte (indessen er sich selbst unsauber und beschmutzt empfand bis in den letzten Winkel seiner Seele), daß er ihr die ehelichen Pflichten erklärt und jene der künftigen Mutterschaft (indes er bezweifelt, je die eheliche Mannespflicht noch erfüllen zu können). Damals beginnt jenes Doppelleben in Kleist, der furchtbare Riß, der sein Leben in Spannung ohnegleichen verwandelt, so früh sich in dieser noch aufgeweiteten Brust das ganze Gegeneinander der Leidenschaften, dies wilde Gequirl von Scham und Stolz und Sinnlichkeit und Sittlichkeit zu stauen. Schon damals beginnt jene entsetzliche Überfülltheit in Kleist, bis ihm doch einmal die Lippe aufspringt und er einem Freund den Wahngedanken, die vermeintliche Schmach

anvertraut, die ihn entnervt. Der Freund – Brockes hieß er – war kein Kleist, kein Übertreiber. Er übersah die Situation sofort in ihren klaren natürlichen Maßen, wies Kleist an einen Arzt in Würzburg, und in wenigen Wochen befreite ihn der Chirurg – scheinbar durch Operation, wahrscheinlich aber durch Suggestion – von der vermeintlichen Minderwertigkeit des Geschlechts.
Sein Sexus schien nun organisch geheilt. Aber Kleistens Erotik ist niemals ganz normal, ganz begrenzt geworden. Es tut sonst in einer menschlichen Biographie nicht not, an das „Geheimnis des Gürtels“ zu rühren, aber gerade dieser Gürtel verschließt Kleistens geheimste Kräfte, und trotz seiner eminenten Geistigkeit ist sein Wesen urtümlich von dem merkwürdig oszillierenden und doch durchaus typischen erotischen Habitus bestimmt. Seine ganze schwelgerische, übertreiberische, zügellos ausschweifende Orgiastik, die gerne in Bildern wühlt und in Überschwängen sich ergießt, hat unzweifelhaft ihre Wesensart von jenen verborgenen Exzessen, und vielleicht hat niemals in der ganzen Literatur eine dichterische Phantasie so klinisch deutlich die Form (ich sage ausdrücklich nicht: das Stigma) einer vorlusthaften, sich schon an Träumen erhitzenden und an Träumen sich aufreibenden und erschöpfenden Knaben-Männlichkeit gehabt. Dichterisch sonst der sachlichste, taghellste Schilderer, wird Kleist in erotischen Episoden sofort schwelgerisch exzessiv, orientalisch-üppig, seine Visionen zu erregten Lustträumen, die sich in traumhaften Übersteigerungen überbieten (die Schilderungen der Penthesilea, das ewig wiederholte Bild der

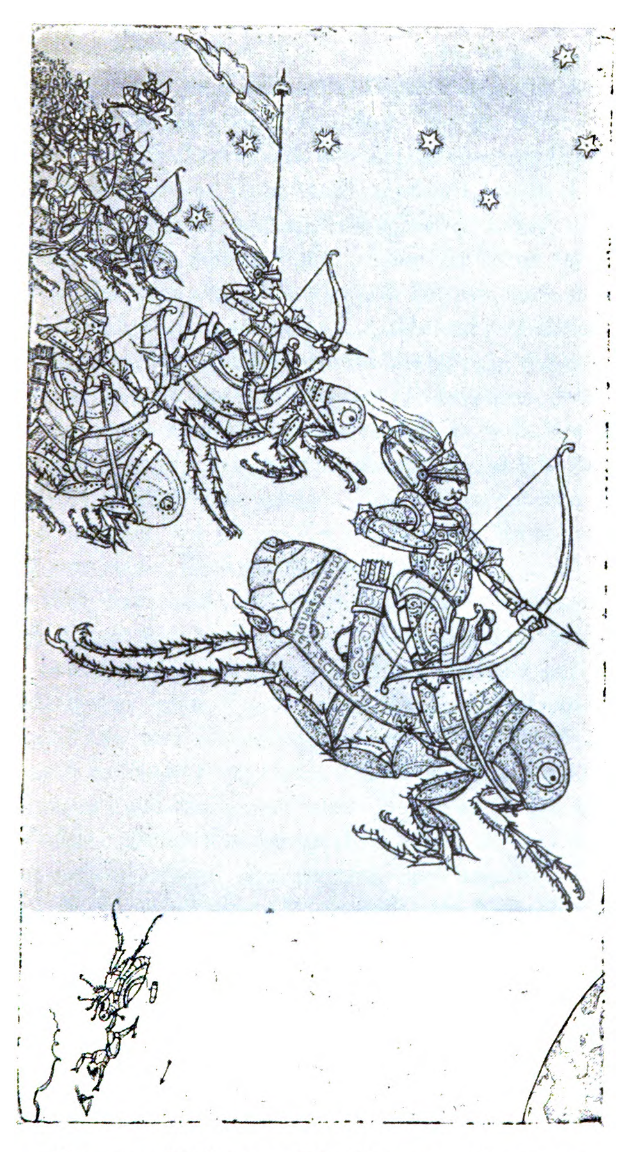
Perserbraut, die nackt von Sandel triefend aus dem Bade steigt) – an diesem Nerv ist sein ganzer so furchtbar verborgener Organismus gleichsam offen und zuckt bei der leisesten Berührung. Hier spürt man, daß der erotische Überreizungszustand seiner Jugend ein unausrottbarer war, daß diese chronische Entzündlichkeit seines Eros fortbestand, so sehr er sie niederzwang und in späteren Jahren auch verschwieg. Aber etwas kam da niemals mehr ins Gleichgewicht, nie ist Kleistens Liebesleben (ein gräßliches Wort, das ich unwillig anwende) jemals in irgendeiner Beziehung ganz einlinig, geradlinig auf der normalspurigen Bahn gesunder Männlichkeit gegangen. Es ist immer (wie damals) ein Defiziens da, der Mangel an geradliniger triebhafter Handlung und immer ein Plus, ein Zuviel an Ekstase, ein Übertreibliches und Überhitztes: alle Beziehungen Kleistens behalten dies Zuwenig und Zuviel in den wandelnsten Formen, sie schillern durcheinander in den seltsamsten und gefährlichsten Betonungen und Nuancierungen. Eben weil ihm die gerade Stoßkraft des Begehrens (vielleicht auch des Könnens) im Sexuellen fehlte, war er aller Vielfältigkeiten und Zwischengefühle fähig: darum auch seine magische Kenntnis aller Kreuzwege und Seitenschliche des Eros, all der Vermengungen und Verkleidungen des Gelüsts, dies merkwürdige Wissen um das Transvestitentum des Triebs. In ihm sind alle Übergänge und Verwandlungen, die verwirrendsten Möglichkeiten, immer aber eine undurchdringliche Unklarheit des erotischen Triebs. Selbst die ursprüngliche Zielrichtung gegen die Frau ist nicht ganz

unwandelbar: während bei Goethe und den meisten Dichtern der Pol ganz rein der Frau zugewandt ist, so sehr er auch in vielfacher Schwingung oszilliert, tastet Kleistens unbeherrschter Trieb allen Zielrichtungen zu. Man lese die Briefe an Rühle und Lohse – „ich habe Deinen schönen Leib oft, wenn Du in Thun in die See stiegst, mit wahrhaft mädchenhaften Gefühlen betrachtet“, oder noch deutlicher, „Du stelltest das Zeitalter der Griechen in meinem Herzen wieder her, ich hätte bei Dir schlafen können“ – und würde einen Homosexuellen in ihm vermuten. Aber Kleist ist nicht invertiert, seine Liebesempfindung hat nur (durch den Mangel an aktivem, stoßhaftem Abfluß) exaltierte Gefühlsformen. Nicht minder glühend und voll jener erotischen Überhitzung der seelischen Empfindung schreibt er an die „Einzige“, an Ulrike, die aber seine Stiefschwester war (und seltsam das Weibische seines Empfindens parodierend, in Manneskleidern mit ihm reiste). Immer mengt er jeder Gefühlsregung das brennende Salz seiner übertriebenen Sinnlichkeit bei, immer verwirrt er so die Empfindungen. Bei Luise Wieland, der Dreizehnjährigen, kostet er den Reiz der geistigen Verführung ohne tätliche Beziehung, an Marie von Kleist drängt ihn mütterliches Gefühl, an die letzte Frau, an Henriette Vogel, bindet ihn gleichfalls kein Verhältnis (wie gräßlich doch diese Worte sind), sondern nur die wütige Todeswollüstigkeit. Nie ist eine Beziehung Kleistens zu einer Frau, zu einem Manne klar und einfach, nie eine Liebe, sondern immer ein Vermengtes, Übertriebenes, immer jenes Zuviel und Zuwenig, das das Charakteristikon

seines Eros ist, immer geht er unbewußt – wie Goethe mit genialem Wort von seinem Werke sagte – „auf eine Verwirrung des Gefühls“ aus. Nie schöpft, nie erschöpft er, so tief er sich auch aufwühlt, in einem Erlebnis seine Liebesgewalt, nie wird er (wie Goethe) frei durch Tat oder Flucht, immer bleibt er verhakt, ohne ganz zu erfassen, der „sinnlich übersinnliche Freier“, gehitzt von den feinen Giften seines Blutes. Mann und Weib, Begehren und Hingabe, Güte und Grausamkeit, Geistigkeit und Sinnlichkeit, alle konträren Elemente binden sich funkelnd zu einer einzigen glühenden Kette, an die er dann selbst geschmiedet ist. Auch in der Erotik ist Kleist niemals der Jäger, sondern der Gejagte, untertan dem Dämon der Leidenschaft.

Aber eben weil Kleist sexuell so vieldeutig, so problemhaft und gerade darum vielleicht, weil er da physisch nicht ganz vollwertig und einlinig war, übertrifft er alle andern Dichter um ihn an erotischem Wissen. Die überhitzte Atmosphäre seines Blutes, die ständig bis zum Zerreißen vehemente Straffung seiner Nerven treibt aus den Untergründen die geheimsten Rückstände des Gefühls heraus: die seltsamen Gelüste, die bei andern im Unbewußten verdämmern und versickern, brechen bei ihm fieberfarben hervor und durchschweben den Eros seiner Gestalten. Durch die Übertreibung des Urelementes – und Kleist ist Künstler einerseits durch Präzision der Beobachtung wie andererseits durch Übersteigerung des Maßes – reißt er jedes Gefühl bis ins Pathologische hinaus. All das, was man grobschlächtig die pathologia sexualis nennt, wird bildhaft in fast

klinischen Bildern, so sehr steigert er das bei ihm nur Spurhafte des Triebs in gestaltete Isolierungen. Männlichkeit übertreibt er zur Männischkeit, zu Sadismus beinahe (Achill und Wetter von Strahl), Leidenschaft zur Nymphomanie, Blutschwelgerei und Lustmord (Penthesilea), weibliche Hingabe zu Masochismus und Hörigkeit (Käthchen von Heilbronn): dazu mengt er noch all die dunklen Mächte der Seele, wie Hypnotik, Somnambulismus, Wahrsagerei. Alles, was in der Naturgeschichte des Herzens am äußersten Blatte verzeichnet ist, das Exzentrische des Gefühls, das Herausgebogensein des Menschen über seinen letzten Rand, dies und gerade dies lockt ihn zu dichterischem Gebilde. Immer waltet dieser Charakter wüster, sinnlich überhitzter Träume in seinem Werke vor: er wußte die Kakodämonen, die glühenden Mächte seines Blutes, nicht anders zu beschwören, als daß er sie mit der Peitsche der Leidenschaft hineintrieb in seine Gestalten. Kunst ist für ihn Exorzismus, Austreibung der bösen Geister aus dem gefolterten Leib ins Imaginäre. Sein Eros lebt sich nicht aus, sondern träumt sich bloß aus: daher diese Verzerrungen ins Gigantische und Gefährliche, die Goethe erschreckt und manchen Unbelehrten abgestoßen haben.
Aber nichts Fehlerhafteres, als darum in Kleist einen Erotiker zu sehen (der Eros deutet bloß immer sinnlicher als die nur geistigen Leidenschaften den Habitus einer Natur). Zum Erotiker – im Sinne des Genießers, des Wollüstigen – fehlt ihm vollkommen das Moment der Lustbetonung. Kleist ist das Gegenteil eines Genießers, er ist der Erleider, der Gequälte seiner Leidenschaften,



Marcus Behmer: Flohbogenschützen

der Nichtverwirklicher, der Nichterfüller seiner heißen Träume: daher das Gestaute, Gepreßte, ewig Rückfließende und Aufkochende seiner Natur. Auch hier erscheint er wie überall als der Getriebene, als der Gejagte eines Dämons, ewig im Kampf mit seinen Zwängen und Drängen, entsetzlich leidend unter dieser Zwanghaftigkeit seiner Natur. Aber der Eros ist nur einer in der schäumenden Koppel, die ihn quer durch das Leben hetzt: seine andern Leidenschaftlichkeiten sind nicht minder gefährlich und blutgierig, denn jede treibt er ja – als der furchtbarste Übertreiber, den die neue Literatur kennt – bis in den Exzeß, jede Not der Seele, jedes Gefühl fiebert er ins Manische, ins Klinische, ins Selbstmörderische hinein. Ein Pandämonium der Leidenschaften tut sich auf, wo immer der Blick an ein Werk, an eine Wesensäußerung Kleistens tastet. Er war voll Haß, und wie furchtbar diese enttäuschte Machtgier in ihm wühlte, spürt man, wo das Raubtier sich von der niederdrückenden Faust befreit und die Gewaltigsten, einen Goethe oder Napoleon, anspringt: „ich will ihm den Kranz von der Stirne reißen", das ist das noch mildeste Wort seines Hasses gegen den, zu dem er vordem „auf den Knien seines Herzens" gesprochen. Eine andere Bestie aus der fürchterlichen Meute der exzedierenden Gefühle: der Ehrgeiz, verschwistert einem tollen, halsbrecherischen Stolz, der jeden Einwand mit der Fußsohle zertritt. Dann ein dunkler saugender Vampir in Blut und Hirn: eine finstere Schwermut, aber nicht wie jene Leopardis und Lenaus ein passiver Seelenzustand, eine musikalische Dämmerung des

Herzens, sondern „ein Gram, über den ich nicht Meister zu werden vermag“, wie er schreibt, eine aggressive glühende Todesfiebrigkeit, eine brennende Qual, die ihn wie Philoktet mit vergifteter Wunde in die Einsamkeit zurückjagt. Und daraus wieder eine neue Not: die Qual der Ungeliebtheit, die er im „Amphytrion“ den Gott der Schöpfung der Natur anvertrauen läßt, auch sie gesteigert zu einer Raserei der Einsamkeit. Was immer ihn bewegt, wird zu Krankheit und Exzeß: selbst die geistigen, die intellektuellen Neigungen zu Sittlichkeit, Wahrheit und Rechtlichkeit verzerrt sein Übermaß zu Leidenschaften, aus Rechtliebe wird Rechthaberei (Kohlhaas), aus Wahrheitsdrang ein wühlerischer Fanatismus, aus Sittlichkeitsbedürfnis eine eiskalte überspitzte Dogmatik. Immer schießt er über sich hinaus, immer bleibt der Widerhaken des rückstürzenden Pfeils im Fleische, das allmählich durchätzt wird von allen Laugen und Bitternissen der Enttäuschung. Denn all diese passionierten Triebe, diese aufreizenden virulenten Gifte können nicht aus ihm ganz heraus und geraten in gefährliche Gärung: es fehlt (wie in seinem Eros) die Entladung in die Tat. Sein Haß gegen Napoleon schwelgt im Gedanken, ihn zu ermorden, die Franzosen niederzuknüppeln – aber er faßt nicht den Dolch und nicht einmal in Reih und Glied das Gewehr. Sein Ehrgeiz will im Guiskard Sophokles und Shakespeare in einem überbieten – aber das Stück bleibt Ohnmacht und Fragment. Seine Schwermut drängt sich an die andern und sucht durch zehn Jahre vergebens Begleiter in den Tod – aber er wartet zehn Jahre, bis er endlich in einer

krebskranken enttäuschten Frau die Gefährtin findet. So wächst alle Leidenschaft in ihm, von Träumen noch gehitzt, tropisch auf zu einer Überreiztheit und Spannung, die ihm manchmal die Nerven durchriß, aber doch, nach Hamlets Wort, „dies allzu harte Fleisch" nicht zu schmelzen vermag. Vergebens stöhnt er „Ruhe, Ruhe vor den Leidenschaften", aber sie lassen ihn nicht, und bis in das letzte Rinnsal seiner Werke zischt der heiße Dampf, die Hypertrophie des Gefühls. Sein Dämon läßt nicht die Peitsche von ihm: er muß weiter durch das Gestrüpp seines Schicksals in ewiger Jagd bis zum Abgrund.

Ein von allen Leidenschaften Gejagter – das ist Kleist wie keiner. Aber nichts wäre irrtümlicher, als in ihm darum einen zügellosen Menschen zu sehn, denn das ist ja seine äußerste Qual, seine ureigene Tragik, daß er sich, mit allen Geißeln und Nattern seiner Leidenschaften fortgepeitscht, ständig zügelt, daß dieser starre Zaum seines Willens ihn zurückreißt, während er vorwärts will und sein Trieb ihn weiterstößt, indes er es „ganz rein zu haben" begehrt. Sonst steht bei jener ihm so tief verwandten Art der sich selbst zerstörenden Dichter, bei Günther, bei Verlaine, Marlowe, einer überschwingenden Leidenschaft ein ganz schwacher weibischer Wille entgegen, und sie werden überflutet und zermalmt von ihren Trieben. Sie vertrinken, verspielen, vergeuden, verlieren sich, sie werden zerrieben von dem innern Wirbel ihres Wesens: sie stürzen nicht jählings ab, sondern rutschen allmählich hinunter, sie fallen von Stufe zu Stufe mit immer schwächerem Widerstand des

Willens. Bei Kleist aber steht – und hier, nur hier ist die Wurzel der Kleistischen Tragödie – einer dämonisch starken Leidenschaftlichkeit der Natur ein gleich dämonischer Wille des Geistes entgegen (so wie im Werk ein wilder, berauschter Visionär sich einem kalten, nüchternen, unerhört klarsichtigen Könner und Errechner paart). Auch sein Gegenwille gegen das Triebhafte ist überstark wie der Trieb selbst, und diese widersätzliche Doppelstärke steigert seinen inneren Kampf ins Heroische. Manchmal erscheint er selbst wie sein Guiskard, der in seinem innersten Zelte (in seiner Seele), durchschwärt von Beulen, durchfiebert von allen bösen Säften, leidet, aber durch die Kraft seines Willens sich aufrafft und, mit ungeheurer Geste seinem Geheimnis die Kehle verschließend, vor die Menschen tritt. Kleist gibt sich nicht einen Fußbreit nach, er läßt sich nicht willenlos in den eigenen Abgrund hinabziehen: ehern stemmt sich der Wille gegen dies ungeheure Ziehen seiner Leidenschaft:

„Steh, stehe fest, wie das Gewölbe steht,
Weil seiner Blöcke jeder stürzen will.
Beut deinen Scheitel, einem Schlußstein gleich,
Der Götter Blitzen dar und rufe: trefft!
Und laß dich bis zum Fuß hinab zerspalten,
Solang ein Atem Mörtel und Gestein
In dieser jungen Brust zusammenhält."

– Diese heilige Hybris setzt er dem Schicksal entgegen, und gegen die heiße Wut seiner Selbstvernichtung dämmt er herrisch und stark den leidenschaftlichen

Trieb zur Selbsterhaltung, zur Selbsterhöhung. So wird Kleistens Leben zu einer Gigantomachie, zum Riesenkampf einer übersteigerten Natur: seine Tragik ist nicht, daß er wie die meisten Menschen von dem einen zuviel und von dem andern zuwenig hatte, sondern er hatte von beidem zuviel; zuviel Geist bei zuviel Blut, zuviel Sittlichkeit bei zuviel Leidenschaft, zuviel Zucht bei zuviel Zügellosigkeit. Er war einer der überfülltesten Menschen, und die „unheilbare Krankheit", von der dieser „schön intentionierte Körper" ergriffen schien (wie Goethe sagt), war eigentlich Kraft. Die Natur hatte ihm eben mehr von all ihren Ingredienzien gegeben, als ein einzelner Mann für ein Leben ertragen konnte: so wütete die Fülle gegeneinander, und die Überdosierung ward zu Gift und Verhängnis, unendlich mehr als die schwache Rinde eines irdischen Leibs an solchen Säften und Kräften in sich verschließen kann. Darum mußte er sich selbst zersprengen wie ein überhitzter Kessel: sein Dämon war nicht das Unmaß, sondern das Übermaß.

Aus einem Essay über Kleist, der mit zwei weiteren über Hölderlin und Nietzsche zu einem neuen Drei-Meister-Buche „Der Kampf mit dem Dämon" zusammengefaßt werden wird.

*

DEM Fühlenden Gefühl begegnet,
Wie jeder sich im Ganzen segnet.

GOETHE

LIEDER AUS DEM LIBYSCHEN SANDMEER

DIE WÜSTE

Am ersten Tag wandelst du über Retube,
Am zweiten schreitest du durchs Serîr,
Am dritten, o Ausreißerin gleich dem Gazellenrudel,
Ist beschwerlich dein Marsch, wo der Alte ermüdet.
Am vierten werden alle klugen Tiere bestiegen
Auf dem langen Pfade, der durchs Serîr schlängelt;
Am fünften tauchen die Höhen auf,
Und es naht das eselreiche Land!

*

DER HUND

Die heimtückische Tötung seines Hundes wird vom Beduinen gleich dem Totschlag eines Mannes gerächt

Wer ihn erschlug, den werde ich töten,
Bei Allah und dem Propheten!
Ihn erschlagen auf wüster Stätte,
Nur die Holzleserinnen sollen ihn finden!
Eine von den Frauen soll ihm die Klagen singen,
Und er soll keine Familie mehr haben.
Ihn erschlagen in der schaurigen Wüste,
Ohne daß seine Söhne um ihn weilen;
Und jedes Jahr am Todestage soll es schmerzen.
Es war ein weißer, gefleckter Hund,
Dessen Verstand Bücher begriff,

Der Nachrichten brachte aus allen Gauen,
Dessen Ruhm bis nach Stambul drang.
Gesund bellte er auf dem Dach,
Seine Augen schweiften im Hof und Feld
Scharf, wie ich mein Leben lang keinen sah,
Wie ein silbergeschmücktes Pferd, wie die Hexe.
Wer ihn erschlug, den werde ich töten,
Bei Allah und dem Propheten!

*

SEI GEGRÜSST, MILCHWEISSE GAZELLE!

Sei gegrüßt, du Morgengabe, o milchweiße Gazelle,
Hörner von Zöpfen krönen deine Stirn!
Deine Wangen leuchten
Im Abenddunkel
Und glänzen wie ein neugebautes festes Schloß.
Deine hohe Brust
Gleicht des Fürsten Schwert
Und blinkt wie ein Wüstenhügel aus der Ferne.
Die Süße deiner
Vollen festen Brüste
Ist Arznei für mich Todkranken, den sie zu Grabe singen.
Ich beschwöre dich, Vater,
Was wird dem Mädchen geschehen?
Nimm hundert Pfund
Oder tausend Sklaven!
Ich liebe sie:
Wer sich einmischt, den erschlage ich
Oder send ihm jählings eine Kugel.

Es gibt (mir) Stiche
Mit dem Speer, mörderische –
Zwischen uns wird es trocken. –
Kommt Kunde von dir, kehrt Freude ein; bleibt sie fern, dann verdorrst du, o Liebe!

Aus No. 372 der Insel-Bücherei.

*

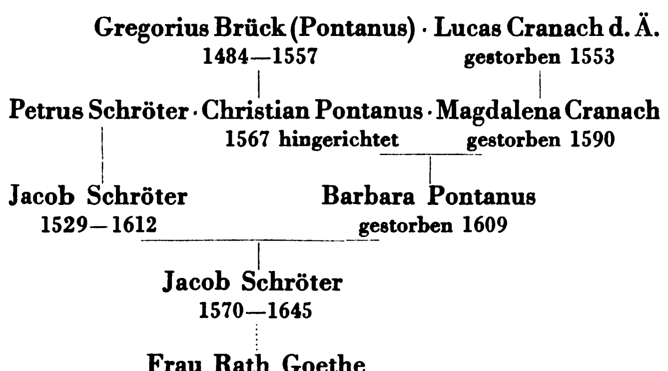
GOETHES WEIMARER AHNEN
VON ANTON KIPPENBERG

ALS Goethe im Jahre 1775 nach Weimar kam, seines Bleibens ungewiß, da ahnte er nicht, daß geheime Fäden, eine lange Ahnenreihe hinauflaufend, ihn seit Jahrhunderten an Weimar und dessen Fürstenhaus banden. Er, der so gern an Vorbedeutungen glaubte und sich von ihnen leiten ließ, hätte vielleicht auch darin bestätigt gefunden, daß Weimar ihm vom Schicksal zur zweiten und eigentlichen Heimat bestimmt sei. Zu Goethes Vorfahren gehörte der große Maler, dessen Haus der Ankommende noch am Markt zu Weimar fand, gehörten zwei Bürgermeister Weimars und ein Kanzler von Ahnherren seines herzoglichen Freundes; einer seiner Vorfahren war im nahen Gotha auf offenem Markt hingerichtet worden, ein anderer hatte zum Bruder den ersten Rektor der Universität Jena, deren heimlicher Rektor Goethe lange gewesen ist. Zeit seines Lebens hat Goethe von diesen Zusammenhängen nichts gewußt, und heute noch sind sie merkwürdigerweise nur wenig bekannt. Karl Knetsch hat sie aufgespürt und zuerst im Jahre 1902



Werner Schmidt
Zeichnung zu Goethes Gottfried von Berlichingen
(Urgötz)

im „Deutschen Herold“ dargelegt. Sein im Jahre 1908 erschienenes Buch „Goethes Ahnen“ wiederholt und erweitert diese Entdeckungen; da es aber nur wenige Lebensdaten der hier in Betracht kommenden Persönlichkeiten enthält, so möge hier unter Benutzung alter und neuer Quellen ausführlich von ihnen gesprochen werden.
Goethe stammt mütterlicherseits in neunter Generation von Lucas Cranach dem Älteren und dem Kursächsischen Kanzler Gregorius Brück (Pontanus) ab. Des letzteren unglücklicher Sohn Christian Pontanus heiratete im Jahre 1537 Cranachs Tochter Magdalena (gestorben 1590 in Ehringsdorf bei Weimar); beider Tochter Barbara war mit dem Weimarischen Bürgermeister Jacob Schröter vermählt, dessen Vater Petrus Schröter gleichfalls Bürgermeister in Weimar gewesen war. Cranach, die beiden Pontanus und die beiden Schröter gehören also zu Goethes Vorfahren und sind insgesamt wohl deren weitaus bedeutendste Gruppe. Die nachfolgende Skizze veranschauliche das Verwandtschaftsverhältnis.



Von Cranach (eigentlich Müller) braucht hier nur gesagt zu werden, daß er aus Kronach stammte, 1552 nach Weimar zog und dort 1553 gestorben ist.
Neben Cranach war der größte unter den genannten Vorfahren Goethes Gregorius Brück (1484–1557). Er war ein Sohn des Bürgermeisters zu Brück bei Wittenberg Georgius Heinse, nannte sich nach seinem Geburtsort Brück und latinisierte als guter Humanist diesen Namen später in Pontanus. Das Leben und Wirken Brücks hat Th. Muther in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ geschildert. Nachdem er in Wittenberg und Frankfurt a. d. O. die Rechte studiert hatte, wurde er 1509 in Wittenberg promoviert. Bald war er ein von Fürsten und Städten sehr gesuchter Advokat. Um 1520 zog Kurfürst Friedrich der Weise ihn in seine Dienste. Als juristischer Berater und später Kanzler Friedrichs des Weisen und des Kurfürsten Johann hat er sich dann zu einem der bedeutendsten Staatsmänner der Reformation, der er wie sein Vater mit tiefster Überzeugung anhing, entwickelt; er vornehmlich schuf der neuen Lehre den rechtlichen Unterbau. „Es würde gelten,“ – sagt Muther –, „eine Geschichte der Reformationszeit zu schreiben, wollte man überall die Tätigkeit und den maßgebenden Einfluß des Mannes ins rechte Licht stellen.“ 1520 war Brück im Gefolge Friedrichs des Weisen, als dieser in Köln das Gespräch mit Erasmus hatte, 1521 begleitete er den Kurfürsten zum Reichstag nach Worms, 1530 regte er die Kodifizierung der „Glaubensartikel“ an, stand im selben Jahre ratend, schreibend und redend auf dem Reichstag zu Augsburg

im Vordergrund, ging 1534 mit Melanchthon nach Leipzig zum Religionsgespräch und war so, immer auf Reisen, als Kirchenorganisator, aber auch als diplomatischer Vertreter seiner Kurfürsten in weltlichen Dingen unermüdlich tätig, bis er gegen Ende seines Lebens nach Jena (vielleicht auch zeitweilig nach Weimar) zog. Bei aller Tatkraft und festen Entschlossenheit war Brück suaviter in modo, ein unermüdlicher Rater zum Frieden, der geborene „Mittler". Luthers Ungestüm wußte er oft zu zügeln. Wie sehr der charaktervolle und glaubensstarke Mann bei dem Reformator in Ansehen stand, zeigen dessen Worte, alle Juristen seien gottlos, außer Dr. Brück. Die gewaltige Rednergabe und Schlagfertigkeit Brücks, der Adel und Glanz seiner Erscheinung werden von seinen Zeitgenossen gerühmt. Nachdem er 1554 noch mit Niclas von Amsdorff und anderen auf Befehl der Weimarischen Herzöge, deren Berater er auch sonst war, die Kirchenvisitation in den Weimarischen Landen vorgenommen hatte, starb Brück am 15. Februar 1557 in Jena. Von seiner Gattin, der Mutter Christians, wissen wir nur den Vornamen: Barbara. Eine seiner Töchter war mit Lucas Cranach dem Jüngeren vermählt.

Gregorius' Sohn, Christian Pontanus, hat ein furchtbares Schicksal gehabt. Wann er geboren wurde, wissen wir nicht. Von 1532 ab studierte er in Wittenberg die Rechte, vermählte sich 1541 mit Magdalena Cranach und zog in den fünfziger Jahren mit seinem Vater nach Weimar. Im Jahre 1556 ernannte ihn der unglückliche Herzog Johann Friedrich der Mittlere zu seinem Kanzler, und als solcher wurde er in die sogenannten

„Grumbachschen Händel“ verwickelt, die Deutschland und einen Teil des übrigen Europa damals ein Menschenalter lang in Atem gehalten haben. Nach der Kapitulation Gothas am 13. April 1567 teilte Pontanus das Schicksal Grumbachs: während der Herzog nach Österreich in die Gefangenschaft ging, aus der ihn erst nach siebenundzwanzig Jahren der Tod befreite, und man die anderen Schuldigen auf etwas mildere Art vom Leben zum Tode brachte, wurden Grumbach und Pontanus nach peinlichem Verhör am 18. April auf dem Markte zu Gotha unter den Augen des siegreichen Kurfürsten August von Sachsen bei lebendigem Leibe gevierteilt. Die Güter des Pontanus, Ehringsdorf und Kröbitz, wurden zunächst eingezogen, dann aber seiner Witwe zurückgegeben, da sie deren Erwerb aus ihrem Erbteil nachweisen konnte. Daß sie Cranachs Tochter war, spielte dabei wohl auch eine Rolle.
Petrus Schröter (Geburts- und Sterbejahr sind unbekannt) wurde in einem Erlaß des Kurfürsten Johann Friedrich vom Jahre 1544 als „Rathsfreund“ der Stadt Weimar bestätigt und später zum Bürgermeister gewählt. Dies Amt hat er „lange Zeit“ bekleidet. In der Leichenrede auf seinen Sohn Johann heißt es von ihm: „Non caret nativo suo splendore familia ista Schroeterorum. Nam parens huius Petrus Schroeterus ob prudentiam et virtutes alias plurimas non in Senatorium tantum ordinem lectus est, verum etiam Consulis munus magna cum laude, quoad viveret, sustinuit.“
Petrus Schröter hatte zwei Söhne: Johann und Jacob. Der erstere, ältere, 1513 in Weimar geboren, war Professor

der Medizin; im Jahre 1558 wurde er zum ersten Rector Magnificus der Universität Jena, deren Privilegien er am Kaiserlichen Hof in Wien gefördert hatte, proklamiert und hat diese Würde noch neunmal bekleidet. Er wurde 1557 von Ferdinand I. in den erblichen Adelsstand erhoben und starb 1593.
Der jüngere Sohn, Jacob, war 1529 in Weimar geboren, wurde 1563 Ratsherr und folgte seinem Vater 1565 im Bürgermeisteramt. Zugleich war er „fürstlicher Land- und Trank-Steuer Ober-Einnahme-Beisitzer". Er war, wie schon erwähnt, mit Barbara Pontanus, einer Enkelin Lucas Cranachs, vermählt und starb 1612 in Weimar. Ihm wird nachgerühmt, daß er in Weimar „viel löbliches gestiftet habe". Unter anderem hat er „unterschiedene steinerne Wohn- und Schütt-Häuser von Grund auf gebauet. Zum besten des gemeinen Wesens, hat er seinem auf dem Marckt erbaueten Wohn-Hause, in welchem ietzo die Apothecke ist, gegen über, einen steinern Brunnen auf eigene Kosten erbauen lassen, wie zum Andencken dessen Nahme noch h. t. in Stein eingehauen, daselbst zu sehen ist". In der Leichenpredigt, die Nicodemius Lappius ihm in der Stadtkirche hielt, heißt es von ihm: „Da viel fromme Prediger enturlaubet werden, war er ein rechter Obadia, that ihnen viel Vorschub, hielt bey seinen Lehrern und Predigern, und wissen ihr noch viel darumb, als in dieser Kirchen ein Aufflauff entstanden, und was wohl daraus hätte entstehen sollen, wo nicht auch unser seliger Herr Bürgermeister hätte das Beste darbey thun helffen."

Der Sohn dieses Jacob Schröter, gleichen Namens wie sein Vater, war 1570 in Weimar geboren, studierte die Rechte zuerst in Köln, dann, nach einer langen italienischen Reise, zu Basel, wurde 1601 Professor der Rechte in Jena und verließ 1604 die Weimarischen Lande, um nach Meiningen überzusiedeln. Hier ist er, nachdem er sechsunddreißig Jahre lang Kur- und fürstlicher Hennebergischer Kanzler gewesen, im Jahre 1645 gestorben. Von diesem zweiten Jacob Schröter läuft die Ahnenreihe dann zur Frau Rath und zu Goethe hinab.

Aus dem Jahrbuch der Sammlung Kippenberg, III. Band.

*

DAS ANTLITZ

VON MAX PULVER

EHERN von Flammen des
Schicksals geglüht
Trittst du hervor
Aus langer schreiender Nacht.
Wenn Gesicht um Gesicht
Wie totes Laub
Aus deinen Zügen geblättert ist,
Einzig das Antlitz
Das letzte hervorbrennt
Weiß vor Entsagung.
Wie sind die Wellen des Taumels verspült,
Und verbröckelt der Glanz
Des bunten Gestirns,

Schillernde Schwingen
Des innersten Traums
Am eisigen Spiegel zerstoßen.
Unnennbar geeint im verschmolzenen Licht
Weiß wie der Herr,
Wenn der Grabstein zurück
In die Schar der taumelnden Wächter fiel,
Lodernd im Schweigen!
Glanz und Trübung-Hauch übers Erz,
Rührt die Wucht deiner Prägung nicht.
Hände gossen dich
Mild und gerecht
In Gestalt zu erlösen,
Was dunkel begann.
Sonne aufbrennend aus weher Nacht:
Verklärtes Auge umfurcht
Von den Runen des Bösen.

*

ATTISCHE SONETTE
VON THEODOR DÄUBLER

DAS DRAMA

VERFÜHRERIN, o Sonne, dein Gestrahle
Beblendet Kore, stolz im Feld;
An schwülem Tag, eine noch heißre Welt
Umfaßt das Kind vieltausendmale.

Ein Stern, der herzt: der Kuß durch Blitz zu Tale
Hat Kore übermannt – dem Gotte fällt
Die Jungfrau in den Arm; sein Lachen gellt
Wie Blut aufs Land, das rasch dem Blick zerfahle!

Wie ein Delphin am Strand, bleibt die Geraubte
Wach hingestreckt im Hadeswagen – ach!
Sie fühlt zu schwer die Glut im Gotteshaupte:

Noch ist für Liebeswucht das Mädchen schwach
Und schreit – blickt auf. Der Rappen Brand entschnaubte,
Nun hält sie Hades' Brunst im Glastgemach.

*

DAS GEBET

Gewogner Hades, Spender alter Gnade,
Der Mensch, durch Not, zum Opfer tief bereit,
Erfleht für eine Göttin, wirr im Leid,
Der Tochter Wiederkunft auf schwerem Pfade,

Gestatte Kore, von der Styx Gestade –
Erborgt aus feuriger Umwobenheit
In deinem Heim – auf fromme Frühlingszeit,
Erfreut zu sein durch Lerche und Zikade!

Gehärmtem Weib, der Mutter unsrer Fluren,
Begegne traut, bei Wärme kaum im Wind,
Des Kindes Knisterschritt um Krokos-Spuren:

Im Geiste doch erkenne dann geschwind
Die Froh-Erschrockne ihrer Tochter Kommen:
In guten Armen bleib sie aufgenommen!

ERFÜLLUNG

Perséphone erscheint in Silberschleiern,
Um sanfte Mutter schlingt sie zart den Arm,
Entdüstert das geweihte Herz von Harm
Und sorgt sich, eigne Wiederkunft zu feiern.

Die Birnbäume beglücken uns mit Freiern,
DasBauernhaus bejauchzt ein Schwalbenschwarm:
Das Frühjahr wurde wahr – sein Herhauch warm;
Geliebte Meisen picken sich aus Eiern.

Gemüt, bald laß bei Ölbäumen vom Bangen,
Zu ihren Silberzweigen blick um Rast!
Hier ist kein Weib verstört vorbeigegangen.

Wo, Mutter, du dein Feld gesegnet hast,
– Weil Kore wiederkam, mit heißen Wangen –
Sei, durch Zypressen, ich, zu Ruh erfaßt!

*

WOHLHABEND

Athenern brachte Demeter den Frieden:
Sie tritt zum Herde, wo die Ehe glückt,
Ihr Weiheheim bleibt gabenreich geschmückt,
Denn Wohlstand ward den Auen mitbeschieden.

Sie weilt auch gerne bei zufriednen Schmieden,
Hat ihren Hang zum Harnisch rasch entrückt,
Für jüngste Pflüge Hämmernde entzückt:
Bescheidne Geister kreisen nun hienieden.

Sie tritt bei Töpfern in die warmen Stuben.
– Verschleiert oft – am Ernste drum erkannt.
Sie bringt den Ton aus ungenannten Gruben,

Erfindet ein Gefäß mit leichter Hand.
Der frohe Mann blickt fromm, verstummt die Buben:
Die fremde Frau beschattet keine Wand!

*

CARL FRIEDRICH SCHINKEL

VON AUGUST GRISEBACH

SCHINKEL hat nicht einsam unter seinen Zeitgenossen gestanden. Beifall und Bewunderung, die seinem Werke von Anfang an nicht fehlten, haben ihn in steigendem Maße begleitet bis zuletzt. Unter den wenigen, die sich ablehnend verhielten, ist der Karlsruher Architekt Friedrich Weinbrenner der beachtenswerteste. Als er 1821 die Pläne zum Berliner Schauspielhaus kennen lernte, bezeichnete er sie als „ein erbärmliches architektonisches Produkt“. Schinkel, der als „schön Zeichner“ geschätzt werde, gebe durch diesen Entwurf zu erkennen, daß er von dem wahren Studium der Baukunst wenig oder gar nichts verstehe. Und Schinkel, der in seinem Urteil über die Werke anderer zurückhaltend zu sein pflegte, spricht 1824 angesichts der Kurgebäude in Baden-Baden von Weinbrenners „ungeschickter Architektur“.

Was zu dieser gegenseitigen Abneigung geführt hat, ist neben individueller Veranlagung, neben nord- und

süddeutscher Stammesart die verschiedene zeitliche Stellung der beiden innerhalb der allgemeinen Entwicklung. Der fünfzehn Jahre ältere Weinbrenner bleibt bis zuletzt dem Lebensgefühl der voraufgegangenen Epoche verbunden. Das besagt die sinnliche Heiterkeit seiner Fassaden, die robuste Gewichtigkeit und pralle Plastik seiner Körper, seine Kraft räumlicher Gestaltung. Man könnte sich denken, daß er im Klassizismus des 17. Jahrhunderts, wie er im machtvollen Amsterdamer Rathaus des Jacob van Campen auftritt, der eignen Anschauung verwandtere Züge gefunden hätte als in den Bauten Schinkels. Von dessen Werken hat nur die Berliner Wache noch etwas von der schwellenden Körperlichkeit der vorhergehenden Zeit. Was aber auf dieses Frühwerk folgte, das konnte einem Anhänger der älteren Richtung nicht anders als mager erscheinen, mehr gezeichnet als geformt, eher wie ein rechnerisches Gefüge selbständiger Teile als eine in lebendiger Bewegung gewachsene Einheit.

Schinkel jedoch empfand einen Bau Weinbrennerschen Gepräges als derb und schwerfällig, weil er auf einen präziseren tektonischen Ausdruck der Mauer und eine zartere Durchgliederung der Flächen bedacht war. Darum gab er sich willig dem neuen Ideal hin, das in den Gesichtskreis der Zeit getreten war, der griechischen Architektur. Sie ward ihm die ursprüngliche und reine Quelle, alles Spätere erschien abgeleitet und getrübt. In ihr sah er den „Charakter der Unschuld“ bewahrt, eine von fremden Elementen freie Entwicklung. Was Künstler unserer Tage an Werken primitiver Völker

reizt, schöpferische Naivität, das fand Schinkel in der griechischen Kunst. Sie kam vor allem dem entgegen, was seiner Wesensart am meisten entsprach. Wenn er sich der römischen Antike nicht oder nur in geringem Maße zugewendet hat, so geschah das aus innerem Widerstreben, nicht nur auf dem Wege der Reflexion. Das Römische in der Form, wie seine Zeit es sah, war ihm zu schwer, zu laut und prunkhaft. Sieht man von zeitlicher Stilbedingtheit ab und läßt allein das künstlerische Temperament auf sich wirken, dann darf man wohl sagen, daß manche Werke Schinkels der klassizistischen Grazie eines Knobelsdorff näherstehen als dem repräsentativen Empire der Architekten Napoleons, Percier und Fontaine. Und ein ähnlicher Gegensatz trennt ihn auch von dem bedeutendsten Baumeister seiner Generation in Bayern, Leo von Klenze, der in Paris entscheidenden Einfluß erfahren hatte. Klenzes Bauten sind gelockerter in der körperlichen Haltung, lebhaftere dekorative Akzente gliedern die Wand. In seinen Räumen entfaltet er eine festliche Pracht, neben der Schinkel zurückhaltend und karg wirkt. Franz Kugler hat einmal von Klenzes „halber Klassizität" gesprochen — ein Urteil, das nur in der Schinkelschen Sphäre sich bilden konnte.

Mit der Hingabe Schinkels an das Griechentum hängt es zusammen, daß seine Raumvorstellung keinen fruchtbaren Nährboden gefunden hat. Und da er von sich aus für räumliche Gedanken nicht sonderlich begabt war, hat er nach dieser Seite am wenigsten Schöpferisches geleistet.

Von anderen Neuhellenen aber unterscheidet er sich dadurch, daß er nicht unbeirrt und prinzipienstarr dem einen Ideal verpflichtet blieb, obwohl ihm das Studium des Griechischen „für die höhere sittliche Ausbildung des Menschen“ als Grundlage unerläßlich erschien. Sein Kunstverstand und sein Gefühl für die Bedürfnisse der Gegenwart sprachen gegen eine unbedingte Nachfolge, seine Phantasie war zu reich und beweglich, seine Natur zu empfänglich, als daß nicht auch er von den sehnsuchtsvoll umherschweifenden Gedanken seiner Zeit berührt worden wäre.

Wenn er sich der Gotik zugewendet hat, so waren hierfür anfangs literarisch-poetische Einflüsse mitbestimmend. Aber immer mehr wurde er sich bewußt, daß in der Gotik über das rein Gefühlsmäßige hinaus fruchtbare Möglichkeiten zu einer Bereicherung und Entfaltung des architektonischen Gestaltungsvermögens vorhanden seien. Ein überzeugter „Gotiker“ aber, zu dem ihn deutschtümelnde Fanatiker bekehren wollten, ist er nicht geworden. Das Verlangen des Ministers Schön, für den Museumsbau die Marienburg als Vorbild zu wählen – die van Eycks könnten doch nicht in ein griechisches Haus kommen –, hat er nicht erfüllt. Sieht man von den Werken ab, die bauherrlichen Programmwünschen folgen mußten, so bedeutete die Gotik nach 1820 für Schinkel gleichsam nur ein Ingredienz bei seinen Bemühungen um einen von den Schranken jedes historischen Kanons freien Stil. In den Entwürfen um 1830 wird dieses Streben am deutlichsten. Der romantische Johannistrieb, der damals den Fünfzigjährigen

erregt hat, ist eigentümlich deutscher Art: während in England Hellenen und Gotiker sich parteiisch gegenüberstehen, während man in Frankreich bereits in den zwanziger Jahren ohne Gewaltsamkeit einen Übergang zu einer Neurenaissance gefunden hat, gerät der Deutsche in ein spekulatives Trachten nach einer Verschmelzung disparater Elemente. Schinkel ist der erste, der diesen dornigen Weg beschritten hat.
In den Hauptwerken seiner Spätzeit überwiegt wiederum die klassische Orientierung. Aber im Vergleich zu der straffen Körperlichkeit seiner Bauten aus der Zeit des Museums ist der Stil seines Alters gelöster und freier. Das Malerisch-Bildhafte tritt stärker hervor als bisher. Von den Architekten jedoch, die in der römischen Kunst das bestimmende Quellgebiet ihrer Ausdrucksweise fanden, unterscheidet sich Schinkel auch jetzt durch seine maßvolle und reservierte Haltung.
Wie bei allen Künstlern dieses Zeitalters hat man auch bei Schinkel „Klassisches“ und „Romantisches“ zu unterscheiden versucht. Und man ist dabei so verfahren, daß man von der Zeit, wo er überwiegend gotisch entworfen hat, den Jahren vor der Neuen Wache, als von seiner romantischen Periode zu sprechen pflegt, auf die dann, als er sich mehr zum Hellenischen gewendet hat, eine klassische gefolgt sei.
Auch wenn man außer Betracht läßt, daß sein ganzes Leben hindurch gotische und antikische Formulierungen nebeneinander hergehen, bleibt jene Periodisierung eine äußerliche. Die Zeit selber hat freilich in der Wiederbelebung des „altdeutschen“ Stils, der Gotik,

eine Bejahung des romantischen Programms gesehen. Aber mit dem Stil der romantischen Dichtkunst hat diese Gotik wenig gemeinsam. Steht sie doch durchaus unter dem Gesetz klassizistischer Optik! Von einer romantischen Darstellungsweise, wie sie in der deutschen Kunst zu Beginn des 16. Jahrhunderts, bei Altdorfer etwa, sich zu erkennen gibt, kann weder in Schinkels Gemälden noch in seinen gotischen Architekturen, auch denen seiner Jugend, nicht die Rede sein.

Soll man nun den Begriff des Romantischen ganz aus Schinkels Schaffen streichen?

Der Grundzug seines Wesens, seiner Einstellung zum Werk und zur Welt ist ohne Frage der des klassisch gestimmten Menschen. Nicht deshalb, weil er in seinen meisterlichen Schöpfungen der Antike gefolgt ist, sondern weil sein Streben auf eine rationale Form gerichtet, weil Klarheit und Ordnung ihm Bedürfnis und alles Subjektivistische ihm fremd war.

Und doch – auch Schinkel ist von der erregenden Erscheinung des romantischen Geistes nicht unberührt geblieben. In den Jahren, als Arnim und Brentano ihm nahestanden, war ihm die Romantik Ausdruck jugendlichen Lebensgefühls. Aber auch in seinem späteren Werk wird man ein romantisches Element erkennen, sofern man unter dem vieldeutigen Begriff nicht die Darstellungsform, die Wahl gotischen oder antiken Stils versteht, sondern die eigentümliche Art der Konzeption. Man kann sie romantisch nennen, weil die Idee nicht rein aus der sinnlichen Vorstellung geboren wird, sondern träumerische Vorstellungen aus Geschichte und Poesie,

vergangenen Kulturen und fernen Ländern die Gestaltung mitbedingen, ohne daß das künstlerische Vermögen stark genug ist, um das Werk allein durch seine körperlich-räumliche Existenz unmittelbar sprechen zu lassen.
Diese Anschauungsweise, die der Physiognomie der Baukunst des 19. Jahrhunderts ihren entscheidenden Ausdruck früheren Epochen gegenüber gegeben hat, ist bei Schinkel nicht so ausgeprägt wie bei andern Architekten seiner und zumal der folgenden Generation. Das verdankt er seinem märkischen Sinn für das praktisch Gegebene, vor allem aber seinem überragenden Verständnis für geschichtliche Bedingtheit und für das der Gegenwart Notwendige. Aber trotzdem und trotz des klassischen Grundzugs seines Wesens blieb der Empfängliche nicht völlig gegen die Romantik verschlossen.
Was ihn aus freien Stücken zu ihr hinzog, das war das Schöpferische in ihr, die lebendig strömende Kraft, die sich gegen beengende Norm und akademische Starrheit auflehnte und auf neue Ausdrucksmöglichkeiten hinwies. Aber zugleich hat Schinkels wacher Geist die Gefahren, die zumal der Baukunst von dieser Seite drohten, nicht verkannt. Aus gelegentlichen Äußerungen klingt es wie ein Sichwehren gegen die beunruhigenden dunklen Gewalten. – Der Kampf zwischen Klassischem und Romantischem ist auch in Schinkel zeitlebens nicht zur Ruhe gekommen.

Aus dem Bande „Carl Friedrich Schinkel“
der Sammlung „Deutsche Meister“.

*



Carl Friedrich Schinkel: Landschaft mit Pilger

ZWEI GEDICHTE
VON HANS CAROSSA

FLUCHT

„NÄHER qualmt die Schlacht!
Euer Korn brennt! Eure Krieger fliehen!
Ihr müßt wandern gegen Mitternacht!
Müßt ins Tal des Ursprungs ziehen!

Giftgeschoß zerspringt.
Weiße Schleier zart am Boden wehen.
Wer dort atmet, lautlos niedersinkt . . .
Ihr müßt gehen! Ihr müßt gehen!"

Und mit fester Hand
öffnen sie die bildgeschmückten Truhen,
tun sich an mit buntem Festgewand,
breiten Gürteln, hohen Schuhen . . .

Geisthaft huscht ein Kind,
sät im Kreis des Maises gelbe Körner,
streut sie singend alt und jungem Rind
zwischen die gebognen Hörner . . .

Den uralten Schrein,
drin das Gottkind wohnt auf Gold und Seide,
schlägt es in den rauhen Mantel ein . . .
Schweigsam ziehn sie durch die Heide.

Davidesti, Bukowina



EIN STERN SINGT

Schleift nur Gläser! Schmiedet Röhren,
meine Wandlung zu belauern!
Könnt ihr meinen Sang nicht hören,
bleibt euch nur ein erdhaft Schauern.

Während ich die Wesen ordne,
stockt mein Puls. Ich muß beginnen,
alles tief aus mir Gewordne
still in mich zurückzuspinnen.

Schon zu neuen Klangfiguren
lagern sich die Grund-Atome.
Meine dumpfsten Kreaturen
bauen mit am heil'gen Dome.

Endlich, ganz und gar durchsichtig,
liebende kristallne Rose,
nur noch meiner Seele pflichtig,
schwing ich mich ins Zeitenlose.

Keiner wird mich dann mehr sehen,
der mich nicht wahrhaftig brauchte.
Vielen muß ich untergehn,
daß ich Wenigen besser leuchte.

*

DAS KORN SO GROSS WIE EIN HÜHNEREI
VON LEO N. TOLSTOI

KINDER fanden einmal in einer Schlucht ein seltsames Ding: es war so groß wie ein Hühnerei, hatte eine Rinne in der Mitte und sah wie ein Korn aus. Ein Reisender, der des Weges kam, sah die Kinder mit dem Ding spielen, kaufte es ihnen für drei Kopeken ab, brachte es in die Stadt und verkaufte es dem Zaren als Seltenheit.
Der Zar rief seine Weisen und befahl ihnen, festzustellen, was das sei: ein Ei oder ein Korn? Lange grübelten die Weisen, konnten aber keinen Bescheid geben. Das Ding lag auf dem Fenster, da kam ein Huhn geflogen, pickte hinein, machte ein Loch in das Ding, und nun sahen alle, daß es wirklich ein Korn war. Die Weisen begaben sich zum Zaren und sagten: „Es ist ein Roggenkorn."
Da staunte der Zar. Er befahl den Weisen, zu ergründen, wo und wann dieses Korn gewachsen war. Lange grübelten die Weisen, schlugen in den Büchern nach, konnten aber nichts ergründen. Sie gingen zum Zaren und sprachen: „Wir können dir keinen Bescheid geben. In unsern Büchern ist nichts darüber zu lesen. Man muß die Bauern fragen, ob nicht einer von den alten Leuten gehört habe, wann und wo solches Korn gesät wurde."
Da befahl der Zar, einen ganz alten Bauern zu ihm zu bringen. Man fand einen solchen und führte ihn zum Zaren. Der Alte war ganz grün im Gesicht, hatte nicht einen Zahn mehr und schleppte sich mühsam auf zwei Krücken.

Der Zar zeigte ihm das Korn, der Alte konnte aber kaum noch etwas sehen. Halb sah er das Korn mit den Augen, halb betastete er es mit den Händen.
Der Zar fragte ihn: „Weißt du nicht, Großväterchen, wo solch ein Korn gewachsen sein könnte? Hast du selbst auf deinem Acker nicht solches Korn gesät, oder hast du in deinem Leben einmal solches Korn gekauft?"
Der Alte war taub, mit Mühe und Not hörte er, was der Zar sagte, mit Mühe und Not verstand er es. Und er gab Antwort: „Nein, auf meinem Acker habe ich solches Korn nicht gesät und nicht geschnitten, habe auch nie solches gekauft. Wenn wir Getreide kauften, waren die Körner auch immer ganz klein. Aber ihr solltet meinen Vater fragen: vielleicht hat er gehört, wo solches Korn wuchs."
Der Zar schickte nach dem Vater des Alten und ließ ihn zu sich führen. Man fand ihn auch und führte ihn vor den Zaren. Das war ein uralter Mann, der an einer Krücke ging. Der Zar zeigte ihm das Korn. Der Alte hatte noch gute Augen und betrachtete das Korn genau. Und der Zar fragte ihn: „Weißt du nicht, Alter, wo dieses Korn gewachsen ist? Hast du selbst auf deinem Acker solches Korn gesät, oder hast du in deinem Leben irgendwo solches Korn gekauft?"
Der Alte war wohl schwerhörig, verstand aber die Frage besser als sein Sohn. „Nein," sagte er, „auf meinem Acker habe ich solches Korn nicht gesät, noch geerntet. Gekauft aber habe ich es nicht, weil man zu meiner Zeit von Geld noch nichts wußte. Jeder nährte sich von seinem eigenen Getreide, und wenn einer Not

litt, so teilten die andern mit ihm. Ich weiß nicht, wo dieses Korn gewachsen ist. Wohl war unser Korn größer und ergiebiger als das jetzige, so eines aber habe ich dennoch nie gesehen. Von meinem Vater habe ich freilich gehört, daß zu seinen Zeiten das Korn noch größer und ergiebiger war als zu unseren Zeiten. Fragt doch einmal den."

Da schickte der Zar auch nach dem Großvater. Man fand ihn und führte ihn herbei. Der Alte trat ohne Krücken beim Zaren ein, seine Schritte waren leicht, seine Augen hell; er hörte gut und sprach deutlich. Der Zar zeigte ihm das Korn. Der Großvater betrachtete es, drehte es in der Hand.

„Lange hab ich unser altes Korn nicht gesehen", sagte er. Er biß etwas vom Korn ab und zerkaute das Bröckchen.

„Stimmt!" sagte er.

„So sage mir doch, Großvater, wann und wo ist solches Korn gewachsen? Hast du auf deinem Acker solches Getreide gesät oder in deinem Leben irgendwo bei den Leuten gekauft?"

Und der Alte sprach: „Zu meiner Zeit wuchs solches Korn überall. Von diesem Korn habe ich mich mein Leben lang genährt und die Leute gespeist. Dieses Korn habe ich gesät und geerntet und gedroschen."

Und der Zar fragte: „Sage mir, Großvater, hast du irgendwo solches Korn gekauft oder es selbst auf deinem Acker gesät?"

Da lachte der Alte. „Zu meiner Zeit", sprach er, „hat niemand sich eine solche Sünde auch nur denken



können: daß Getreide gekauft und verkauft werden könnte. Und von Geld wußte man auch nichts: jeder hatte daheim Getreide genug."

Und der Zar fragte weiter: „Sage mir noch, Großvater, wo hast du dein Korn gesät und deinen Acker gehabt?"

Und der Alte erwiderte: „Mein Acker war Gottes weite Erde. Wo ich sie aufpflügte, da war mein Acker. Der Boden war frei. Von eigenem Lande wußte man damals nichts. Sein eigen nannte man nur seine Arbeit."

„So gib mir noch auf zwei Fragen Antwort", sprach der Zar. „Erstens: warum gab es früher so großes Korn und warum wächst es heute nicht mehr? Und warum ging dein Enkel auf zwei Krücken, dein Sohn nur auf einer, und du selbst kamst ganz leichten Schritts? Deine Augen sind hell, deine Zähne sind kräftig, deine Rede klingt freundlich und klar. Wie sind diese zwei Dinge möglich?"

Und der Alte sprach: „Das ist daher gekommen, weil die Menschen aufgehört haben, von ihrer eigenen Arbeit zu leben, weil sie es immer nach fremder Arbeit gelüstet. In der alten Zeit lebte man nicht so. In der alten Zeit lebte man nach Gottes Gebot: man hielt fest, was man hatte, und begehrte nicht nach dem, was den andern gehörte."

Aus dem dritten Bande von
Tolstois Sämtlichen Erzählungen

*

MARIENLIEDER
VON ALBRECHT SCHAEFFER

SCHWALBE IM SCHNEE

O Schwalbe! Schwalbe schwimmt!
O du ergebnes Flügel-Herz,
Vertraulich erd- und himmelwärts
Dem Engel, der dich nimmt.

Dem Engel Flug, dem Engel Bahn,
Der Lüfte auftut deinem Nahn,
Daß du die goldne Brust
Im Offnen lieblich ruhst.

In tiefen Winter um mich her
Wie kam die Schwalbe übers Meer?
O Gott, daß ich im Bitterweh
Die Schwalbe wieder fliegen seh

Herzaus bei mir, herzein!
Da glückt' es, da erschwang ich sie,
Empfang ich sie, empfang ich sie,
Wie Lust wird mir die Pein,
Sie zwitschert mir ans Knie.

*

SELIGER ANRUF

Die ihr tief durch Gram gewatet
Und Land Nacht betratet,
Wo in dunklen Schatten-Fluten
Schwanken dunkle Pappel-Ruten –

Die ihr wieder heimgekehrt,
Euch ist Licht beschert!
Euch entzünden hundert Hellen
Blumen, Büsche und die Quellen,
Und der ganze Rasen-Samt
Euch entgegen flammt.

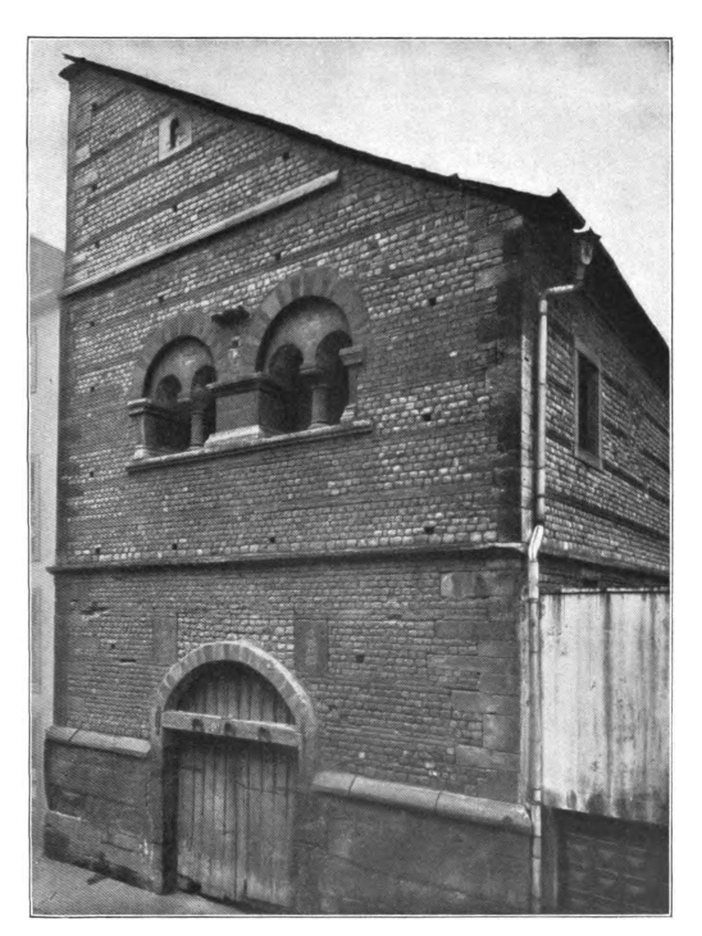
Süße Lässigkeit der Leiber
Habt ihr wieder.
Falter, weiße Zeitvertreiber,
Auf und nieder
Heben, heben eure Glieder.

Wenn ihr nur die Augen hebet,
Ihr ins Blaue zart verschwebet.
Euer ist der süßte Kern,
Euer ist der Morgenstern.

Dunkles Blut ist durch euch flossen,
Dunkle Frucht habt ihr genossen,
Dunkel wart ihr: ihr dürft nun
Auf der dunklen Erde ruhn:

Denn in eurem Innern brennt es,
Glanz des ganzen Firmamentes.
Und in seiner Tiefe stehend
Auch so rein,
Hört ihr fern durch Sphären gehend
Himmlische Schalmein.

*



Der Frankenturm in Trier

GRENZENLOSE SEHNSUCHT

Dein Auge schmolz; dein ganzes Antlitz schien,
Mund, Augen, Wangen mir zur Frucht gediehn.
Ich sah durch Gold in immer tiefres Gold,
Ich sah durch Klar in immer dunklers Klar.
Ich sah durch Licht, was ich nicht sehn gesollt,
Ich sah gereift, was nie mir Knospe war.
O Leib aus Glück! O Leib, du edles Korn!
Ich sah in dir den andern eingeborn:
Den mich kein Mund, den mich kein Stern gelehrt,
Den ich erschuf, als ich nach dir begehrt,
Kristall im Rosen-Leib, im Fruchtkern Tau:
Du niegeküßte Lilie in der Frau,
Unendlich süß in dir, unendlich weit,
Ach, nur gemacht aus Unerreichbarkeit!
In die ich stürzte, wenn ich dich umschlang,
Die nie Erstürzte glühte da und glomm:
O du, Geliebte, die ich nie erschwang,
O du mir Abschied ewig im Willkomm!

*

KÖNIG HEINRICHS IV. EHESCHEIDUNGSVERSUCH

BERICHT VON LAMBERT

NACH Pfingsten 1069 hielt der König eine Tagung mit den Reichsfürsten zu Worms ab. Zuerst besprach er sich insgeheim mit dem Erzbischof von Mainz und flehte ihn inständig um Beistand zu seinem Vorhaben

an. Gelinge ihm dies, so werde er von nun an dem Erzbischof ganz ergeben sein, ihm aufs Wort folgen, und er wolle, falls es nicht anders ginge, die Thüringer mit Waffengewalt zwingen, dem Erzbischof auf ewige Zeiten ohne Einspruch zu zehnten. Nachdem dieser zugestimmt hatte und man beiderseits übereingekommen war, erklärte der König öffentlich: Er könne sich mit seiner Gemahlin nicht verstehen, lange habe er die Augen der Menschen getäuscht, nun aber wolle er den Trug beenden. Er könne zwar seiner Frau kein Vergehen vorwerfen, das ihre Verstoßung bedinge; aber es sei ihm, Gott weiß durch welches Verhängnis, völlig unmöglich, mit ihr ehelich zu verkehren. Er beschwöre die Fürsten bei Gott, ihn von dieser verwünschten Fessel zu befreien und diese Scheidung ruhig hinzunehmen, damit ihr und ihm, so Gott will, der Weg zu einer glücklicheren Ehe offenstehe. Und damit niemand einwende, sie könne nach der einmal geschlossenen Ehe keine zweite mehr eingehen, so versichere er unter Eidschwur, er habe sie so, wie er sie genommen, als reine, unverletzte Jungfrau all die Zeit her gehalten.
Allen Anwesenden schien dies ein häßlich, mit der königlichen Majestät unvereinbar Ding. Immerhin hielten es alle für sehr bedenklich, sich mit einer Sache nicht zu befassen, auf die sich der König mit aller Leidenschaftlichkeit festgelegt habe. Auch der Bischof, der sich für die ihm so wertvolle Zusage hatte erkaufen lassen, nahm sich, soweit es der heikle Gegenstand zuließ, der Angelegenheit an. So beschlossen sie, alle ihre Zustimmung zu geben, und man einigte sich, die

Ehefrage auf einer Synode zu Mainz in der Woche nach dem Feste des heiligen Michael zu erledigen. Die Königin wurde bis dahin nach Lorsch geschickt, um hier den angegebenen Termin abzuwarten. Der König selbst begab sich in andere Teile des Reiches, wohin ihn seine Pflicht rief...

Der Tag der Ehescheidung nahte heran; der König eilte nach Mainz. Auf dem Wege dorthin erfuhr er, ein Gesandter des päpstlichen Stuhles erwarte ihn bereits in Mainz. Der wolle die Trennung verbieten und bedrohe den Erzbischof von Mainz mit der Strafe des apostolischen Stuhles, weil er versprochen habe, diese verbrecherische Ehescheidung vorzunehmen. Voll Bestürzung, sein längst gehegter Wunsch, dessen Erfüllung er endlich in Händen zu haben glaubte, solle zunichte werden, wollte der König des Weges, den er gekommen war, nach Sachsen zurückkehren. Nur mit Mühe konnten ihn seine Freunde davon abhalten, die Reichsfürsten, die er in großer Zahl nach Mainz befohlen hatte, nicht vergeblich warten zu lassen. Hierauf ritt der König nach Frankfurt und entbot die in Mainz Versammelten für den festgesetzten Tag dorthin. Sie erschienen denn auch in großer Zahl, und Petrus Damiani, Legat des apostolischen Stuhles, gleich ehrwürdig durch sein hohes Alter und sein sittenreines Leben, entledigte sich seines päpstlichen Auftrages: Der König habe eine ganz schlimme Sache vor, die zu jeglichem Christentum und gar zum Königtum im schärfsten Widerspruch stehe. Wenn er sich weder durch die weltlichen Gesetze noch durch die Satzungen

der Kirche abschrecken lasse, so möge er doch wenigstens Rücksicht auf seinen Ruf und sein Ansehen nehmen, damit nicht gerade der König als erster ein so häßliches Beispiel gebe, wodurch er das ganze Christenvolk vergifte und er, der berufene Rächer aller Vergehen, sich selbst zum Bannerträger des Verbrechens mache. Wenn sich der König gutem Rate nicht beugen wolle, so werde er als päpstlicher Legat notgedrungen zu den Machtmitteln der Kirche greifen und dem Frevel durch das Gesetz der Kirche vorbeugen. Nimmer würden ferner des Papstes Hände den zum Kaiser weihen, der, soviel an ihm liege, durch solch ein pestilenzialisches Beispiel den Christenglauben verraten habe.
Da erhoben sich alle anwesenden Fürsten wider den König, bekannten sich rückhaltlos zu dem Standpunkte des römischen Bischofs und flehten Heinrich um Gottes willen an, seinen Ruhm nicht durch solch ein Vergehen zu verdunkeln und die Majestät des Königsnamens nicht mit dem Schmutze einer so schmählichen Handlung zu beflecken. Heinrich solle sich auch hüten, den Verwandten der Königin einen Grund zum Abfalle zu geben, sowie einen gerechten Anlaß, Verwirrung in den Staat hineinzutragen ...
Durch diese Worte mehr gebrochen als innerlich umgestimmt, sprach der König: „Wenn ihr unweigerlich und hartnäckig darauf besteht, will ich mir selbst Gewalt antun und die Last, die ich nicht abwerfen kann, so gut ichs vermag, weiterschleppen.“
Dieser Einigungsversuch hatte seinen Haß nur noch gesteigert, immerhin gab er seine Einwilligung zur

Rückberufung der Königin auf den Thron, doch ritt er selbst eilig mit kaum vierzig Mann nach Sachsen, um ein Zusammentreffen mit der Königin und ihren Anblick zu vermeiden. Diese reiste ihm mit dem übrigen Gefolge und den Reichsinsignien in größerem Abstande allmählich nach. Bei ihrem Eintreffen in Goslar konnten den König seine Vertrauten kaum dazu bewegen, ihr entgegenzukommen, doch empfing er sie dann ziemlich wohlwollend und freundlicher als sonst. Seine Liebe erkaltete indes bald wieder und wich der früheren starren Ablehnung; weil er jedoch mit seinen bisherigen Scheidungsplänen keinen Erfolg gehabt hatte, beschloß er, von nun ab einzig den Königstitel mit ihr zu teilen, sich aber im übrigen so zu ihr zu verhalten, als gehöre sie ihm in keiner Weise an.

BERICHT VON BRUNO

Obwohl König Heinrich zwei oder drei Konkubinen zu gleicher Zeit hatte, war er selbst damit nicht zufrieden; und wenn er von einem jungen und hübschen Mädchen oder einer solchen Frau hörte, ließ er sie gewaltsam zu sich führen, falls er sie nicht anders verführen konnte. Manchmal suchte er auch, von einem oder zwei Gefährten begleitet, schöne Frauen und Mädchen auf, wobei er zuweilen Erfolg hatte, manchmal aber nur mit genauer Not entfliehen konnte, ohne von den Eltern der Geliebten oder deren Gemahl erschlagen zu werden.

Seine Gemahlin war schön und aus vornehmem Geschlechte. Er hatte sie gegen seinen Willen auf Wunsch

der Fürsten geheiratet und haßte sie nun so, daß er sie nach der Hochzeit niemals freiwillig auch nur ansah. Er suchte sich auf alle Weise von ihr zu trennen, um so mit einem Schein von Recht Unrechtes tun zu können, da ihm eine richtige Ehe versagt sei.
Schließlich drang er in einen seiner Vertrauten, dieser solle mit der Königin verkehren; im Falle des Gelingens versprach er ihm hohen Lohn. Er hoffte, die Königin werde darauf eingehen, weil sie als junge Frau doch schon die Liebe kennen gelernt habe, nun aber wie eine Verlassene leben mußte. Die Königin, der ein männlich tapferes Herz in der Brust schlug, erkannte sofort, von wem der Plan stammte. Zunächst schlug sie das Begehren des Mannes empört ab, als aber jener seinen Weisungen gemäß unaufhörlich in sie drang, sagte sie ihm die Erfüllung seines Wunsches zu. Der teilte dies und die vereinbarte Stunde dem Könige glückstrahlend mit. Fröhlich begab sich der König zugleich mit dem Ehebrecher zu dem Gemache der Königin, um sie bei dem Vergehen zu überraschen und so einen gerechten Anlaß zur Ehescheidung zu finden oder sie auf der Stelle zu töten, was ihm noch lieber gewesen wäre. Als der Ehebrecher an der Türe klopfte, öffnete die Königin sofort. Da fürchtete der König, er könne nicht mehr hineinkommen, nachdem jener eingelassen sei, und sprang schnell durch die Türe. Wie ihn die Königin erkannte, schloß sie eiligst zu, ließ den Ehebrecher draußen stehen, rief ihre Jungfern herbei und bearbeitete nun mit den für diesen Zweck bereitgestellten Schemeln und Stöcken Heinrich dermaßen, daß er

halbtot liegen blieb. Dabei rief sie: „Du Hurensohn, wie kannst du so frech sein und glauben, die Königin, die doch den stärksten Gemahl hat, werde mit dir Unzucht treiben?“ Jener schrie, er sei doch Heinrich, ihr Gemahl, und wolle bloß sein Recht, worauf sie erwiderte, der sei unmöglich ihr Gemahl, der heimlichen Ehebruch suche, wäre er ihr Mann, warum sei er dann nicht ganz offen gekommen? Fast totgeschlagen warf sie ihn aus dem Gemach und ging dann zu Bett. Der König mochte den Vorfall niemand mitteilen, schützte eine Krankheit vor und lag fast einen Monat lang in seinem Gemach.

Aus dem Bande der „Deutschen Vergangenheit“:
„Die Sächsischen und Salischen Kaiser“

*

DAS DENKMAL
VON RICARDA HUCH

MEERSTADT im Süden.
Ein Hafen, wo's nach Fisch und Fäulnis roch,
Den längst die Schiffe mieden.
Auf dem zerbröckelnd alten Markte stand
Ein Denkmal, ein verzückter Komponist,
Die Geige wie ein Szepter in der Hand.
Wer weiß noch, wie er hieß?
In Körben um ihn her das Meerzeug kroch,
Laut feilschten Gier und List.
Sein Lied, einst liebentglommen,
Schwang über Bettlern, Krämern unvernommen

Dahin — o tragisch süß!
Nachts lagern sie in Chören um ihn her:
Gekreisch der Möwen und des Sturms Geläut,
Die hohen Sterne, Mond und Meer,
Aus Muscheln kommts posaunentief geschwommen —
Inmitten der Melodische gebeut.

*

DIE NEUEN BÜCHER MIT DEM ALTEN HOLZSCHNITT

VON EMIL WALDMANN

DIE künstlerische Illustration eines Buches durch Holzschnitte, wie sie im Jahre 1840 Adolf Menzel in seiner „Geschichte Friedrichs des Großen" von Kugler zu einer klassischen Höchstleistung emporgehoben hatte, kam gegen Ende des 19. Jahrhunderts immer mehr und mehr aus der Mode. Man glaubte im mechanischen Reproduktionsverfahren einen vollgültigen Ersatz für die Holzschnitt- oder, wie man besser sagen sollte, Holzstich-Technik gefunden zu haben. Die photomechanische Hochätzung erreiche für die Reproduktion einer mit der Feder gezeichneten Illustration dasselbe. So meinte man; und im allgemeinen mit Recht.
Aber die Verfeinerung der Technik geht merkwürdigerweise immer ein wenig mit der Verfeinerung des künstlerischen Qualitätsgefühls Hand in Hand. Je raffinierter die Technik die Wirkungen einer künstlerischen Originalarbeit zu reproduzieren lernt, um so komplizierter

auch wird der unproduzierbare Rest, der in jeder Originalarbeit steckt und ihren wahren Charakter ausmacht. Natürlich geschah es nicht aus Absicht, daß Menzel immer feiner und immer kapriziöser zeichnete, je weiter der Stab seiner Holzschneider, die Vogel und Kretschmar, Unzelmann und Müller mit ihrer faksimile-artigen Holzstichtechnik gekommen waren. Sondern weil Menzel sah, daß sich von Mal zu Mal immer noch feinere Wirkungen mit dem Holzstich erreichen ließen, gewöhnte er sich daran, seinen Stil immer weniger zu vergewaltigen, immer weniger Rücksicht zu nehmen auf die Grenzen der Technik, aber immer mehr auf die Möglichkeiten der Technik. Diese beiden Elemente, die immer gefügiger werdende Technik und der immer herrischer werdende Stil des Zeichners, ermöglichten jene Höchstleistung, die wir in Menzels Kugler nie genug bewundern können, eine Höchstleistung, die auch durch die von den Originalstöcken hergestellten Neudrucke nicht übertroffen wird. (Wenn tatsächlich Menzel schon die erste Auflage mit Hilfe von Galvanos gedruckt haben sollte – um so besser für die Galvanos.)
So wie hier im Falle Menzel, im Wettstreit zwischen ihm und den Xylographen, geht es jedesmal, wenn Technik und Künstler in Wettbewerb treten. Als die Künstler sich im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts von der Holzstichtechnik abwandten, war diese Technik bei einer Beherrschung ihrer Mittel angelangt, von der man schlechthin alles verlangen konnte, von der auch tatsächlich alles verlangt wurde; außer dem Künstlerischen. Die Technik wetteiferte zeitweise, um das Jahr

1890 herum, in unangenehmer Weise mit den Wirkungen der mechanischen Reproduktion nach Gemälden und mußte auf diesem Gebiet natürlich von vornherein scheitern. Die mechanische Reproduktion war alsbald der alten Technik überlegen. Nur vergaß man, daß auf dem Gebiet der einfachen künstlerischen Reproduktion noch unerschöpfte Möglichkeiten lagen. Zunächst glaubte man ja, die photomechanische Hochätzung gäbe ein getreues Faksimile einer Federzeichnung. Dann aber wurden die Federzeichnungen unserer hervorragendsten Künstler, die sich mit der Illustration befaßten, etwa die von Max Slevogt und die von Max Liebermann, auf einmal immer differenzierter im Licht, das heißt in der Strichstärke, immer komplizierter, immer kapriziöser, immer reichhaltiger. Und wenn dies erst einmal der Fall ist, naht plötzlich der Augenblick, wo die Netzätzung das Spiel der Nuancen verwischt und das Relief der Zeichnung tötet. An diesem Punkte ward es dann begreiflich, daß diese Künstler mit der Maschine unzufrieden wurden, daß ihnen auch die beste Reproduktion nicht mehr genügte und daß sie sich auf die ehemalige Blüte des deutschen Holzstiches besannen. Der elastische Holzstock, der mit dem Text zusammen gedruckt wird und dadurch eine gewisse drucktechnische Einheit von vornherein garantiert, gibt die Druckfarbe anders, gefühlsvoller an das Papier ab als die glatte Oberfläche des unbeweglichen Klischees. Und dem Stichel des Holzschneiders sind letzte, haarscharfe Feinheiten des Striches zugänglich, die, von einer bestimmten Grenze ab, das Netz der Zinkplatte entweder ausläßt oder

verschmiert. Allerdings geht durch das Dazwischentreten des Holzschneiders manchmal der unmittelbare Reiz der Originalität verloren, denn der Künstler ist natürlich nicht sein eigener Xylograph. Aber dafür tritt dann der Reiz einer persönlichen Deutung als etwas Neues hinzu. Wenn die Feder des Zeichners einen Tintenfleck macht, der in der mechanischen Reproduktion als tote Fläche erschiene, wenn sie mit ganz dicken Strichen vorgeht, muß der Xylograph, auch wenn er noch so getreu faksimiliert, aus eigenem Gefühl interpretieren, die Form in Licht auflösen und mit dem Tonschnitt ausdeuten, damit das Ganze keine störenden Löcher bekommt. So zeichnete Menzel seine Illustrationen zu Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen" immer mit dem Hintergedanken an den Stab seiner Holzschneider, und daß sie schon verstehen würden, was ein skizzenhafter Fleck und ein flüchtiger Strich bedeuten sollten. Hier kommt alles auf den Geist des mitarbeitenden Xylographen an.

Es war ein Glück, daß die beiden großen Illustratoren unserer Zeit, Slevogt und Liebermann, nach nur kurzem Suchen in Reinh. Hoberg, in Bangemann und Hönemann Xylographen fanden, die als Mitarbeiter gefühlsvollstes Verständnis und hartnäckigste Geduld entwickelten. Was sie bisher geschaffen haben, nämlich von Bangemann und Hönemann geschnitten, die „Volkslieder, Tierfabeln und Märchen nach Federzeichnungen Slevogts" und, nach Liebermann, Goethes „Novelle" und „Der Mann von funfzig Jahren", sowie Slevogts „Don Juan" nach Tuschzeichnungen, geschnitten von

Hoberg, dies bedeutet eine neue Leistung dieses seit langem vernachlässigten Illustrationszweiges. Der Aberglaube an die Allmacht der Maschine scheint langsam doch zu sterben. Zum Glück für die Kunst. Man sieht vor diesen Holzschnittillustrationen nämlich wieder mit neuen Augen, wie energisch und lebendig Liebermanns Strich, wie gefühlsvoll und wie reich Slevogts Linie eigentlich ist; und schätzt ihre Ausdruckskraft um so höher.

Ob bei den wirtschaftlichen Verhältnissen, wie sie heute für den Büchermarkt bestehen, dieser Weg, die Holzschnittillustration wieder lebendig zu machen, gangbar sein wird, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Über allen wirtschaftlichen Verhältnissen steht die Frage, ob es genügend Persönlichkeiten von der Art der Bangemann, Hoberg und Hönemann gibt und geben kann, die sich so begeistert und so verständnisvoll einleben in den Stil der Künstler. Die künstlerische Eigenart Slevogts sowohl wie Liebermanns scheint nun ja allerdings geeignet, derartige Kräfte der Graphik anzuregen und sich zu verbünden. Wird dies ein Dauerzustand, so dürfen wir die Hoffnung hegen, daß auch im 20. Jahrhundert die deutsche Holzschnittillustration, nach Menzels großem Triumph im 19. Jahrhundert, abermals eine neue Blüte erleben wird.

*

BRUCHSTÜCK AUS „SFAIRA“

VON ALFRED MOMBERT

GEFOLGT von Geistern durcheile ich die Wälder.
Die Klage-Blume im Haar –
aber den Kranz des Triumphes in den Händen;
beschwingt von großen goldenen Schulter-Flügeln.

Ich beschreite die Felspfade:
vorbei an Horsten, drin alte Adler schlafen,
offener Augen Zauberschlaf,
strahlende, Spiegel-blinkende Augen,
für mich hingestellt, mich drin zu schauen:
mich im wunderbaren Rund der Welt.

Vorüber klangbegeisterten Quellen,
durch Wildnis-Hauche schwärmender Panther;
durch Palmen-Düfte.
Auf einer Lichtung, da ich herannahe,
lodern Feuerflammen auf.

Ich halte.
Und Alles hält. Und Alles lauscht.
Quelle: Hauch: und Feuerflamme:
die trunkene Duft-Blume:
atmendes Tier und sinnender Dämon:
lagert mir zu Füßen. Staunt.

Da geht der Mond auf.
Empor steigt meine Hand zu den Plejaden:
macht das Saitenspiel des Himmels tönen.



Musik erklingt sternklar.
Alles wendet sich: mondlicht: mir zu.
Alles lächelt.

Auf zu Wolken!
Aufgehn Wolken-Tore.
In die schreiten wir — auch die Tore ziehen mit
über uns gewölbt — Vieles zieht mit:
Die dunkel-treuen Fichtenwälder,
blaue Höhen-Seen, dran Stiere weiden,
die strahlenden Eisfirnen,
jagende Stürme, wehende Lichter,
die großen Schatten der Gebirge,
ein wildes scheu aufbäumendes Roß,
und ein kleines Kind,
Klang-Geister, am Weg erwacht, stehen auf:
Alle ziehen mit —

*

Und wir kommen: ein gewaltiger Zug —
zu einem Hochwaltenden:
Einem Herrlichen, Weisen, Alten:
Der weist sie an, Alle dort zu halten —
Dort lagern sie jetzt —:
einander innig zugesellt:
Purpur-Wolke –
Lichter — Tiere — die Traum-Wohner der Erde —
Quelle, Firn und Flamme —

*

EIN BRIEF DER HERZOGIN ELISABETH CHARLOTTE (LISELOTTE) VON ORLEANS

An Raugräfin Luise

Versailles den 27 Augusti 1715

... UNSSER lieber König, nachdem er sich zum todt bereydt undt, wie es hir der brauch ist, seine letzte sacrementen entpfangen vorgestern umb 8 uhr abendts undt alles ordonnirt, wie er es nach seinen todt will gehalten haben, hatt den jungen Dauphin hollen laßen, ihm seinen seegen geben undt zugesprochen. Hernach hatt er die duchesse de Bery, mich undt alle seine andere dochter undt enckeln kommen laßen; er hatt mir mitt solchen tendren wortten adieu gesagt, daß ich mich noch selber verwundere, wie ich nicht rack ohnmöchtig worden bin. Er hatt mich versichert, daß er mich allezeit geliebt hette undt mehr, alß ich selber gemeint, daß es ihm leydt seye, daß er mir jemahlen chagrin gegeben; er bätte, ich solt mich doch seiner etlichmahl erinern, welches er glaubte, daß ich thun würde, weillen er persuadirt seye, daß ich ihn allezeit lieb gehabt hette; daß er mir im sterben glück undt seegen wünsche undt daß ich all mein leben möge vergnügt zubringen. Ich wurff mich auff die knie, nahm seine handt undt küste sie; er ambrassirte mich. Hernach sprach er ahn die andern; er sagte, er recommandire ihnen die einigkeit. Ich meinte, er sagte es zu mir, ich [sagte], daß ich E. M. in diß undt all mein leben gehorsamen würde; er threhet sich herumb, lachelte undt sagte: „Ich sage Eüch diß

nicht, ich weiß, daß Ihr es nicht von nohten habt undt zu raisonabel dazu seydt; ich sage es ahn die anderen princessinen." Ihr könt leicht gedencken, in welchen standt mich dießes alles gesetzt hat. Der König hatt ein fermeté, die nicht auszusprechen ist, gibt alle augenblick ordre, alß wen er nur eine reiß thete. Er hatt ahn alle seine leütte gesprochen undt adieu gesagt. Meinem sohn hatt er alles ahnbefohlen undt ihn zum regenten gemacht mitt solcher tendresse, daß es durch die seele dringt. Ich glaube, daß ich die erste vom königlichen hauß sein werde, so den König folgen wirdt, wen er stirbt; den er lebt noch, aber wirdt doch schwächer undt es ist nichts zu hoffen leyder. Warumb ich glaube, daß ich die erste sein werde, so den König folgen wirdt, ist erstlich mein hohes alter; zum andern, sobaldt der König verschieden wirdt sein, führt man den jungen König nach Vincen[n]e[s], wir andern all aber werden nach Paris, wo die lufft mir schädtlich; ich werde dort in meiner trawerigkeit sitzen ohne gutte lufft, ohne exercitzien, werde also nach aller aparentz kranck werden müßen. Es ist nicht war, daß madame de Maintenon todt ist; sie ist in voller gesundtheit in königs cammer, welchen sie weder nacht, noch tag quittirt.... Der König ist von einer gutten, starcken constitution; ich glaube, daß, wen man eher dazu gethan hette, würde man ihn noch haben salviren können....

Aus dem Memoiren- und Chroniken-Band „Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans"

★



Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans

(Etwa 1682)

EIN GEBET GIB WIEDER ...
VON JOHANNES R. BECHER

EIN Gebet gib wieder, ein seelen-
Stärkendes. Deiner Gemeinschaft ein
Gesetz, ein unabänderliches. Eine
Spur mir im labyrinthischen
Wald, darauf wenn ich trete, ich es
Bekenne: das ist der Pfad, auf
Dem ich einwandere: knieend zu
Schauen einst letztes
Leuchten. — Wenn du aber nicht bist
Der, von dem ich wähne, daß du es
Seist: so schreibe es hin mit Feuer-
Lettern, unfaßbarer Dämon du, auf daß
Auch dies ich noch sage: Von
Schlamm bin ich. Zu
Schlamm werde ich. Und Staub,
Den wir schlucken: das ist das
Köstliche, was uns beschieden ist. —

Aus dem Gedichtband „Hymnen".



BÜCHER

AUS DEM

INSEL-VERLAG

Neuerscheinungen und neue Auflagen sind mit einem Stern bezeichnet

ALS DER GROSSVATER DIE GROSSMUTTER NAHM. Ein Liederbuch für altmodische Leute. *Fünfte Auflage.* Auf Grund der Ausgabe von *Gustav Wustmann* neu herausgegeben. In Pappband M. 6.—, in Halbleder M. 10.— und in Saffian M. 45.— mit der Hand unter Benutzg. alter Vergoldestempel gebunden.

ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. In gegenübergestellter Ursprache und Übertragung. Herausgegeben von *Karl Wolfskehl* und *Friedrich von der Leyen. Dritte Auflage.* In Halbleinen M. 7.—, in Halbpergament M. 10.—.

ANDERSEN, HANS CHRISTIAN: MÄRCHEN. Unter Benutzung der von Andersen selbst besorgten deutschen Ausgabe übertragen von *Mathilde Mann.* Zeichnung der farbig gedruckten Initialen, des Titels und des Einbandes von *Carl Weidemeyer-Worpswede.* Zwei Bände. 11.–13. Tausend. In Leinen M. 14.—, in Halbleder M. 20.—.

ANDERSEN-NEXÖ, MARTIN: PELLE DER EROBERER. Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann.* 4.–13. Tausend. In Halbleinen M. 8.—.

BACH, JOHANN SEBASTIAN: DIE MATTHÄUSPASSION. Faksimile-Ausgabe der Handschrift in zweifarbigem Lichtdruck. *Einmalige Auflage* in 500 numerierten Exemplaren. In reichvergoldetem Ganzlederhandband M. 120.—, in Halbleder M. 90.— und in Halbleinen M. 65.—.

*—**HOHE MESSE IN H-MOLL.** Faksimile-Ausgabe der Handschrift. *Einmalige Auflage* in 500 numerierten Exemplaren. In Saffianleder (Handband) M. 125.—, in Halbpergament M. 75.—.

BAHR, HERMANN: ESSAYS. *Zweite Auflage.* In Halbleinen M. 6.—.

— **SENDUNG DES KÜNSTLERS.** In Halbleinen M. 6.—.

— **SUMMULA.** Essays. In Halbleinen M. 6.—.

BALZAC, HONORÉ DE: PHYSIOLOGIE DER EHE. Eklektisch-philosophische Betrachtungen über Glück und Unglück in der Ehe. Übertragung von *Heinrich Conrad.* 11.–14. Tausend. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 6.—. in Leder M. 14.—.

* **BALZAC, HONORÉ DE: DIE MENSCHLICHE KOMÖDIE.** *Neue Ausgabe* in zehn Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen je M.9.—, in Halbleder je M.12.— und in Leder je M.16.—.

Inhalt (jeder Band ist einzeln lieferbar):

Band I. Einleitung von Hugo von Hofmannsthal – Balzac, ein Essay von Wilhelm Weigand – Vorrede – Das Haus »Zur ballspielenden Katze« – Die verlassene Frau – Gobseck – Die Frau von dreißig Jahren – Der Ehevertrag.

Band II. Ursula Mirouet – Eugenie Grandet – Der Pfarrer von Tours – Die alte Jungfer – Frauenstudie.

Band III. Ein Junggesellenheim – Das Antiquitäten-Kabinett – Die Lilie im Tal.

Band IV. Verlorene Illusionen.

Band V. Glanz und Elend der Kurtisanen – Die Geheimnisse der Fürstin von Cadignan – Das Haus Nucingen.

Band VI. Die Geschichte der Dreizehn – Vater Goriot – Oberst Chabert.

Band VII. Cäsar Birotteau – Facino Cane – Die Messe des Gottesleugners – Sarrasine – Ein Zwischenfall aus der Schreckenszeit – Eine Leidenschaft in der Wüste – Das Chagrinleder.

Band VIII. Die Chouans – Eine dunkle Begebenheit – Der Landarzt.

Band IX. Mystische Dichtungen (Jesus Christus in Flandern — Louis Lambert — Seraphita) — Die Suche nach dem Urelement — Kleine Novellen (Das unbekannte Meisterwerk — Massimilla Doni — Lebwohl — El Verdugo — Ein Drama am Meeresstrand — Das rote Gasthaus).

Band X. Tante Lisbeth – Vetter Pons.

*—**DIE DREISSIG TOLLDREISTEN GESCHICHTEN,** genannt **CONTES DROLATIQUES.** Übertragen von *Benno Rüttenauer.* In einem Bande auf Dünndruckpapier, als Ergänzungsband zur »Menschlichen Komödie«. 24.–28. Tausend. In Leinen M. 9.—, in Halbleder M. 12.— und in Leder M. 16.—.

BECHER, JOHANNES R.: GEDICHTE FÜR EIN VOLK. In Pappband M. 2.50.

— **GEDICHTE UM LOTTE.** In Pappband M. 2.—.

— **DAS NEUE GEDICHT.** In Pappband M. 2.50.

— **DIE HEILIGE SCHAR.** Gedichte. Kartoniert M. 1.—.

BECHER, JOHANNES R.: UM GOTT. (Inhalt: Gedichte. Arbeiter, Bauern, Soldaten; ein Festspiel. Klänge im Vorlaut.) In Pappband M. 3.—.

*—HYMNEN. (1924.) In Pappband M. 3.—.

(BÉDIER:) DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Erneut von *Josef Bédier*. Autoris. Übertragung von *Rud. G. Binding*. 15.–18. Tausend. In Pappband M. 4.—, in Leinen M. 6.—.

BEETHOVEN, LUDWIG VAN: BERICHTE DER ZEITGENOSSEN, BRIEFE UND PERSÖNLICHE AUFZEICHNUNGEN. Gesammelt und erläutert von *Albert Leitzmann*. Mit 16 Bildtafeln. Zwei Bände In Halbleinen M. 12.—, Halbleder M. 18.—.

BERTRAM, ERNST: STRASSBURG. Ein Kreis. In Pappb. M. 2.—.

*—GEDICHTE. *Vierte Auflage.* In Pappband M. 5.50.

BIERBAUM, OTTO JULIUS: DER NEU BESTELLTE IRRGARTEN DER LIEBE. Verliebte, launenhafte, moralische und andere Lieder. Einbandzeichnung und Zierstücke von *Heinrich Vogeler-Worpswede*. 81.–86. Taus. In Pappb. M. 4.—.

DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von *Rudolf G. Binding*. Mit 84 Initialen und Einbandzeichnung von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 15.–19. Tausend. In Pappband M. 4.50.

BOCCACCIO, GIOVANNI DI: DAS DEKAMERON. Übertragung von *Albert Wesselski*, unter Neugestaltung der Gedichte von *Theodor Däubler*. Eingeleitet von *André Jolles*. Dünndruckausgabe in einem Bande (1100 Seiten). 31.–35. Tausend. In Leinen M. 10.—, in Leder M. 18.—.

*DER BORN JUDAS. Legenden, Märchen und Erzählungen. Gesammelt von *M. J. bin Gorion*. 7.—9. Tausend. Sechs Bände in Pappband M. 32.—, in Halbpergament M. 48.—.

BRENTANO, CLEMENS: FRÜHLINGSKRANZ. Aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Nachwort von *Paul Ernst*. *Dritte Auflage.* In Leinen M. 5.—, in Halbpergament M. 7.50.

BRILLAT-SAVARIN: PHYSIOLOGIE DES GESCHMACKS. In gekürzter Form übertragen von *Emil Ludwig*. Mit den Holzschnitten der französischen Ausgabe von 1864. *Zweite Auflage.* In Halbleinen M. 5.—, in Halbleder M. 8.—.

BUBER, MARTIN: DANIEL. Gespräche von der Verwirklichung. 6. und 7. Tausend. In Pappband M. 4.—.

— **EKSTATISCHE KONFESSIONEN.** *Veränderte Neuausgabe.* 5. und 6. Tausend. In Pappband M. 6.—.

— **ICH UND DU.** (1923.) In Pappband M. 5.—.

BÜCHNER, GEORG: SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE. Herausgegeben von *Fritz Bergemann.* Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 9.—, in Leder M. 15.—.

BÜRGER, GOTTFRIED AUGUST: WUNDERBARE REISEN ZU WASSER UND ZU LANDE. Feldzüge und lustige Abenteuer des *Freiherrn von Münchhausen,* wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Mit den Holzschnitten von *Gustav Doré.* 10. und 11. Tausend. In Halbleinen M. 10.—, in Halbpergament M. 14.—.

CAROSSA, HANS: EINE KINDHEIT. In Pappband M. 4.—.

*—**RUMÄNISCHES TAGEBUCH.** In Pappband M. 5.—.

— **DOKTOR BÜRGERS ENDE.** Letzte Blätter eines Tagebuchs. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 3.50, in Halbleder M. 6.—.

— **GEDICHTE.** *Dritte, veränderte Auflage.* In Pappband M. 4.—.

***CERVANTES: DER SCHARFSINNIGE RITTER DON QUIXOTE VON DER MANCHA.** Vollständige deutsche Ausgabe in zwei Bänden auf Dünndruckpapier, unter Benutzung der anonymen Ausgabe von 1837 besorgt von *Konrad Thorer.* Mit einem Essay von *Turgenjeff* und einem Nachwort von *André Jolles.* 12.–15. Tausend. In Leinen M. 16.—, in Leder M. 30.—.

DÄUBLER, THEODOR: DAS NORDLICHT. Ein Epos in drei Teilen. *Neue, durchaus veränderte, Genfer Ausgabe.* Zwei Bände auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 12.—.

*—**ATTISCHE SONETTE.** In Pappband M. 3.60.

— **HESPERIEN.** Eine Symphonie. In Pappband M. 3.60.

*—**HYMNE AN ITALIEN.** *Dritte Auflage.* In Pappband M. 5.—.

— **LUCIDARIUM IN ARTE MUSICAE.** Ein Buch über Musik. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 3.60.

— **DER NEUE STANDPUNKT.** Aufsätze zur modernen Kunst. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 3.60.

— **MIT SILBERNER SICHEL.** *Zweite Auflage.* In Pappb. M. 3.60.

* DÄUBLER, THEODOR: PÄAN UND DITHYRAMBUS. Eine Phantasmagorie. In Pappband M. 3.60.

— WIR WOLLEN NICHT VERWEILEN. Autobiographische Fragmente. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 4.80.

DEUTSCHE ERZÄHLER. Ausgewählt und eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal.* 9.–13. Tausend. Drei Bände. In Pappband M. 14.—, in Leinen M. 20.— und in Halbleder M. 30.—, sowie in Halbleder-Handbänden M. 80.—.

DICKENS' WERKE. Ausgewählt und eingeleitet von *Stefan Zweig.* Mit den Federzeichnungen der englischen Originalausgaben von *Cattermole, Hablot K. Browne* und anderen. Taschenausgabe in sechs Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 48.—, in Leder M. 96.—.

Einzeln sind in Leinen zu je M. 8.— gebunden lieferbar: David Copperfield – Der Raritätenladen – Die Pickwickier – Martin Chuzzlewit – Nikolaus Nickleby – Oliver Twist und Weihnachtserzählungen.

(DIOTIMA:) DIE BRIEFE DER DIOTIMA AN HÖLDERLIN. Herausgegeben von *Carl Viëtor.* Mit der Abbildung einer Büste und dem Faksimile eines Briefes. 16.–20. Tausend. In Pappband M. 4.50, in Halbleder M. 7.—.

DOSTOJEWSKI, F. M.: SÄMTLICHE ROMANE UND NOVELLEN in 25 Bänden. Eingeleitet von *Stefan Zweig.* Mit einem Porträt und dem Faksimile einer Manuskriptseite. 6.–10. Tausend. In Halbleinen M. 110.—, in Halbpergament M. 160.—.

— MEISTERROMANE in zwölf Bänden. Mit einem Porträt. In Halbleinen M. 55.—, in Halbpergament M. 80.—.

Einzelausgaben siehe *Bibliothek der Romane*, S. 201.

* EICHENDORFF, JOSEPH VON: WERKE. Ausgewählt und herausgegeben von *Franz Schultz.* Zwei Bände. 21.–25. Tausend. In Leinen M. 7.50, in Halbleder M. 12.—.

* (ERBACH:) GRÄFLICH ERBACHSCHES SILHOUETTENBUCH. Silhouetten von Verwandten und Freunden nach dem Leben vollkommen ähnlich gezeichnet von *Johann Wilhelm Wendt.* Angefangen Anno 1785 von Friedrich Graf zu Erbach. 67 Tafeln mit Nachwort von *Karl Morneweg.* Faksimile-Ausgabe in Steindruck, hergestellt in 300 numerierten Exemplaren. In Halbleder M. 50.—.

* GESTA ROMANORUM. Das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters. Ausgewählt von *Hermann Hesse.* 8.–10. Tausend. In Pappband M. 6.50, in Halbleder M. 10.—.

GLASER, CURT: DIE KUNST OSTASIENS. Der Umkreis ihres Denkens und Gestaltens. 6.–9. Tausend. Mit 36 ganzseitigen Bildtafeln. In Halbleinen M. 10.—, in Halbpergament M. 12.—.

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragen von *Bernhard Jolles.* Liebhaber-Ausgabe. Mit 23 Tafeln in Lichtdruck. 12.–14. Tausend. In Halbleinen M. 18.—, in Halbleder M. 26.— und in Leder M. 60.— (Handband).

*— — Kleine Ausgabe. Mit 20 Porträts und Szenenbildern in Autotypie. 69.–76. Tausend. In Pappband M. 6.—, in Halbleder M. 9.—.

GOGOL, N. W.: TSCHITSCHIKOWS REISEERLEBNISSE ODER DIE TOTEN SEELEN. Roman. Aus dem Russischen übertragen von *H. Röhl.* In Pappband M. 4.50, in Halbpergament M. 7.—.

GOETHES SÄMTLICHE WERKE in sechzehn Bänden. Herausgegeben von *Fritz Bergemann, Hans Gerhard Gräf, Max Hecker, Kurt Jahn* und *Carl Schüddekopf.* Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 130.—, in Leder M. 230.—. (Einzelne Bände werden nicht abgegeben.)

*—GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. Vollständige Ausgabe. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 24.–28. Tausend. In Leinen M. 9.—, in Leder M. 15.—.

— FAUST. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. 105.–109. Tausend. In Leinen M. 4.50, in Leder M. 12.—.

— SÄMTLICHE GEDICHTE IN ZEITLICHER FOLGE. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf.* 16.–21. Tausend. Zwei Bände. In Leinen M. 16.—, in Leder M. 28.—.

— GEDICHTE. Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf.* 11.–15. Tausend. In Pappband M. 4.50, in Halbleder M. 7.—.

*—LIEBESGEDICHTE. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf.* 22.–26. Tausend. In Pappband M. 4.50, in Leder M. 14.—.



GOETHES WESTÖSTLICHER DIVAN. Gesamtausgabe. 11.–15. Tausend. In Leinen M. 4.50, in Leder M. 12.—.

— DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von *Chodowiecki*. *Siebente Auflage*. In Pappband M. 9.—, in Halbleder M. 12.—.

*—STELLA. Ein Schauspiel für Liebende. In der ursprünglichen Fassung. Gedruckt in 320 numerierten Exemplaren auf Büttenpapier als vierter Druck der Staatlichen Akademie für Buchgewerbe und Graphik zu Leipzig. Kartoniert M. 18.—, in Halbpergament M. 28.— und in Leder M. 65.— (Handband).

*—GESCHICHTE GOTTFRIEDENS VON BERLICHINGEN (URGÖTZ). Mit Steinzeichnungen von Werner Schmidt. *Einmalige Auflage* in 220 Exemplaren. (Im Druck.)

— BRIEFE AN CHARLOTTE VON STEIN. Nach den Handschriften neu herausgegeben von *Julius Petersen*. Vier Bände. In Halbleinen M. 25.—, in Halbleder M. 36.—.

— BRIEFWECHSEL MIT MARIANNE VON WILLEMER. Neu herausgegeben von *Max Hecker*. *Vierte Aufl.* Mit drei Bildern u. einem Faksimile. In Halbleinen M. 7.50, in Halbleder M. 10.—.

— DER BRIEFWECHSEL ZWISCHEN GOETHE UND ZELTER. Im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von *Max Hecker*. Vier Bände. In Leinen je M. 9.—, in Leder je M. 20.—.

— BETTINAS BRIEFWECHSEL MIT GOETHE. Auf Grund ihres handschriftlichen Nachlasses herausgegeben von *Reinhold Steig*. Mit 5 Bildern und 2 Faksimiles. In Halbleder M. 10.—.

GOETHES ÄUSSERE ERSCHEINUNG. Literarische u. künstlerische Dokumente seiner Zeitgenossen. Herausg. v. *E. Schaeffer*. Mit 80 Vollbildern (Goethebildnissen). In Halbleinen M. 5.—.

DIE BRIEFE DER FRAU RAT GOETHE. Gesammelt und herausgegeben von *Albert Köster*. Zwei Bände. *Sechste Auflage*. In Halbleinen M. 12.—, in Halbleder M. 18.—.

*(GRIMM:) DIE MÄRCHEN DER BRÜDER GRIMM. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 7.–10. Tausend. In Leinen M. 15.—, in Halbleder M. 20.—.

HARDT, ERNST: GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN. 8.–10. Tausend. In Pappband M. 4.50.

— **GUDRUN.** Ein Trauerspiel in fünf Akten. 19.–21. Tausend. In Pappband M. 4.50.

— **SCHIRIN UND GERTRAUDE.** Ein Scherzspiel. In Pappband M. 4.—.

*—**TANTRIS DER NARR.** Drama in fünf Akten. 49.–52. Tausend. In Leinen M. 4.50.

HAUFF, WILHELM: MÄRCHEN. Vollständige Ausgabe. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen, des Titels und des Einbandes von *Carl Weidemeyer-Worpswede.* 5.–8. Tausend. In Leinen M. 8.—, in Halbleder M. 12.—.

DER HEILIGEN LEBEN UND LEIDEN, das sind die schönsten Legenden aus den deutschen Passionalen des 15. Jahrhunderts. Ausgewählt und übertragen von *Severin Rüttgers.* Mit zahlreichen Holzschnitten. In Halbleinen M. 9.—, in Halbperg. M. 12.—.

* **HEINES GEDICHTE.** Herausgegeben von *Jonas Fränkel.* Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 8.—, in Leder M. 14.—.

— **BUCH DER LIEDER.** Taschenausgabe. 45.–50. Tausend. In Leinen M. 4.50.

* **HEINSE, WILHELM: ARDINGHELLO UND DIE GLÜCKSEELIGEN INSELN.** *Vierte Auflage.* In Leinen M. 6.—.

* **HENSEL, SEBASTIAN: DIE FAMILIE MENDELSSOHN, 1729 bis 1847.** Nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben. *Achtzehnte Auflage.* Mit 20 Bildtafeln. Zwei Bände. In Leinen M. 16.—, in Halbleder M. 24.—.

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: GEDICHTE. In Pappband M. 4.—. 500 Exemplare wurden mit einer Titelradierung von *Walter Tiemann* versehen und in Halbleder gebunden M. 8.—.

— **DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN.** 46.–50. Tausend. In Pappband M. 3.—, in Halbleder M. 6.—.

* **HOFFMANN, E. T. A.: PRINZESSIN BRAMBILLA.** Ein Capriccio nach *Jacob Callot.* Mit der Wiedergabe in Lichtdruck von Kupfern nach Callotschen Originalblättern. *Dritte Auflage.* In reichvergoldetem Pappband M. 10.—.

HÖLDERLIN, FRIEDR.: SÄMTLICHE WERKE U. BRIEFE. Kritisch-historische Ausgabe von *Franz Zinkernagel* in fünf Bänden. Bisher erschienen Band I–IV; Band V wird Ende des Jahres die Ausgabe abschließen. In Halbleder je M. 12.—. (Einzeln sind nur noch Band I und IV lieferbar.)

— SÄMTLICHE WERKE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. Text der Ausgabe Franz Zinkernagels, der heutigen Schreibweise angenähert durch *Friedrich Michael*. 6.–10. Tausend. In Leinen M. 9.—, in Leder M. 15.—.

— HYPERION ODER DER EREMIT IN GRIECHENLAND. Taschenausgabe. 4.–7. Taus. In Leinen M. 4.50, in Leder M. 12.—.

HOMERS ODYSSEE. Neu übertragen von *Rudolf Alexander Schröder*. 21.–25. Tausend. In Halbleinen M. 5.—.

HUCH, RICARDA: ALTE UND NEUE GEDICHTE. *Zweite Auflage*. In Pappband M. 4.20.

— DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. 13.–15. Tausend. In Leinen M. 6.50.

*—DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. Drei Bände. 14.–16. Tausend. In Leinen M. 20.—.

— ENTPERSÖNLICHUNG. 6.–10. Taus. In Halbleinen M. 5.50.

— VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. *Achte Auflage*. In Pappband M. 5.50, in Leinen M. 6.50.

— LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 16.–19. Tausend. In Halbleinen M. 5.50.

— MENSCHEN UND SCHICKSALE AUS DEM RISORGIMENTO. 6.–8. Tausend. In Pappband M. 4.50.

— MICHAEL BAKUNIN U. DIE ANARCHIE. In Leinen M. 6.50.

*—MICHAEL UNGER. Des Romans »Vita somnium breve« *zehnte Auflage*. In Leinen M. 6.50.

— DIE VERTEIDIGUNG ROMS. Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. 7.–9. Tausend. In Leinen M. 6.50.

— DER KAMPF UM ROM. Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. 5.–7. Tausend. In Leinen M. 6.50.

— DER SINN DER HEILIGEN SCHRIFT. 11.–15. Tausend. In Halbleinen M. 5.50.

— WALLENSTEIN. 10.–12. Tausend. In Pappband M. 4.50.

* **JACOBSEN, JENS PETER: SÄMTLICHE WERKE** in einem Bande, auf Dünndruckpapier. Autorisierte Übertragung von *Mathilde Mann*, *Anka Matthiesen* und *Erich Mendelssohn*. Mit dem von *A. Helststed* 1885 radierten Porträt. 26.–29. Tausend. In Leinen M. 9.—, in Leder M. 16.—.

JAHRBUCH DER SAMMLUNG KIPPENBERG. Erster Band. Mit 6 Bildtafeln. Zweiter Band. Mit 7 Bildtafeln. * Dritter Band. Mit 5 Bildtafeln. In Halbleinen je M. 5.—.

KANT: SÄMTLICHE WERKE in sechs Bänden. Herausgegeben von *Felix Groß*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 50.—, in Leder M. 90.—.

— **KRITIK DER REINEN VERNUNFT.** Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 11.–15. Tausend. In Leinen M. 9.—.

— **AUSSPRÜCHE.** Herausgegeben von *Raoul Richter*. 11.–14. Tausend. In Pappband M. 2.50.

KANTS BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *F. Ohmann*. In Leinen M. 5.—.

KASSNER, RUDOLF: ENGLISCHE DICHTER. In Pappband M. 5.50.

— **ESSAYS.** Aus den Jahren 1900–1922. In Pappband M. 5.50.

— **DIE GRUNDLAGEN DER PHYSIOGNOMIK.** In Pappband M. 4.50.

*— **ZAHL UND GESICHT.** *Zweite Auflage.* In Pappband M. 4.50.

KELLER, GOTTFRIED: GESAMMELTE WERKE. Eingeleitet von *Ricarda Huch*. 11.–14. Tausend. Vier Bände auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 30.—, in Halbleder M. 45.— und in Leder M. 70.—.

— **DER GRÜNE HEINRICH.** Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 10.–15. Tausend. In Leinen M. 8.—, in Leder M. 16.—.

DES KNABEN WUNDERHORN. Ausgewählt und eingeleitet von *Friedrich Ranke*. 16.–20. Tausend. In Pappband M. 2.50.

* **KORTUM, ARNOLD: DIE JOBSIADE.** Ein komisches Heldengedicht in drei Teilen. Mit den Bildern der Originalausgabe und einer Einleitung in Versen von *Otto Julius Bierbaum*. 9.–11. Tausend. In Pappband M. 6.—, in Schweinsleder M. 16.—.



LAO-TSE: DIE BAHN UND DER RECHTE WEG. Der chinesischen Urschrift in deutscher Sprache nachgedacht von *Alexander Ular.* 14.–16. Tausend. In Pappband M. 4.—, in Halbpergament M. 7.—.

LAWRENCE, D. H.: DER REGENBOGEN. Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *F. Franzius.* In Pappband M. 5.—.

*— **SÖHNE UND LIEBHABER.** Berechtigte Übertragung von *F. Franzius.* In Leinen M. 6.—.

LENAUS SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE in sechs Bänden. Vollständige kritische Ausgabe herausgegeben von *Eduard Castle.* In Leinen M. 50.—, in Halbleder M. 75.—.

* **LEOPARDI, GIACOMO: AUSGEWÄHLTE WERKE.** Plan und Einleitung von *Leonello Vincenti.* Übertragung von *Ludwig Wolde.* In Leinen M. 6.—.

LERNET-HOLENIA, ALEXANDER: KANZONNAIR. In Pappband M. 4.—.

LUTHERS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Reinhard Buchwald.* Zwei Bände. Mit einem Porträt Luthers von *Lukas Cranach.* In Halbleinen M. 10.—.

(MABINOGI:) DIE VIER ZWEIGE DES MABINOGI. Ein keltisches Sagenbuch. Deutsch von *Martin Buber. Zweite Auflage.* In Halbleinen M. 4.50.

(MELUSINE:) DAS VOLKSBUCH VON DER SCHÖNEN MELUSINE. Mit den Holzschnitten und nach dem Text des ältesten Druckes von 1474 herausgegeben durch *Severin Rüttgers.* In Pappband M. 4.50, in Halbpergament M. 6.50.

MOMBERT, ALFRED: AEON. Dramatische Trilogie. *Zweite Aufl.* I. Aeon der Weltgesuchte. II. Aeon zwischen den Frauen. III. Aeon vor Syrakus. Jeder Band in Pappb. M. 3.50.

— **DER DENKER.** Gedichtwerk. *Neue Ausgabe.* In Pappb. M. 3.50.

— **DER GLÜHENDE.** Gedichtwerk. *Dritte Auflage.* In Pappband M. 3.50.

— **DER HELD DER ERDE.** Gedichtwerk. In Pappband M. 3.50.

— **DER HIMMLISCHE ZECHER.** Ausgewählte Gedichte. *Neue, erweiterte Ausgabe.* In Pappband M. 3.50.

MUNK, GEORG: IRREGANG. Roman. 8.–10. Tausend. In Pappband M. 6.—.

— DIE UNECHTEN KINDER ADAMS. Ein Geschichtenkreis. *Zweite Auflage.* In Halbleinen M. 6.—.

— SANKT GERTRAUDEN MINNE. In Halbleinen M. 5.—.

NAPOLEONS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Friedrich Schulze*, übertragen von *Hedwig Lachmann.* Mit 19 zeitgenössischen Bildern. In Pappband M. 5.50, in Halbleder M. 10.

NIETZSCHES BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Richard Oehler.* 21.–25. Tausend. In Halbleinen M. 5.50.

*— BRIEFE AN PETER GAST. Herausgegeben von *Peter Gast. Dritte Auflage.* In Leinen M. 9.—.

— BRIEFWECHSEL MIT ERWIN ROHDE. Herausgegeben von *Elisabeth Förster-Nietzsche* und *Fritz Schöll. Dritte Auflage.* In Halbleinen M. 6.—.

— BRIEFWECHSEL MIT FRANZ OVERBECK. Herausg. von *Richard Oehler* und *Carl Albrecht Bernoulli. Zweite Auflage.* In Halbleinen M. 6.—.

PFISTER, KURT: BRUEGEL. Mit 78 ganzseitigen Bildtafeln nach Gemälden, Stichen und Handzeichnungen des Meisters. In Halbleinen M. 5.—.

PRÉVOST D'EXILES, ABBÉ: GESCHICHTE DER MANON LESCAUT UND DES CHEVALIER DES GRIEUX. Übertragung von *Rud. G. Binding. Fünfte Aufl.* In Pappb. M. 5.—.

— *Illustrierte Ausgabe* mit den 8 Kupfern von *J. J. Coiny* aus der Ausgabe von 1797. In Halbleder M. 14.—, in Saffianleder M. 50.— (Handband mit reicher Vergoldung unter Benutzung alter Stempel).

PULVER, MAX: AUFFAHRT. Gedichte. In Pappband M. 3.—.

REINKE VOSS, eene ole Geschichte, nee vertellt von *Christian Heinrich Kleukens.* Mit zahlreichen Holzschnitten. *Zweite Auflage.* In Halbleinen M. 3.50, in Halbpergament M. 5.—.

REISINGER, ERNST: GRIECHENLAND. Schilderungen deutscher Reisender. 11.–15. Tausend. Mit 90 Vollbildern, davon 62 nach Aufnahmen der Preußischen Meßbildanstalt. In Halbleinen M. 7.50.

RIEMER, FRIEDRICH WILHELM: MITTEILUNGEN ÜBER GOETHE. Herausgegeben von *Arthur Pollmer.* Mit 24 Bildtafeln. In Pappband M. 7.50, in Halbleder M. 12.—.

RILKE, RAINER MARIA: DIE GESAMMELTEN GEDICHTE in fünf Bänden. In Halbpergament M. 35.—.
Einzeln erschienen in Halbleinen zum Preise von je M. 5.— und in Halbpergament von je M. 7.50: Erste Gedichte — Die frühen Gedichte — Das Buch der Bilder — Neue Gedichte — Der neuen Gedichte anderer Teil.

*—DAS STUNDENBUCH. (Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben – Von der Pilgerschaft – Von der Armut und vom Tode.) 50.–54. Tausend. In Halbleinen M. 4.—.

— DIE SONETTE AN ORPHEUS. Geschrieben als ein Grabmal für *Wera Ouckama Knoop.* In Pappband M. 3.50.

— DUINESER ELEGIEN. In Pappband M. 3.50, in Halbpergament M. 6.—.

— GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. 29.–33. Tausend. In Leinen M. 5.—.

— DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. 18.–20. Tausend. Zwei Bände. In Pappband M. 7.—, in Halbleder M. 10.—.

*—AUGUSTE RODIN. Mit 96 Vollbildern. 41.–45. Tausend. In Halbleinen M. 6.—.

RIMBAUD, ARTHUR: LEBEN UND DICHTUNG. Übertragen von *K. L. Ammer,* eingeleitet von *Stefan Zweig.* Mit einem Bildnis *Rimbauds. Zweite Auflage.* In Leinen M. 6.50.

(RÜBEZAHL:) Bekannte und unbekannte Historien von dem abenteuerlichen und weitberufenen Gespenst, dem *Rübezahl,* zuwege gebracht durch M. *Johannes Praetorius.* Mit Wiedergabe von 16 Holzschnitten der Ausgabe von 1738. In Pappband M. 6.—, in Halbleder M. 10.—.

SACHS, HANS: AUSGEWÄHLTE WERKE. (Gedichte und Dramen.) Mit 60 Holzschnitten nach *Dürer, Beham* u. a. 7.–10. Tausend. Zwei Bände. In Halbleinen M. 15.—, in Halbpergament M. 20.—.

SCHAEFFER, ALBRECHT: ATTISCHE DÄMMERUNG. Gedichte. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 5.—.

SCHAEFFER, ALBRECHT: DER GÖTTLICHE DULDER. Dichtung. In Pappband M. 6.50, in Halbleder M. 10.—.

— DICHTER UND DICHTUNG. Kritische Versuche. In Halbleinen M. 7.—, in Halbpergament M. 11.—.

— ELLI ODER SIEBEN TREPPEN. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 9.–12. Tausend. In Pappband M. 5.50.

— GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. 7.–10. Tausend. Eine Erzählung. In Pappband M. 4.50.

*— HELIANTH. Bilder aus dem Leben zweier Menschen von heute und aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. 5.–8. Taus. Drei Bände auf Dünndruckpap. In Leinen M. 20.—.

— DIE MARIENLIEDER. Zweifarbig gedruckt in der neuen Tiemann-Gotisch in 550 Exemplaren auf Büttenpapier. In Halbpergament M. 14.—, in Saffianleder (Handband) M. 45.—.

— JOSEF MONTFORT. Erzählungen. 8.–11. Tausend. In Leinen M. 6.—.

*— DAS PRISMA. Erzählungen und Novellen. In Leinen M. 6.—.

— DAS KLEINOD IM LOTOS. (Die Buddha-Legende.) Frei nach dem engl. "The Light of Asia or The Great Renunciation" by *Edwin Arnold*. In Pappband M. 4.50, in Halbleder M. 7.—.

— GEVATTER TOD. Märchenhaftes Epos in vierundzwanzig Mondphasen und einer als Zugabe. In Pappband M. 5.—.

— PARZIVAL. Ein Versroman in drei Kreisen. 4.–6. Tausend. In Halbleinen M. 10.—, in Halbleder M. 14.—.

SCHEFFLER, KARL: DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT. Mit 78 Bildtafeln. 10.–12. Tausend. In Halbleinen M. 12.—, in Halbperg. M. 15.—.

— ITALIEN. Mit 118 Bildtafeln. 10.–12. Tausend. In Halbpergament M. 18.—.

— DER GEIST DER GOTIK. Mit 103 Vollbildern. 31.–35. Tausend. In Halbleinen M. 6.—.

*SCHENDEL, ARTHUR VAN: DER WANDERER. Übertragen von *Robert Monjé*. In Pappband M. 5.—.

SCHILLERS SÄMTLICHE WERKE in sieben Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 55.—, in Leder M. 90.—.

SCHOPENHAUERS WERKE in fünf Bänden. Herausgegeben von *Ed. Grisebach*, *Max Brahn* und *Hans Hennig*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 40.—, in Leder M. 75.—.

*— **PHILOSOPHISCHE APHORISMEN.** Aus dem handschriftlichen Nachlaß gesammelt sowie als Grundriß seiner Weltanschauung geordnet und herausgegeben von *Otto Weiß*. In Leinen M. 12.—, in Halbleder M. 15.—.

SCHURIG, ARTHUR: WOLFGANG AMADE MOZART. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk. Mit 41 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Zwei Bände. 5.–9. Tausend. In Halbleinen M. 16.—, in Halbleder M. 25.—.

SCHWAB, GUSTAV: DIE SCHÖNSTEN SAGEN DES KLASSISCHEN ALTERTUMS. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden, besorgt von *Ernst Beutler*. 6.–8. Tausend. In Halbleinen M. 14.—.

SHAKESPEARES GESAMMELTE WERKE in Einzelausgaben. Auf Grund der *Schlegel-Tieck*schen Übertragung bearbeitet und vielfach erneuert von *Hermann Conrad*, *Max Förster*, *Ludwig Fraenkel*, *Marie Luise Gothein*, *Rudolf Imelmann*, *Fritz Jung*, *Max J. Wolff*. In Pappband je M. 3.50, in Halbpergament je M. 5.—, Doppelband je M. 4.— und je M. 6.—.

Bisher erschienen:

Macbeth – Hamlet – Othello – Ein Sommernachtstraum – König Lear – Sturm – Was ihr wollt – Cymbelin – Verlorene Liebesmüh – König Heinrich IV. (Doppelband) – Antonius und Cleopatra – Komödie der Irrungen – Romeo und Julia – *König Heinrich V. – *König Johann — *Troilus und Cressida – *Julius Cäsar — *Coriolanus.

Weitere Bände werden in kurzen Abständen folgen.

STENDHAL, FRIEDRICH VON (HENRY BEYLE): ROT UND SCHWARZ. Roman. Übertragen von *Arthur Schurig*. Auf Dünndruckpapier. 5.–9. Tausend. In Leinen M. 7.50, in Leder M. 14.—.

— **VON DER LIEBE.** Übertragen von *Arthur Schurig*. Auf Dünndruckpapier. 6.–10. Tausend. In Leinen M. 7.50, in Leder M. 14.—.

*— **DAS LEBEN EINES SONDERLINGS.** Übertragen von *Arthur Schurig*. Auf Dünndruckpapier. 6.–8. Tausend. In Leinen M. 7.50, in Leder M. 14.—.

STIFTER, ADALBERT: GESAMMELTE WERKE in fünf Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 40.—, in Leder M. 80.—. Als Einzelausgaben erschienen:

— STUDIEN. (Erzählungen.) Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. 14.–17. Tausend. In Leinen M. 16.—, in Leder M. 32.—.

— DER NACHSOMMER. Roman. Vollständige Ausgabe in einem Bande. 6.–9. Tausend. In Leinen M. 8.—, in Leder M. 16.—.

— WITIKO. Roman. Vollständige Ausgabe. 5.–8. Tausend. In Leinen M. 8.—, in Leder M. 16.—.

— BUNTE STEINE. NACHLESE. In Leinen M. 8.—, in Leder M. 16.—.

Als Ergänzungsband in gleicher Ausstattung:

*— AUS DEM ALTEN WIEN. Mit 28 Bildtafeln. *Zweite Auflage.* In Leinen M. 7.—, in Leder M. 14.—.

STORM, THEODOR: SÄMTLICHE WERKE in acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von *Albert Köster.* 19.–21. Tausend. In Halbleinen M. 36.—, in Halbpergament M. 56.—.

(1001 NACHT:) DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSENDUNDEIN NÄCHTEN. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male nach dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von *Enno Littmann.* Bisher erschienen drei Bände. In Leinen je M. 10.—, in Leder je M. 18.—.

— DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN AUS TAUSENDUNDEINER NACHT. Volksausgabe in einem Band. 11.—14. Tausend. In Halbleinen M. 7.50, in Halbleder M. 10.—.

TIMMERMANS, FELIX: DAS JESUSKIND IN FLANDERN. Aus dem Flämischen übertragen von *Anton Kippenberg.* 9.–13. Tausend. In Pappband M. 5.—.

— PALLIETER. Aus dem Flämischen übertragen von *Anna Valeton-Hoos.* 11.–15. Tausend. In Halbleinen M. 5.—.

***TOLSTOI, LEO N.: SÄMTLICHE ROMANE UND ERZÄHLUNGEN** in zwölf Bänden. Übertragen von *Adolf Heß, Arthur Luther* u. *H. Röhl.* In Halbleinen M. 65.—, in Halbperg. M. 100.—.

TSCHUANG-TSE: REDEN UND GLEICHNISSE. In deutscher Auswahl von *Martin Buber*. 9.–11. Tausend. In Pappband M. 4.—, in Halbpergament M. 7.—.

UHDE-BERNAYS, HERMANN: ANSELM FEUERBACH. Mit 80 Vollbildern nach Gemälden und Handzeichnungen *Feuerbachs*. 11.–15. Tausend. In Halbleinen M. 6.—.

ULLMANN, REGINA: GEDICHTE. In Pappband M. 2.—.

— **DIE LANDSTRASSE.** Erzählungen. In Pappband M. 4.—.

VERHAEREN, EMILE: GEDICHTE. Ausgewählt und übertragen von *Stefan Zweig*. 6.–9. Tausend. In Pappband M. 4.50, in Halbpergament M. 6.50.

— **DIE WOGENDE SAAT.** Übertragen von *Paul Zech*. In Pappband M. 4.50.

— **DER SELTSAME HANDWERKER UND ANDERE ERZÄHLUNGEN.** Übertragen von *Friderike Maria Zweig*. Mit 26 Holzschnitten von *Frans Masereel*. In Halbleinen M. 6.—.

— **FÜNF ERZÄHLUNGEN.** Übertragen von *Friderike Maria Zweig*. Mit 28 Holzschnitten von *Frans Masereel*. *Zweite Auflage*. In Halbleinen M. 6.—.

— **REMBRANDT.** Übertragen von *Stefan Zweig*. Mit 96 Vollbildern nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen *Rembrandts*. 41.–45. Tausend. In Halbleinen M. 5.—.

— **RUBENS.** Übertragen von *Stefan Zweig*. Mit 95 Vollbildern. 26.–30. Tausend. In Halbleinen M. 5.—.

VERLAINE, PAUL: GESAMMELTF WERKE. Eine Auswahl der besten Übertragungen, herausgegeben von *Stefan Zweig*. Mit zahlreichen Bildbeigaben. Zwei Bände. In Halbpergament M. 16.—.

* **VERMEYLEN: DER EWIGE JUDE.** Aus dem Flämischen übertragen von *Anton Kippenberg*. Mit 12 Holzschnitten von *Frans Masereel*. *Zweite Auflage*. In Halbleinen M. 6.—.

VOLL, KARL: DIE ALTNIEDERLÄNDISCHE MALEREI VON JAN VAN EYCK BIS MEMLING. Ein entwicklungsgeschichtlicher Versuch. Mit 63 Vollbildern. *Zweite, verbesserte Auflage*. In Halbleinen M. 10.—, in Halbpergament M. 14.—.

* (VOLKMANN:) DIE JUGENDFREUNDE DES „ALTEN MANNES". Johann Wilhelm und Friederike Tugendreich Volkmann. Nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben von *Ludwig Volkmann.* Mit zehn Bildtafeln in Lichtdruck. In Pappband M. 7.—, in Halbleder M. 10.—.

* VOLTAIRES ERZÄHLUNGEN. Übertragen von *Ernst Hardt. Zweite Auflage.* In Leinen M. 7.50, in Halbleder M. 11.—.

WALDMANN, EMIL: ALBRECHT DÜRERS LEBEN UND KUNST. Drei Teile in einem Bande. Mit 240 Vollbildern nach Gemälden, Stichen, Holzschnitten und Handzeichnungen des Meisters. In Halbleder M. 18.—. Die Teile erschienen als Einzelbände zum Preise von je M. 5.— in Halbleinen unter folgenden Titeln: Albrecht Dürer — Dürers Stiche und Holzschnitte — Dürers Handzeichnungen.

WALZEL, OSKAR: VOM GEISTESLEBEN ALTER UND NEUER ZEIT. *Zweite Auflage.* In Halbleinen M. 8.—.

WASMANN, FRIEDRICH. Ein deutsches Künstlerleben, von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von *Bernt Grönvold.* Mit 107 Lichtdrucktafeln. In Leinen M. 12.—.

WILDE, OSCAR: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von *Heinrich Vogeler-Worpswede.* 123.–127. Tausend. In Pappband M. 4.50, in Halbpergament M. 7.50.

* ZWEIG, STEFAN: AMOK. Novellen einer Leidenschaft. 22.–31. Tausend. In Halbleinen M. 5.50.

— ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. 16. bis 19. Tausend. In Halbleinen M. 5.50.

— DREI MEISTER (Balzac – Dickens – Dostojewski). 13.–15. Tausend. In Pappband M. 5.—, in Halbpergament M. 7.50.

— JEREMIAS. Eine dramatische Dichtung in neun Bildern. 22. bis 25. Tausend. In Pappband M. 5.—, in Halbpergament M. 7.50.

— GESAMMELTE GEDICHTE. In Halbleinen M. 6.50, in Halbpergament M. 9.— und in Leder (Handband) M. 45.—.

DREI-MARK-BÄNDE

Jeder Band in Ganzleinen gebunden M. 3.—.

* BEETHOVENS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann*. 26.—31. Tausend.

* FICHTES REDEN AN DIE DEUTSCHE NATION. Revidierte Ausgabe von *Rudolf Eucken*. 21.—24. Tausend.

* BRIEFE VON GOETHES MUTTER. Mit einer Silhouette der Frau Rath. Ausgewählt und eingeleitet von *Albert Köster*. 58.—63. Tausend.

* HUMBOLDT, WILHELM VON: BRIEFE AN EINE FREUNDIN. In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann*. 21.-26. Tausend.

* MOZARTS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann*. 21.–26. Tausend.

* GOETHES BRIEFE AN FRAU VON STEIN. In Auswahl herausgegeben von *Julius Petersen*. Mit sechs Silhouetten. 21.–30. Tausend.

*

DEUTSCHE MEISTER

Eine Monographienreihe, herausgegeben von *Karl Scheffler* und *Curt Glaser*. Jeder Band (Großoktavformat) in Halbleinen M. 10.—, in Halbpergament M. 14.—.

LUKAS CRANACH. Von *Curt Glaser*. 6.–10. Tausend. Mit 117 Abbildungen.

ALBRECHT DÜRER. Von *Max Friedländer*. Mit 115 Abbildungen.

PHILIPP OTTO RUNGE. Sein Leben und sein Werk. Von *Paul Ferdinand Schmidt*. Mit 80 Vollbildern.

ALBRECHT ALTDORFER. Von *Hans Tietze*. Mit 127 Abbildungen.

* DIE ANFÄNGE DER TAFELMALEREI. Von *Wilhelm Worringer*. Mit 126 Abbildungen. In Halbleinen M. 14.—, in Halbpergament M. 18.—.

* CARL FRIEDRICH SCHINKEL. Von *August Grisebach*. Mit 110 Abbildungen.

* DEUTSCHE BILDHAUER DES 13. JAHRHUNDERTS. Von *Hans Jantzen*. Mit 140 Abbildungen.

MEMOIREN UND CHRONIKEN

AKSAKOWS FAMILIENCHRONIK. Nach *Raczynskis* Übertragung aus dem Russischen bearbeitet und erweitert von *H. Röhl.* In Pappband M. 5.—, in Halbleder M. 8.—.

CAROLINENS LEBEN IN IHREN BRIEFEN. Auf Grund der von *Erich Schmidt* besorgten Gesamtausgabe in Auswahl herausgegeben von *Reinhard Buchwald,* eingeleitet von *Ricarda Huch.* Mit 16 Bildtafeln. 6.–10. Tausend. In Halbleinen M. 6.50, in Halbleder M. 9.50.

CORTES, FERDINAND: DIE EROBERUNG VON MEXIKO. Mit den eigenhändigen Berichten Cortes' an Kaiser Karl V. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. Herausgegeben von *Arthur Schurig.* 6.–10. Tausend. In Halbleinen M. 6.50, in Halbleder M. 9.50.

* **BRIEFE DER HERZOGIN ELISABETH CHARLOTTE VON ORLEANS (LISELOTTE).** Herausgegeben v. *Hans F. Helmolt.* Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M. 8.—, in Halbleder M. 11.—.

DIE BRAUTBRIEFE WILHELMS UND CAROLINENS VON HUMBOLDT. Herausgegeben von *Albert Leitzmann.* 10.–12. Tausend. In Leinen M. 6.50, in Halbleder M. 9.—.

MEMOIREN DER KAISERIN KATHARINA II. VON RUSSLAND. Aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von *Erich Boehme.* Mit 16 Bildnissen. 16.–19. Tausend. In Halbleinen M. 7.—, in Halbleder M. 10.—.

MEMOIREN DER MARKGRÄFIN WILHELMINE VON BAYREUTH. Deutsch von *Annette Kolb.* Mit 10 Bildtafeln. 9.–13. Tausend. In Leinen M. 7.—, in Halbleder M. 10.—.

*

DEUTSCHE VERGANGENHEIT

Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von *Johannes Bühler*

DIE GERMANEN IN DER VÖLKERWANDERUNG. Mit 16 Bildtafeln und einer Karte. In Halbleinen M. 7.50, in Halbleder M. 11.—.

* **DAS FRANKENREICH.** Mit 16 Bildtafeln und einer Karte. In Halbleinen M. 7.50, in Halbleder M. 11.—.



KLOSTERLEBEN IM DEUTSCHEN MITTELALTER. Mit 16 Bildtafeln. 7.–11. Tausend. In Halbleinen M. 7.50, in Halbleder M. 11.—.

* DIE SÄCHSISCHEN UND SALISCHEN KAISER. Mit 16 Bildtafeln und 1 Karte. In Halblein. M. 7.50, in Halbleder M. 11.—.

*

DER DOM

BÜCHER DEUTSCHER MYSTIK

In Verbindung mit Josef Bernhart, Johannes Bühler, Max Fischer, Anton Gabele, Walter Harburger, Friedrich M. Huebner, Leopold Naumann, Max Pulver, Friedrich Schulze-Maizier, Karl Widmaier herausgegeben von Hans Kayser.

BAADER, FRANZ VON: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Max Pulver*. In Halbleinen M. 7.—, in Halbpergament M. 9.—.

BÖHME, JAKOB: AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Hans Kayser*. 4.–7. Tausend. In Halbleinen M. 7.50, in Halbpergament M. 10.—.

FECHNER, GUSTAV TH.: ZEND-AVESTA. Gedanken über die Dinge des Himmels und des Jenseits vom Standpunkte der Naturbetrachtung. Frei bearbeitet und verkürzt herausgegeben von *Max Fischer*. 5.–7. Tausend. In Halbleinen M. 7.50, in Halbpergament M. 10.—.

HAMANN, J. G.: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Karl Widmaier*. In Halbleinen M. 7.50, in Halbpergament M. 10.—.

HILDEGARD VON BINGEN: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Johannes Bühler*. In Halbleinen M. 7.—, in Halbpergament M. 9.—.

* PARACELSUS, THEOPHRASTUS: SCHRIFTEN. Herausgeg. von *Hans Kayser*. 4.–7. Tausend. In Halbleinen M. 9.—, in Halbpergament M. 12.—.

* RUISBROECK, JAN VAN: DIE ZIERDE DER GEISTLICHEN HOCHZEIT UND KLEINERE SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Friedrich M. Huebner*. In Halbleinen M. 7.—, in Halbpergament M. 9.—.

*SEUSE, HEINRICH: DEUTSCHE SCHRIFTEN. Ausgewählt und übertragen von *Anton Gabele.* In Halbleinen M. 6.50, in Halbpergament M. 8.50.

TAULER, JOHANN: PREDIGTEN. In Auswahl übertragen und eingeleitet von *Leopold Naumann.* In Halbleinen M. 6.50, in Halbpergament M. 8.50.

THEOLOGIA DEUTSCH. Herausgegeben und mit einer ausführlichen Einleitung über das Wesen der Mystik versehen von *Josef Bernhart.* 4.–6. Tausend. In Halbleinen M. 6.50, in Halbpergament M. 8.50.

*

DIE BIBLIOTHEK DER ROMANE

Jeder Band in Halbleinen bzw. Ganzleinen M. 4.—, Doppelbände M. 5.—.

WILLIBALD ALEXIS: DIE HOSEN DES HERRN VON BREDOW. Vaterländischer Roman. 22.—26. Tausend.

BUYSSE, CYRIEL: ROSE VAN DALEN. Aus dem Flämischen übertragen von *Georg Gärtner.*

CERVANTES: NOVELLEN. Vollständige deutsche Ausgabe auf Grund älterer Übertragungen bearbeitet von *Konrad Thorer.* Mit einem Nachwort von *Hermann Schneider.* Zwei Bände.

DE COSTER: FLÄMISCHE MÄREN. Übertragen von *Albert Wesselski.* 11.–20. Tausend.

— DIE HOCHZEITSREISE. Ein Buch von Krieg und Liebe. Zum ersten Male übertragen von *Albert Wesselski.* 31.–40. Tausend.

— UILENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von *Albert Wesselski.* 31.–40. Tausend. Doppelband.

*DEFOE: ROBINSON CRUSOE. Nach der ältesten deutschen Übertragung. 11.—15. Tausend.

DOSTOJEWSKI: SÄMTLICHE ROMANE UND NOVELLEN in Einzelausgaben. (Gesamtausgabe siehe Seite 184.) Übertragen von *H. Röhl.*

— ARME LEUTE. 6.–10. Tausend.

— DER DOPPELGÄNGER. 11.–14. Tausend.



DOSTOJEWSKI: AUS DEM DUNKEL DER GROSSSTADT — HELLE NÄCHTE. 6.–10. Tausend.

— DIE WIRTIN UND ANDERE NOVELLEN. 6.–10. Tausend.

— NETOTSCHKA NJESWANOWA UND ANDERE ERZÄHLUNGEN. 11.–14. Tausend.

— EIN KLEINER HELD — ONKELCHENS TRAUM. 6.–10. Tausend.

— DAS GUT STEPANTSCHIKOWO. 6.–10. Tausend.

— ERNIEDRIGTE UND BELEIDIGTE. 6.–10. Tausend. Zwei Bände.

— AUFZEICHNUNGEN AUS EINEM TOTENHAUSE. 11.–15. Tausend.

— SCHULD UND SÜHNE (Raskolnikow). 31.–35. Tausend. Zwei Bände.

— DER SPIELER UND ANDERE ERZÄHLUNGEN. 16.–21. Tausend.

— DER IDIOT. 11.–15. Tausend. Drei Bände.

— DER LEBENSLÄNGLICHE EHEMANN. — DIE FREMDE FRAU UND DER MANN UNTER DEM BETT. 6.–10. Taus.

*— DIE TEUFEL. 11.–15. Tausend. Drei Bände.

— WERDEJAHRE. 6.–10. Tausend. Zwei Bände.

— DIE BRÜDER KARAMASOFF. Übertragen von *Karl Nötzel*. 21.–30. Tausend. Drei Doppelbände.

EEKHOUD, GEORGES: DAS NEUE KARTHAGO. Roman aus dem heutigen Antwerpen. Übertragen von *Tony Kellen*.

FLAUBERT: FRAU BOVARY. Übertragen von *Arthur Schurig*. 31.–35. Tausend.

— SALAMBO. Ein Roman aus dem alten Karthago. Übertragen von *Arthur Schurig*. 26.–30. Tausend.

FRANÇOIS, LUISE VON: DIE LEZTE RECKENBURGERIN. 49.–58. Tausend.

*GRIMMELSHAUSEN: DER ABENTEUERLICHE SIMPLICISSIMUS. Vollständige Ausgabe. 21.–25. Tausend (Doppelband).

HOFFMANN, E. T. A.: DER GOLDNE TOPF. – KLEIN ZACHES. – MEISTER MARTIN DER KÜFNER UND SEINE GESELLEN. 11.–15. Tausend.

JACOBSEN, JENS PETER: FRAU MARIE GRUBBE. Interieurs aus dem 17. Jahrhundert. Übertragen von *Mathilde Mann.* 26.–31. Tausend.

— NIELS LYHNE. Übertragen von *Anka Matthiesen.* 41.–45. Tausend.

KELLER, GOTTFRIED: DAS SINNGEDICHT.

LAGERLÖF, SELMA: GÖSTA BERLING. Erzählung aus dem alten Wermland. Übertragen von *Mathilde Mann.* 35.–42. Tausend. Zwei Bände.

LIE, JONAS: DIE FAMILIE AUF GILJE. Roman aus dem Leben unserer Zeit. Übertragen von *Mathilde Mann.*

MEINHOLD, WILHELM: MARIA SCHWEIDLER, DIE BERNSTEINHEXE. Der interessanteste aller bisher bekannten Hexenprozesse, nach einer defekten Handschrift ihres Vaters herausgegeben.

MÖRIKE, EDUARD: MALER NOLTEN. In ursprünglicher Gestalt. 11.–15. Tausend.

MORITZ, KARL PHILIPP: ANTON REISER. Ein psychologischer Roman. 6.–10. Tausend.

MURGER, HENRI: DIE BOHÊME. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben. 21.–25. Tausend.

PHILIPPE, CHARLES-LOUIS: MARIE DONADIEU. Übertragen von *Friedrich Burschell.*

SCHEFFEL: EKKEHARD. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. 36.–40. Tausend. Doppelband.

*SCOTT, WALTER: DER TALISMAN. Revidierte Übertragung von *August Schäfer.* 16.–20. Tausend.

STREUVELS, STIJN: DER FLACHSACKER. Aus dem Flämischen übertragen von *Severin Rüttgers.*

STRINDBERG, AUGUST: AM MEER. Übertragen von *Mathilde Mann.*

— DIE LEUTE AUF HEMSÖ. Übertragen von *Mathilde Mann.* 11.–20. Tausend.



TILLIER, CLAUDE: MEIN ONKEL BENJAMIN. Übertragen von *Rudolf G. Binding*. 11.–15. Tausend.

TOLSTOI: SÄMTLICHE ROMANE UND ERZÄHLUNGEN in Einzelausgaben. (Gesamtausgabe siehe Seite 195.)

— KINDHEIT, KNABENALTER, JÜNGLINGSJAHRE. Übertragen von *H. Röhl*.

— ANNA KARENINA. Übertragen von *H. Röhl*. 26.–30. Tausend. Zwei Doppelbände.

— KRIEG UND FRIEDEN. Übertragen von *H. Röhl*. 19.–22. Tausend. Vier Doppelbände.

— AUFERSTEHUNG. Übertragen von *Adolf Heß*. 25.–29. Tausend. Doppelband.

***— ERZÄHLUNGEN. Übertragen von *A. Eliasberg*, *A. Luther*, *K. Nötzel* und *H. Röhl*. Vier Doppelbände.**

TURGENJEFF: VÄTER UND SÖHNE. In der vom Dichter selbst revidierten Übertragung. 22.–27. Tausend.

***VISCHER, FRIEDRICH THEODOR: AUCH EINER. Eine Reisebekanntschaft. 11.–15. Tausend.**

WEIGAND, WILHELM: DIE FRANKENTHALER. 11.–15. Tausend.

WILDE, OSCAR: DAS BILDNIS DES DORIAN GRAY. Übertragen von *Hedwig Lachmann* und *Gustav Landauer*. 36.–39. Tausend.

ZOLA, EMILE: GERMINAL. Übertragen von *Johannes Schlaf*. Doppelband.

— NANA. Übertragen von *Karl Lerbs*.

— DAS WERK. Übertragen von *Johannes Schlaf*.

— DER ZUSAMMENBRUCH. Übertragen von *Franz Franzius*. Doppelband.

*

BIBLIOTHECA MUNDI

(In den Ursprachen)

Jeder Band in Pappband mit Pergamentverstärkung je M. 5.— und in Halbleder je M. 10.—.

ANTHOLOGIA HEBRAICA. Poemata selecta a libris divinis confectis usque ad Iudaeorum ex Hispania expulsionem (1492) quae digesta atque disposita tractavit *H. Brody* adjuvante *M. Wiener. Zweite Auflage.*

— HELVETICA. Deutsche, französische, italienische, rätoromanische und lateinische Gedichte und Volkslieder. Herausgegeben von *Robert Faesi.*

— HUNGARICA. Kiadta *Gragger Róbert.*

(— ITALICA:) IL RINASCIMENTO. Anthologia Italica ab saeculo decimo tertio usque ad saeculum decimum sextum. Curaverunt editionem *Joseph Gregor* et *Carl Roretz.*

(— RUSSICA:) РУССКІЙ ПАРНАССЪ (Russischer Parnaß). Herausgegeben von *Alexander Eliasberg. Zweite Auflage.*

***ANTHOLOGIE DE LA POÉSIE LYRIQUE FRANÇAISE DE LA FIN DU XV. SIÈCLE À LA FIN DU XIX. SIÈCLE. Présentée par *Georges Duhamel.* Pappband M. 8.—. Leinen M. 10.—. Halbleder M. 14.—.**

BAUDELAIRE: LES FLEURS DU MAL. Mit einem Porträt in Lichtdruck. *Zweite Auflage.*

BYRON: POEMS.

Q. HORATI FLACCI OPERA. Curavit editionem *R. Heinze.*

KLEIST: ERZÄHLUNGEN.

MUSSET: TROIS DRAMES. (André del Sarto. Lorenzaccio. La coupe et les lèvres.)

NAPOLÉON (I.): DOCUMENTS. DISCOURS. LETTRES. Curavit editionem *Paul Amann.*

SANTA MADRE TERESA DE JÉSUS: LIBRO DE SU VIDA.

STENDHAL: DE L'AMOUR. *Zweite Auflage.*



LIBRI LIBRORUM

(In den Ursprachen)

Jeder Band auf Dünndruckpapier gedruckt und schmiegsam in Leinen und Leder gebunden.

BALZAC: LES CONTES DROLATIQUES. ***Zweite Auflage.*** **In Leinen M. 7.—, in Leder M. 14.—.**

DANTE: OPERA OMNIA. Enthaltend La Divina Commedia, Il Canzoniere, Vita Nuova, Il Convivio, sowie die lateinischen Schriften und Briefe. Mit einer Einleitung von ***Benedetto Croce.*** **Zwei Bände. In Leinen M. 14.—, in Leder M. 28.—.**

ДОСТОЕВСКIЙ: ПРЕСТУПЛЕНIЕ И НАКАЗАНIЕ (Dostojewski: Schuld und Sühne). In Leinen M. 7.—, in Leder M. 14.—.

ΟΜΗΡΟΥ ΕΠΗ. (ΙΛΙΑΣ. ΟΔΥΣΣΕΙΑ.) **Herausgegeben von** ***Paul Cauer.*** **In Leinen M. 9.—, in Leder M. 16.—.**

DER NIBELUNGEN NOT. — KUDRUN. Herausgegeben von ***Eduard Sievers.*** **In Leinen M. 7.—, in Leder M. 14.—.**

*

DIE INSELBÜCHEREI

In Pappband mit farbigem Überzugpapier M. —.75. Bisher erschienen 373 Bände.

Verzeichnisse auf Wunsch kostenlos.

*

PANDORA

(In den Ursprachen)

Jeder Band gebunden (nach Art der Insel-Bücherei) M. —.75.
Bisher erschienen 52 Bände.

Soeben ist erschienen:

VERZEICHNIS
ALLER VERÖFFENTLICHUNGEN DES INSEL-VERLAGES
1899 bis 1924

140 Seiten und 52 Tafeln.
Preis kartoniert M. 1.—.

INHALT

ɞɞ

*

BILDER

DRUCK VOM BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUT IN LEIPZIG